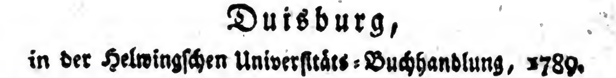




Karl Arnold Kortum
der Arzneiwiss. Doktor und Arzt in Bochum

Verteidiget die Alchimie gegen die Einwürfe einiger neuen Schriftsteller besonders des Herrn Wieglebs.





Duisburg,
in der Helwingschen Universitäts-Buchhandlung, 1789.



Vorrede.

Ich weiß es, daß ich vieles wage, da ich in unsern Tagen mit einer Schrift öffentlich auftrete, worin eine Wissenschaft zu verteidigen versucht wird, deren Namen schon bei vielen verhaßt ist. Ich sehe voraus, daß manches schlimmes Urteil darüber werde gefällt werden, und zucke die Achseln, bitte aber doch sehr, nicht zu voreilig zu sein, sondern mich erst zu hören, oder wenns gefällig ist, bis ans Ende zu lesen.

Wenn diese Schrift auch weiter nichts nuzte, als blos um Gelegenheit zu geben, daß die Wahrheit oder Unwahrheit der Alchimie noch weiter untersucht würde; so wäre schon der gröste Teil ihres Zweks erreicht. Sie ist eigentlich gegen Herrn Wiegleb geschrieben, oder vielmehr gegen dessen historisch-kritische Untersuchung der Alchimie oder eingebildeten Goldmacherkunst; denn für ihn selbst und seine anderweitige Verdienste habe ich alle Achtung. Ihn und jeden andern lasse ich gern von dieser Wissenschaft glauben was er will. Wenn wahre Hermetiker in der Welt sind, welche den Weisen-Stein haben, oder sonst Metalle verädeln können, so kann kein Gegner der Alchimie ihr schaden; denn die Adepten werden dafür sorgen, daß ihre geheime Kunst nicht verloren gehe, sie wird folglich würklich bleiben, obgleich alle andre sie für ein Unding halten. Ist aber die ganze alchimistische Wissenschaft ein leeres Ding, so wird weder meine geringe Schrift, noch irgend eine andre Verteidigung, sie sei alt oder neu, ihr die Würklichkeit geben, noch sonst in unsern auf-

aufgeklärten Zeiten Schaden anrichten oder jemanden verführen können.

Was mich betrift, so bin ich von der Existenz der Alchimie im eigentlichsten Verstande, aus guten Gründen überzeugt. Ich lase aber vieles, was dawider geschrieben war, und besonders auch die so berühmte Schrift des Hrn. Wieglebs. Ich fand die Gründe, welche Er gegen die Alchimie angibt, in vielen Stücken nicht zureichend, sezte zu Papier, was ich dawider dachte und gelesen hatte; so ohngefähr entstand mein Buch. Meinem Plane gemäs, ist noch manches eingeflossen, was nicht den Hrn. Wiegleb, sondern die Alchimie überhaupt angeht. Ob ich mich weiter in diesem Stoffe einlassen könne, weiß ich nicht.

Nun ein Wort an Euch, ächte Schüler des Hermes, wo Ihr auch seid! Wenn Ihr auch keinen öffentlichen Dank mir gebet, daß ich Eure verachtete Kunst gegen einen wichtigen Gegner verteidigt habe, so werde ich mich doch beruhigen, weil ich weiß, daß im Stillen Euer Mund mir Beifall lächelt.

Auch noch zur Nachricht etwas an die Afteralchimisten oder Gerngoldmacher; ihre Zahl heißt Legion! Ich weiß es, viele von Euch werden mit mir im Briefwechsel sein wollen. Euch allen muß ich sagen: daß ich niemals Briefe annehmen werde, die nicht ganz frei sind, nie auch, wenn sie auch ganz frei sind, beantworten, sondern in einem Umschlag zurükschicken werde, so bald ich sehe, daß der Inhalt unerheblich ist.

Bochum
in der westphälischen Grafschaft
Mark, im Jahr 1788.

K. A. Kortum
d. A. D.



Erstes



Erstes Hauptstük.

Von der Chimie und Alchimie überhaupt.

---

§. 1.

Chimie oder Chemie, und Alchimie oder Alchemie, sind Wörter, welche nach ihrem eigentlichen Ursprung einerlei Bedeutung haben, lezteres heißt so viel als die Chimie, weil das Al nur ein arabisches Vorwort ist. Die älteren Schriftsteller haben deswegen diese beiden Wörter ohne Unterschied gebraucht, und bald das Wort Chimie gewälet, wenn eigentlich von der Alchimie die Rede war, zuweilen auch unter dem Wort Alchimie die Chimie überhaupt verstanden. Ja sie haben sogar die Chimie und Alchimie für einerlei und dieselbe Wissenschaft gehalten, und nur in

neuern Zeiten ist die Bedeutung beider dieser Wörter und Wissenschaften sehr unterschieden worden.

§. 2. Denn Chimie nennt man jezt eigentlich diejenige Wissenschaft, welche überhaupt mit der Känntnis der Urstoffe der Körper sich beschäftigt, und deren natürliche Mischung, künstliche Trennung und Wiederzusammensezung lehret. Sie ist als eine höhere Naturgeschichte anzusehen; denn wo diese aufhöret, da fängt jene an. Die Naturgeschichte lehret die Erkänntnis der verschiedenen Körper überhaupt; die Chimie aber lehret die Eigenschaften der innern Stoffe dieser Körper kennen. Sie ist also nicht blos in einem einzelnen Naturreiche, vielweniger in einzelnen Stücken desselben eingeschränkt; sondern sie beschäftigt sich mit allen Körpern aus den drei Naturreichen, und sowol die Erdgewächse und Thiere, als die Mineralien oder irrdischen Stoffe müssen ihr zur Untersuchung dienen. Gros und weit ist also ihr Umfang; darum wird sie auch teils nach der Verschiedenheit der Subjekte, mit welchen sie sich abgibt, teils nach dem verschiedenen Zwecke, um dessen Willen sie geübt wird, teils auch nach der Art, wie und womit sie betrieben wird, verschiedentlich eingeteilet. So haben wir z. B. die metallurgische, mechanische, ökonomische, dokimastische, pharmaceutische, pathologische, theoretische, praktische, pyrotechnische, halotechnische Chimie u. s. w. Uebrigens wird auch die Chimie zuweilen die hermetische, spagirische und königliche Kunst oder Wissenschaft genannt.

§. 3. Die Chimie hat, so wie alle andre Künste und Wissenschaften, einen unvollkommenen Ursprung, und erst nach einer langen Reihe von Jahren diejenige Gestalt bekommen, in welcher wir sie jezt sehen. Gewis ist es, daß derjenige Teil derselben, welcher die Untersuchung der Mineralien enthält, die erste Wurzel sei,

sei, woraus sie hervorgewachsen ist; oder daß die ersten chimischen Känntnisse der Menschen, blos in dem Kreise der eigentlichen irrdischen Stoffe eingeschlossen gewesen sein. Ja, da die Metalle den vorzüglichsten Plaz unter den Erdstoffen behaupten, auch nach aller Wahrscheinlichkeit, und zufolge der ältesten Nachrichten, die ersten Mineralien waren, womit sich die Menschen beschäftigten; so machte damals die ganze Chimie nur denjenigen kleinen Teil derselben aus, welchen wir jezt die Metallurgie oder Metallwissenschaft nennen. Es ist auch zu vermuten, daß sogar die ganze Metallwissenschaft der ältesten Menschen nur blos und allein darin bestanden habe, die etwa gefundenen gediegenen, oder von der Natur schon fertig gemachten Metalle, von ihren noch anklebenden fremden Teilen zu säubern, in der Folge aber solche Metalle auch aus ihren rohen Minern zu schmelzen, demnächst sie zu reinigen und daraus allerlei Werkzeuge zu verfertigen, wozu sie dann sich der Hülfe des Feuers bedienen musten.

§. 4. Deswegen wird die Benennung Chimie von dem arabischen Wort Chama, er hat erhizet oder zerschmolzen, oder von Kimiao oder Kimia, ein Ofen, am wahrscheinlichsten hergeleitet. Hiemit kommen diejenigen überein, welche den Ursprung des Worts Chimie in dem griechischen χεω, ich schmelze, suchen. Andre leiten es von χυμος, Saft, andre von ἄλκιμος, stark, her. Unwahrscheinlich ist die Herleitung von dem Namen eines alten egiptischen Weisen, den einige Schriftsteller Chimin nennen, und zum Erfinder dieser Wissenschaft machen. Noch unwahrscheinlicher aber ist es, wenn man den Namen eines alten indischen Fürsten Alcimus, der wegen seines Glücks und Reichthums bekannt war, zum Ursprung des Worts Chimie machen will. Viele behaupten auch, daß Cham, der Sohn Noah, so wie der Erfinder dieser Wissenschaft,

als auch der Stammvater ihrer Benennung sei. Es kann auch sein, daß dieselbe von dem Worte Chemi abstamme, mit welchem Namen sowol einige alte Schriftsteller, besonders Plutarch, als auch noch die jezigen Kopten, das land Egipten, entweder ganz, oder einen Teil desselben, benennen.

§. 5. Ich habe anfangs gesagt, daß Chimie und Alchimie, den Worten nach, einerlei Bedeutung haben, und nur in neuern Zeiten, den Begriffen nach, sehr unterschieden worden sein. Heute heißt Alchimie derjenige Teil der chimischen Wissenschaft, welcher lehret, die Metalle zu verädeln und vollkommener zu machen. Sie fängt also da an, wo die gemeine Metallwissenschaft oder Schmelzkunst aufhöret, und könnte deswegen eine höhere Chimie, oder besser eine höhere Metallkunst genennt werden. Diejenigen, welche die Alchimie schlechtweg die Goldmacherkunst oder Chrysopöia nennen, fehlen darin sehr. Denn die Alchimie im eigentlichen Verstande schränkt sich nicht blos auf das Geschäft ein, andre Metalle zu Gold zu machen; sondern sie lehret, den Metallen überhaupt mehr Vorzüge zu geben, und spüret deswegen der Natur nach, wie dieselbe die Metalle bildet und zeitiget. Nach höherm Begrif lehret sie zugleich die feinste Aufschließung, Reinigung, Scheidung und Festmachung der zartesten Teile der Körper und der Urstoffe der Natur. Die kurzen Beschreibungen der Alchimie sind übrigens bei den Schriftstellern verschieden. Nach des angeblichen Hermes Definition ist die Alchimie eine Wissenschaft, diejenigen ädlern Körper zu vereinigen, welche nur von einerlei und auf eine ganz einfache Art zusammengesezt sind, und solche durch eine natürliche Vermischung in etwas bessers zu verwandeln. Claveus beschreibt sie kurz als eine Kunst, welche lehret, eine dem Golde nächste, und zwar natürliche Materie, durch natürliche

Wür-

Würkungsmittel zum Golde zu erhöhen. Roger Baco sagt, sie sei eine Wissenschaft, welche lehret, eine Arznei machen und erzeugen, die Elixir genannt wird, und die Metalle oder unvollkommene Körper im Augenblik vollkommen macht. Albert der Große spricht, sie sei eine Kunst, durch welche die in den Minern verdorbene und unvollkommene Metalle wieder verbessert und vollkommen gemacht würden. Hiemit stimmt der König Kalid überein, welcher behauptet, die Alchimie sei eine Kunst aller Künste, eine Wissenschaft über alle Wissenschaften, durch welche die Metalle, welche in den Minern unvollkommen geblieben sind, zur Vollkommenheit, und von der Verderblichkeit zur Unverderblichkeit gebracht würden. Der enge Bezirk, in welchem diese und mehr andere Schriftsteller die Beschreibung der Alchimie einschränken, indem sie dieselbe lediglich auf die Verädlung der Metalle deuten, rührt ohne Zweifel daher, weil das Gold das ädelste und vollkommenste aller Metalle, und gemeiniglich die äußerste Grenze und das Hauptziel ist, dessen Erreichung die Alchimisten sich angelegen sein lassen. Denn es ist bekannt, daß ihre vorzüglichste Bemühung dahin gehe, um geringe Metalle zur Höhe des Goldes zu erheben.

§. 6. Daß es möglich sei, die Metalle überhaupt zu verbessern, zu verfeinern oder ädler zu machen, wird wol niemand in Zweifel ziehen. Die Schmelzung, Scheidung und Reinigung, welche mit den Metallerzten, und nachher mit den Metallen selbst, nach den Regeln der gemeinen Schmelzkunst vorgenommen wird, ist schon an sich nichts anders als eine Verädlung. Ob aber die geringeren Metalle entweder alle, oder ein einzelnes, bis zur höchsten Stuffe der metallischen Vollkommenheit, bis zur Höhe des Goldes, oder auch nur des Silbers, durch die Kunst gebracht werden können; daran wird mancher zweifeln. Ob gar diese Verädlung

oder Vervollkommnung, durch einen geringen Zusaz eines gewissen Stoffes, bei allen und jeden geringen oder unvollkommenen Metallen, in kurzer Zeit möglich sei; daran zweifeln noch mehrere. Viele geben vielleicht das erstere als möglich zu, aber die Möglichkeit des andern leugnen sie. Hieraus kann man sehen, daß die Alchimie, nach den heutigen Begriffen, eigentlich zwiefach sei. Man teilt sie nämlich in die Partikular- und Universalalchimie, das heißt: in die einfache oder besondere, und in die allgemeine Alchimie ein.

§. 7. Die Partikularalchimie hält sich blos bei der Verädlung einzelner geringer Metalle auf, und lehret, dieselben durch allerlei Bearbeitungen zur höchsten Stuffe der Reinigkeit zu bringen, das gröbere Wesen von ihnen zu scheiden, das beste bei ihnen zu erhalten, und durch mancherlei künstliche Zusäze gleichsam zur Reiffe und zu demjenigen ädlen Grade zu erhöhen, welchen zu erreichen bei ihnen durch die Natur möglich war. Diese lezte Einschränkung seze ich wolbedacht hinzu, weil die Alchimie eigentlich nichts zu thun vermag, was über dem Vermögen oder jenseit den Kräften der Natur geht. Folglich wenn es möglich war, daß die Natur, aus diesem oder jenem geringen Metall in der Erde, etwas vollkommeneres hätte machen können, wenn sie nicht gewisse negative oder positive Hindernisse gefunden hätte; so kann auch die Partikularalchimie, und zwar auf keine andre Weise, als weil sie jene Hindernisse aus dem Wege räumet, das Metall zu der bei ihm möglich gewesenen Höhe bringen. Die Natur mag nun, wie einige nach dem Aristotelischen Saz: „die Natur hat in jedem Dinge immer das „beste und vollkommenste zur Absicht" behaupten, bei der Bildung eines jeden Metalls den Zwek gehabt haben, daraus das vollkommenste Metall, nämlich Gold zu machen; oder es mögen auch nur einige Grund-

teile

teile des Metalls, und nicht das ganze Metall, einer größern Vollkommenheit fähig gewesen sein; so bleibt doch in beiden Fällen die Einschränkung der Macht einer Partikularalchimie richtig und begreiflich, es wird jedoch dasjenige, was hier gesagt ist, im künftigen §. 148. deutlicher werden. Die Universalalchimie aber lehret, *alle* und jede geringe oder unvollkommene Metalle, in ihren zusammengesezten Teilen, so zu reinigen und zu verändern, daß sie, sowol nach ihrer Farbe, als auch nach der Dichtigkeit, Schwere und Beständigkeit, und kurz, in ihrer ganzen Substanz, alle Eigenschaften des Goldes erlangen, und dieses sogar, ohne weitläuftige Bearbeitung, nur allein durch die in kleiner Menge geschehene Beimischung eines äußerst durchdringenden Stoffes, welcher, wenn er in trockner Gestalt *erscheinet*, der Stein der Weisen, in flüssiger Gestalt gemeiniglich aber das Elixir genannt wird.

§. 8. Dieses wird hinreichend sein, um von der Alchimie einen deutlichen und wahren Begrif zu geben. Gar oft wird die Partikularalchimie mit der Universalalchimie verwirrt, und der große Unterschied zwischen beiden so wenig von den Schriftstellern, welche für die Alchimie geschrieben haben, als von den Gegnern derselben, in Acht genommen. Die Ersteren behaupten meistens gar zu hartnäckigt, daß alles wahr sei, was von der Zauberwürkung des Steins der Weisen geschrieben ist, und gerathen, weil sie den Glauben zu weit treiben, damit ins lächerliche. Die andern aber gehen ebenfalls zu weit, indem sie die Alchimie überhaupt als eine leere Kunst verachten, und alle Anhänger derselben für seichte Köpfe, Thoren und Betrüger erklären.

§. 9. Seit langen Zeiten gibt es viele Gelehrte und Halbgelehrte, welche die Möglichkeit der Metallveredlung nicht allein überhaupt, sondern auch daß dieselbe

selbe durch den Stein der Weisen geschehen könne, behauptet, und die Alchimie ihrem ganzen Umfange nach vertheidigt haben. Unzälbare gedrukte und ungedrukte Schriften sind von dieser Wissenschaft vorhanden. Es gibt aber auch nicht wenige, welche die ganze Alchimie, und durchaus alles, was zu ihr gehöret, für eine abergläubige leere Wissenschaft, für ein Blendwerk und für ein wildes unfruchtbares Reis, welches aus der Chimie entsprossen, halten, und dieselbe aus dem Reiche der Wissenschaften vertilgen wollen. In unserer Zeit hat sich besonders ein Gegner derselben ausgezeichnet. Es ist Herr Joh. Christ. Wiegleb, der kaiserl. Akademie der Naturf. und der maynzisch. Akad. nüzlicher Wissenschaften Mitglied. Dieser hat durch seine historisch-kritische Untersuchung der Alchemie oder der eingebildeten Goldmacherkunst viel Aufsehen erregt, um destomehr, da die anderweitigen Verdienste dieses Gelehrten, besonders um die Chimie, fast allgemein bekannt sind. Er hat in dieser seiner Schrift, ohne Zweifel, die mehresten und besten Gründe gegen die Alchimie vorgebracht. Ob zwar mancher seiner Einwürfe schon von andern ältern Gegnern gemacht worden ist; so hat Er doch auch viel neues gesagt, und überhaupt alles eingewandt, was nur gegen diese Wissenschaft eingewandt werden kann. Sein Eifer verleitet Ihn sogar oft zu Bitterkeiten, harten Ausdrücken und Schmähungen, welche zur Sache aber selbst nicht gehören, und der Wahrheit überhaupt mehr schaden als nuzen. Da derselbe, so viel ich weiß, noch nicht widerlegt ist, einige kleine Ausfälle abgerechnet, welche hin und wieder einige neue historisch-alchimistische Schriftsteller *) auf Ihn

*) Z. B. in der Sammlung der neuesten und merkwürdigsten Begebenheiten, welche sich mit unterschiedlichen vermutlich

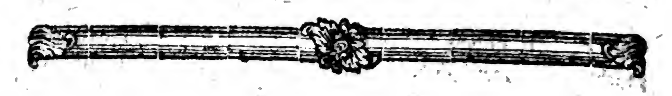
Ihn gethan haben *); so habe ich einen Versuch gemacht, in dieser Schrift auf seine Einwürfe zu antworten, und zwar ohne Bitterkeit, und ohne Ihm in denjenigen Stücken die Wahrheit streitig zu machen, in welchem sie offenbar auf seiner Seite ist. So viel es nach dem Plan, den ich mir bei meiner Schrift vorgezeichnet habe, möglich ist, werde ich diejenige Ordnung beibehalten, welche Er in seiner Schrift beobachtet hat.

---

lich noch lebenden Adepten zugetragen. Hildesheim 1780. Auch in Gäldenfalks Sammlung von mehr als 100 wahrhaften Transmutationsgeschichten. Frankf. und Leipzig 1784.

*) Hieher gehöret auch die Recension der Wieglebschen Schrift in Erxlebens physikalischen Bibliotek, wovon ich unten besonders reden werde.

Zweites



Zweites Hauptstük.

Vom Altertum und Ursprung der Alchimie.

§. 9.

Es ist an sich eine menschliche Schwachheit, wenn man glaubt, daß das Altertum einer Wissenschaft oder Kunst einen Vorzug gebe; denn nicht Altertum, sondern Nuzen für die menschliche Gesellschaft, gibt den wahren Wehrt. Indessen bemühen sich doch alle Lobredner einzelner Künste oder Wissenschaften, diese recht alt zu machen, und meinen damit den Adel derselben zu erhöhen. Auch die Alchimisten haben dieses mit den Schriftstellern, welche von andern Künsten und Wissenschaften geschrieben haben, gemein; sie behaupten, die Alchimie sei sehr alt. Sie sagen, es wäre dieselbe schon dem Adam bekannt gewesen, und so, wie mehrere Wissenschaften, durch höhere Offenbarung dem Menschen zuerst mitgeteilt. Sie sei darauf von Cham, dem dritten Sohn Noah, weiter fortgepflanzt worden, und von ihm auf die Egipter gekommen, wo Hermes sie gelehret nnd erweitert hätte. Auch die Patriarchen hätten sie gekannt; auf Abraham, Isaak, Jakob, Joseph und ihre Nachkommen wäre sie fortgeerbt worden. Von den Egiptern hätte Moses sie erlernet, der sie einigen von seinem Volke wieder gelehret. Salomo hätte vorzüglich diese Kunst verstanden, und mehrere

Män-

Männer des grauen Altertums unter den Israeliten, besonders einige Propheten. Aus Egipten wäre sie auf die Kananiter, Phönicier und andre alten Völker gekommen, endlich aber auf die Griechen, Römer und Araber, von diesen zulezt auf die neuere Nationen. Zur Beglaubigung alles dessen zeigen die Alchimisten verschiedene Schriften von Moses, Miriam, Salomo u. s. w. vor, welche aber unstreitig unächt und in neuern Zeiten verfertigt worden sind.

§. 10. Was an diesem Vorgeben der Alchimisten wahr oder nicht wahr, oder wenigstens wahrscheinlich und unwahrscheinlich sei, und wie weit die Gegner, besonders Hr. Wiegleb, recht haben, wenn sie der Alchimie das Altertum absprechen wollen, wird sich zeigen. So viel ist gewis, daß die Bearbeitung der Metalle schon früh bekannt gewesen sei. Tubalcain ist der erste, von dem die ältesten Urkunden melden, daß er sich daraus ein besonders Geschäft gemacht habe. Es heißt im 1 B. Mos. im 4ten Kap. v. 22, der achte Mensch nach Adam, Tubalcain, sei ein Meister in allerlei Erzt und Eisenwerk gewesen. Josephus, der berühmte jüdische Geschichtschreiber, der ihn Tobel nennt, sagt, er habe das Schmiedewerk zuerst erfunden. Ob dessen Wissenschaft aber blos in Schmelzung und mechanischer Bearbeitung der Metalle bestanden, oder ob er nicht schon die gröbern Bestandteile derselben gekannt und zerlegt, und die Metalle verbessert habe, davon ist nichts gewisses zu bestimmen. Daß er mehr gethan habe, als allein die etwa gefundene gediegene Metalle zu hämmern, ist gewis. Er wird ein Meister, ein Künstler, in allerlei Erz genannt, an den gefundenen gediegenen Metallen konnte er aber keine Meisterstücke beweisen, oder davon sonderlich brauchbare Sachen erkünsteln. Es ist eben nicht unwahrscheinlich, daß der Erfinder, und noch

mehr die nachfolgenden Metallurgen, bei ihren Versuchen die Metalle zu verarbeiten, sehr leicht auf allerlei Mittel verfallen konnten, wodurch die Metalle nicht allein in ihrer Reinigkeit, sondern sogar in ihrem Wesen verbessert wurden. Sie hatten keine Vorgänger, keine Anweisung, keine vorgeschriebene Methoden, nach welchen sie bei ihren Arbeiten hätten zu Werke gehen können. Sie musten allerhand Versuche machen, worauf sie durch eigenes Nachdenken oder durch Zufall geführt wurden. Wenn sie zuerst dieses oder jenes Metall aus den Minern ziehen wollten; so musten sie gewis manchmal vergeblich arbeiten, und manchen Zusaz thun, ehe sie die rechten Kunstgriffe erfuhren. So konnten sie dann von ohngefähr manches lernen, was ins eigentliche Gebiet der Alchimie gehört. Ging es nicht eben so mit andern Künsten und Wissenschaften? lehrte nicht z. B. der Zufall oder ein Ohngefähr manches, was zur Heilung der Krankheiten des menschlichen Körpers diente? Unvollkommen war freilich diese Känntnis des ersten Metallkünstler, und sehr mager die Gelegenheit, hierin etwas zu lernen; allein, geradezu alle chimische Wissenschaft ihnen abzusprechen, das ist doch zu viel gethan. Es war bei ihnen wenigstens eine Möglichkeit vorhanden, etwas Chimie und Alchimie zu lernen, weil sie nicht allein Lust zur Metallarbeit hatten, sondern auch würklich selbst arbeiteten, und deswegen vieles erfahren musten.

§. 11. Was von den ersten Metallkünstlern gilt, gilt mit noch größerm Rechte von den folgenden. Höchst wahrscheinlich ist es, daß die Metallkunst eine Wissenschaft gewesen sei, welche nur bei der Familie blieb, und worauf sich nur einzelne Personen legten, die ihre Entdeckungen geheim hielten, und nur ihren Kindern oder nächsten Verwandten mitteilten, welche dann nicht allein

die

die Erfarungen ihrer Vorgänger nuzten, sondern auch weitere Fortschritte machen konnten, die die Untersuchung der Eigenschaften der Metalle und die Verbesserung derselben betrafen. Ich will hiemit zwar nicht behaupten, daß die ersten und nächstfolgenden Metallarbeiter es notwendig so weit gebracht haben solten, daß sie würkliche Chimisten oder gar Alchimisten im eigentlichsten Verstande gewesen wären, oder notwendig die Kunst, Metalle zu verädlen, hätten bei ihrer Arbeit lernen müssen; allein, eben so wenig können die neuern Gegner der Alchimie, besonders Hr. Wiegleb, behaupten, wie Er doch thut, daß die chimische Känntnis derselben so gar gering gewesen sei, und nur bis auf die Hämmerung oder mechanische Bearbeitung der gediegenen Metalle, oder höchstens auf die Absonderung und Zusammenschmelzung der Metalle, aus den Steinen und Erzten, sich erstrekt haben solte.

§. 12. Es ist auch kein Zweifel, daß nicht, außer den Metallarbeiten, in den ältesten Zeiten mehr chimische Operationen (ich nehme hier das Wort Chimie im weitläuftigen Verstande) bekannt gewesen sein. Die Menschen verstunden damals die Bereitung des Weins, den Noah erfand, 1 B. Mos. 9. v. 21. Sie konnten Ziegel und Kalk brennen, 1 Mos. 11. v. 3. Sie kannten die Säuerung 2 Mos. 12. v. 15. und Kap. 13. v. 3. Sie konnten Essig aus Wein und andern starken Getränken machen, 4 Mos. 6. v. 3. Sie verstunden die Abhaltung der Fäulnis oder die Balsamirung, 1 Mos. 50. v. 2. Sie kannten die Kraft der Gährung, Hiob 32. v. 19, imgleichen die Kunst, Lauge und Seiffe zu machen, Jerem. 2. v. 22. und Maleachi 3. v. 2. Sie kannten ferner das Salz, 5 Mos. 29. v. 23, B. d. Richter 9. v. 45, 2 B. d. Könige 2. v. 20. 21, imgleichen die Glaskunst, Sprüchw. Salom. 23. v. 31, den

Schwefel, 5 Mos. 29. v. 23, Jesaia 30. v. 33 und Kap. 34. v. 9, auch die Glasur, Syrach 38. v. 34. Mehrere Zeugnisse finden sich in alten Profanschriftstellern, daß diese und mehr Künste und chimische Präparate schon den ältesten Völkern bekannt gewesen sein. Diejenigen, welche das Altertum der Chimie sonst leugnen, besonders Hr. Wiegleb, geben selbst dis alles zu, lezterer behauptet aber, daß die Känntnis solcher Sachen noch keinen Chimisten ausmache, folglich die Alten auch keine Chimie verstanden hätten. Freilich waren die Alten, welche jene Künste wusten, noch keine solche Chimisten, wie die heutigen sind. Sie waren nur empyrische Arbeiter, welche etwa dieses oder jenes einzelne Stük der Chimie blos handwerksmäßig trieben. Muß aber ein Chimist, wenn er so heißen soll, schlechterdings alles wissen, was zum ganzen Umfange dieser Wissenschaft gehört? Das wäre zu viel gefordert. Jede Kunst, jede Wissenschaft wächset mit der Zeit; im Anfange ist alles unvollkommen. Nach hundert und zweihundert Jahren wird man gewis noch größere und geschiktere Chimisten haben, als unsre jezige besten Chimisten sind. Sie werden mit den Entdeckungen unsrer Kinder, Enkel und Urenkel bereichert sein. Wäre es aber nicht unbillig, wenn diese dem Herrn Wiegleb und andern unsern heutigen geschikten Chimisten nachsagen wollten, sie hätten die Chimie nicht verstanden, weil sie nicht wusten, was erst in spätern Zeiten erfunden wurde? Wer wird dem Hipokrat oder Galen es absprechen, daß sie große Aerzte gewesen, obgleich sie den Umlauf des Bluts, die Pocken, das venerische Gift und tausend andre Dinge nicht gekannt haben, welche wir kennen. Wenn also die Alten nur etwas von der Chimie verstunden; wenn einzelne Familien oder Personen die Bestandteile, Mischung oder andre chimische Bearbeitung einzelner Naturprodukte kannten, solte es

auch

auch blos eine empyrische Bearbeitung und Känntnis gewesen sein, welche andre Personen damals nicht kannten; wenn sie ferner sich bemühten, diese ihre Känntnisse, so weit es die Umstände zuließen, zu erweitern; warum wollen wir ihnen dann nicht den Ruhm gönnen, daß sie Chimisten gewesen sein?

§. 13. Ich habe gesagt, daß anfangs die Känntnis der Bearbeitung der Metalle und Mineralien bei einzelnen Familien geblieben sei. So ging es mit allen damaligen Erfindungen und Künsten. Sie rühten meist nur bei den Hausgenossen des Erfinders, ja oft wurde nur der erstgeborne Sohn der Kunst seines Vaters teilhaft. Es scheint aus 1 Mos. 4, 21. daß sogar die Musik eine Kunst gewesen sei, welche anfangs nur bei den Nachkommen Jubals geblieben ist. Von der Arzneikunst weiß man zuverlässig, daß sie lange ein Erbstük der Familie des Aeskulaps gewesen sei. Aberglaube und Begierde nach Ruhm mit Neid verpaart, waren hievon die Quellen. Wer etwas nüzliches erfand, suchte dadurch von andern sich auszuzeichnen, und wurde auch würklich vom gemeinen Hauffen als eine außerordentliche Person angesehen, ja sogar oft zum Range eines Gottes erhoben. Daher ist der Ursprung der vielen Abgötter des Altertums. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch Tubalcain, dieser Feuerkünstler und Schmidt, nachher unter dem Namen des Vulkans, eines Gottes des Feuers und der Schmiede, verehrt worden sei.

§. 14. Uebrigens ist aus dem angeführten vierten Kapitel des ersten Buchs Mosis bekannt, daß die Cainiten diejenigen gewesen, denen wir die ersten Künste und die Erfindungen derselben zu danken haben. Adam hatte bekanntlich unter andern Kindern zween Söhne, Seth und Cain, welche das Menschengeschlecht fort-

 pflanzten.

pflanzten. Der Charakter und die Beschäftigung dieser beiden Brüder war sehr verschieden, und diese Verschiedenheit wurde auch ihren Kindern vererbet. Seth und seine Nachkommen beschäftigten sich meist nur mit der Religion und stillen Betrachtung göttlicher Dinge. Sie führten ein einsames Hirtenleben, und nährten sich von der Viehzucht, die sie blos zum notdürftigen Unterhalt trieben. Aber Cains Kinder pflügten das Feld, schlugen Zelte auf, bauten Städte, legten sich auf allerlei Künste, und sorgten mehr für die Bedürfnisse des Leibes und für Gemächlichkeit und Vergnügungen der Sinne, so daß die Religion darüber vernachlässiget wurde. Diese so verschiedene Beschäftigung der ersten Menschen war Schuld, daß Moses davon gleichsam zwo Klassen machte, und dieselben in Kinder Gottes und Kinder der Menschen einteilte. Jene bedeuteten die Nachkommen Seths, diese die Nachkommen Cains. Es scheint, daß sie beide von einander abgesondert gelebt haben; jene vielleicht in Hölen und kleinen Hütten, diese in Zelten und künstlichen Gebäuden.

§. 15. Nach und nach aber begonnte auch bei den Kindern Gottes der Geschmack an Künsten und weltlichen Wissenschaften sich einzufinden. Sie gingen aus ihren einsamen Hütten hervor, suchten die Gesellschaft der Kinder der Menschen, und heirateten ihre Töchter, die sich eine vorzügliche Schönheit für die Töchter der Kinder Gottes durch ihren Puz vielleicht erkünstelten. Da die Religion hierunter litte, weil die Sethiten von den Cainiten gleichsam angestekt, und zur Abgötterei oder gar zum Atheismus verführet wurden; so wird diese Vermischung der Kinder Gottes mit den Kindern der Menschen in der Bibel getadelt, 1 Mos. 6. v. 2, 3. Es ist indessen leicht zu denken, daß auf diese Weise auch die Sethiten mit den erfundenen Künsten

sten der Cainiten bekannt geworden sein. Aus dieser Quelle ist die alte Sage entstanden (weil man die mosaische Stelle von den Kindern Gottes unrecht verstund), daß sich die Engel oder höhere Geister mit den Menschentöchtern vermischt, und diesen für ihre Gutwilligkeit zur Belonung allerlei Künste mitgeteilt hätten. Einige Kirchenväter, besonders Tertullian, führen aus einem Buche, dessen Verfasser Henoch gewesen sein soll, eine Nachricht von diesen Engeln an. Nämlich, verschiedene dieser höhern Geister sollen unter der Anführung eines vornehmen Engels, Hexael genannt, auf die Erde herabgestiegen sein, sich zu den Töchtern der Menschen gesellet, sie geheiratet, und ihnen dagegen die Sternkunde, die Färberei, den Gebrauch der Kräuter und Edelsteine, so wie die Metallkunst, besonders den Gebrauch des Goldes, und mehr andre schöne Sachen, gelehret haben. Zosimus, ein alter Schriftsteller, zählet unter diesen, von den Engeln den Menschen mitgeteilten Künsten, ausdrüklich die Chimie *). Es gibt Alchimisten, welche dieses Mährchen für baare Wahrheit annehmen, und sich vieles darauf zu gute thun, indem sie glauben, damit beweisen zu können, daß die Chimie, und mit ihr die Alchimie, einen himmlischen Ursprung habe. Hierüber nun machen sich die Gegner der Alchimie, so wie besonders Hr. Wiegleb, lustig. Jeder vernünftiger Mensch wird ihnen auch darin in so weit Beifall geben, und das Mährchen verlachen. Selbst vernünftige Alchimisten, deren ich viele anführen könnte, gestehen, daß die Geschichte dieser Engel nichts anders als eine Fabel sei, und sie sind weit entfernt, daß sie der Alchimie einen solchen himmlischen Ursprung geben solten. Sie sagen vielmehr mit Recht, daß die

---

*) Man sehe hievon Schulzii Histor. med. pag. 9.

Kinder Gottes keine andre, als die Nachkommen Seths gewesen wären. Sie irren aber darin, wenn sie zugleich behaupten, daß diese Sethiten, so wie die andern Künste, also auch die Alchimie, welche sie von Adam gelernt, den Cainiten mitgeteilt hätten. Denn eigentlich waren es nicht die Kinder Gottes oder Sethiten, welche den Kindern der Menschen oder den Cainiten die Künste lehrten; sondern umgekehrt, die leztern waren die wahren Erfinder der Künste, und teilten sie den Sethiten mit. Eine ähnliche Fabel ist es, was man von den beiden Säulen erzälet, welche Seth aufgerichtet, und darauf die Künste und Wissenschaften überhaupt, so auch die Chimie, zum Nuzen der Nachwelt, geschrieben haben solte. Er soll nämlich im prophetischen Geiste den Untergang der Welt vorausgesehen, und weil er nicht eigentlich wuste, ob solcher durch Wasser oder durch Feuer geschehen werde, die eine Säule von Stein, die andre von Thon verfertigt haben, damit in jedem Fall doch wenigstens eine unverlezt bliebe, und also die bisher erfundene Künste nicht verloren würden. Wenn man nun aber auch gerne zugeben will, daß die Chimie, so wie andre Künste, in den frühesten Zeiten nicht ursprünglich von den Engeln gelehrt sei; so folgt doch nicht, daß sie darum nicht einen andern, und zwar natürlichen, alten Ursprung hätte. Wenn auch ferner einige Alchimisten ihrer Kunst einen übernatürlichen Ursprung geben wollen; so kann man doch diese Schwachheit einzelner abergläubiger Personen nicht allen Alchimisten, und der Alchimie selbst, zur last legen, wie Hr. Wiegleb thut. Endlich, wenn auch die Säulen Seths nur im Gehirne einiger leichtgläubiger Köpfe aufgebaut, oder wenn sie auch würklich irgendwo gestanden haben solten (wie denn Josephus versichert, daß zu seiner Zeit noch eine davon in Syrien vorhanden gewesen sei), doch nicht die chimische Künste darauf beschrieben

ben

ben gewesen sein; so folgt abermal doch nicht, daß nicht die Chimie, so viel man damals davon wuste, durch andre Arten der Ueberlieferung von den ältesten Menschen auf die Nachkommen übergebracht sein könne. Die handgreifliche Ungereimtheit jener Mährchen gibt also eigentlich keinen Grund ab, die Alchimie selbst zu verspotten, oder ihren alten Ursprung lächerlich zu machen.

§. 16. An sich bleibt es auch gar wol möglich, daß durch höhere Offenbarung den ersten Menschen viele Künste entdekt worden, es sei nun dieses durch Traumgesichte oder durch andere Wege geschehen; folglich ist es auch nicht unmöglich, daß die Chimie oder Alchimie durch eine höhere Offenbarung zuerst mitgeteilt sein könne. Der vertrauliche Umgang mit Gott, in welchem die ersten Väter stunden, ist nach den Erzälungen Mosis nicht zu leugnen. Wurden nicht auch zuweilen Engel herabgesandt und zwar, oft wie es scheint, in weit geringern Angelegenheiten, als die Entdeckung nüzlicher Wissenschaften war. Man sehe unter andern die Stellen 1 Mos. 16. v. 7. 1 Mos. 32. v. 24. u. s. w. 1 Mos. 32. v. 1. 4 Mos. 22. v. 22. Hr. Wiegleb will zwar behaupten, daß natürliche Künste und Wissenschaften nie von Gott unmittelbar wären überliefert worden; allein hier irret Er in seiner Behauptung. Denn war es nicht Gott selbst, der den ersten Menschen Röcke von Fellen machte und sie lehrte, wie sie sich kleiden könnten, 1 Mos. 3. v. 21? War es nicht Gott, der den Noah lehrte, die Arche bauen, und dadurch den Grund zur Schifbaukunst legte, 1 Mos. 6. v. 14? Zeigte nicht Gott auch dem Moses, wie er die Stiftshütte zurichten sollte, 2 Mos. 25. v. 9 und v. 40, imgleichen Kap. 26. v. 30? Hr. Wiegleb sagt ferner, die Alchimie besonders könne aus dem Grunde keinen übernatürlichen Ursprung haben,

weil es Gott unanständig gewesen wäre, den Menschen eine Kunst zu lehren, wodurch, wie bekannt sei, so viele Menschen unglüklich würden. Auch dieser Einwurf ist unerheblich. Denn jede Sache kann gemisbraucht werden, und in gewissen Verhältnissen schaden, wenn sie auch noch so nüzlich im Ganzen ist. Kleider und Schiffart können gemisbraucht werden, und durch Kleiderpracht und Schifbrüche werden viele Menschen unglüklich; dennoch habe ich so eben gezeigt, daß Gott selbst davon der Erfinder sei. Obgleich auch bei der Alchimie mancher arm und unglüklich geworden ist, so ward er es doch nicht durch die Alchimie selbst; sondern durch seine Unwissenheit und eigne Schuld. Die Alchimie als Wissenschaft betrachtet, kann dafür nicht haften, wenn einer sie aus Unwissenheit misbrauchet. Hr. Wiegleb gibt noch einen Grund an, warum die Alchimie keinen übernatürlichen Ursprung haben könne, nämlich: sie habe den Geiz zur Triebfeder, folglich könne sie Gott nicht offenbart haben. Antwort: Kein ächter Alchimist arbeitet aus Geiz, und wenn ers thut, wird er fast nie zum Ziel kommen. Er sucht und bewundert bei seinen Arbeiten die Größe des Werkmeisters der Natur, das ist und muß sein, sein Hauptzwek. Wie sehr die Alchimisten den Geiz abrathen und zur Wolthätigkeit annahmen; kann man in allen ihren Schriften lesen. Auch die Geschichten, welche uns von dem Betragen wahrer Adepten aufgezeichnet sind, beweisen, daß sie nichts weniger als geizig gewesen sein. Raimund Lullius gab dem König Eduard sechs millionen zum heiligen Kriege, Ripläus ließ den Rhodiserrittern jährlich hundert tausend Pfund Sterling gegen die Türken zukommen. Flamell stiftete viele Kirchen und Krankenhäuser. Mehr Beweise, daß die Alchimisten nicht geizig sind, werden sich im dritten Hauptstük hin und wieder finden.

§. 17.

§. 17. Bei allem, was sich noch etwa gegen die Einwürfe des Hr. W. und anderer Gegner, in Absicht des göttlichen oder übernatürlichen Ursprungs der Alchimie, sagen ließe; will ich doch, wie gesagt, annehmen, daß sie einen blos natürlichen Ursprung habe; denn dieses kann ihrem sonstigen Wehrte nichts schaden. Ich will es gar nicht einmal für Gewißheit, sondern nur für eine ungewisse Tradition der Alchimisten annehmen, daß die chimische Kunst von den Nachkommen Tulbalcains, als des ersten Metallkünstlers, auch in der Familie des Seth sich ausgebreitet habe, bis sie endlich auf Noah gekommen, dessen Sohn Cham, als der Stammvater der Egipter, sie auf dieses Volk fortgepflanzt habe, indem gedachter Cham alle damals bekannte Künste auf metallene Tafeln beschrieben, diese Tafeln mit in die Arche genommen, und sie nachher seinem Sohn Mizraim überlassen haben soll, welchen Mizraim man für den eigentlichen Zoroaster ausgeben und zum Lehrer aller Weisheit, bei den Völkern des Morgenlandes, machen will. Das ist aber gewis und es wird auch von Hrn. Wiegleb selbst zugegeben, daß bei den Egiptern alle damals bekannte Künste, in den frühesten Zeiten schon geblühet haben, und daß überhaupt die Egipter ein erfinderisches Volk waren. Von ihrer Geschiklichkeit in der Baukunst zeugen noch die Pyramiden, diese ewigen Denkmäler, welche gar nach Jahrtausenden noch der Zerstörung trozen. Daß sie auch die ersten waren, welche die Kunst wusten, Leichen vor der Fäulung zu schüzen, ist ausgemacht. Bei ihnen treffen wir auch die ersten Aerzte an. Sie kannten die Kunst verschiedene Oele und Spezereien zuzurichten. Sie legten sich auf die Sternkunde und Meßkunst. Sie konnten Zeuge auf mancherlei Weise färben, auch ein gewisses künstliches Blau aus den Mineralien ziehen, welches sehr berühmt war. Sie konnten den bekannten

Niter

Niter aus dem Nilwasser bereiten. Sie konnten das Gold künstlich ausschmelzen und fein machen. Sie konnten sogar allerlei Edelsteine durch die Kunst nachmachen. Alles dieses und noch mehr, ist aus den alten Schriftstellern bekannt. Wer wollte nun zweifeln, daß sie nicht auch sonstige chimische Künste gewust und in dieser Wissenschaft merkliche Fortschritte gemacht hätten?

§. 18. Zwar ist von ihren eigentlichen alchimistischen Känntnissen bei keinem alten Schriftsteller eine ausdrükliche Nachricht vorhanden; indessen folgt daraus nicht, daß nicht einige Familien verborgene Geheimnisse besessen haben solten, welche zur Verädlung der Metalle gedient hätten. Die Egipter waren überhaupt mit ihren Künsten, selbst mit solchen, die weniger wichtig waren als die Alchimie ist, sehr geheim. Die Gelehrten hatten so gar ihre eigene Hieroglyphen oder Bildersprache und Schrift, welche kein Ungeweihter verstund, und in welcher sie ihre Wissenschaften und Entdeckungen nur wenigen Vertrauten mitteilten. Wie viel geheimer werden sie denn nicht mit ihrer Alchimie umgegangen sein, damit dadurch kein Aufsehen erregt und die Kunst nicht zu gemein würde, folglich ihren Wehrt verlöhre. Das Stillschweigen der alten Schriftsteller, die nichts von der Alchimie der Egipter sagen, beweißt das Gegenteil nicht. Wir haben nur wenige Schriften aus jenen grauen Zeiten übrig, und muß dann grade in diesen wenigen notwendig alles aufgezeichnet stehen, was damals merkwürdig war? Vielleicht war auch die chimische Kunst oder die eigentliche Verädlung der Metalle, so wie das Gold selbst, damals eine gar zu gemeine Sache, welche man der Mühe nicht wehrt achtete, davon zu schreiben; indem doch Gold und Silber an sich sehr entbehrliche Dinge sind.

Selbst

Selbst in spätern Zeiten hat man, auch in andern Ländern, das Gold, nicht allein wegen seines Ueberflusses, sondern auch weil es keinen innerlichen Wehrt hat, nicht geachtet. Plato verbot es gar, daß keiner Gold oder Silber besizen sollte, und bei den Römern kam es ebenfals, wie Plinius berichtet, spät im Gebrauch. Wie aber, wenn bei dem allen doch noch deutliche Spuren vorhanden wären, daß es würklich alte Schriften gegeben hätte, in welchen die alchimistische Kunst der Egipter beschrieben gewesen ist, welche aber so wie viele andre alte Schriften verloren sind. Es wird davon im §. 33. u. s. w. mehr gesagt werden.

§. 19. Wenn wir auch den erstaunlichen Reichtum der Egipter an Gold selbst erwägen, so gibt auch dieser Umstand einen abermaligen Verdacht, daß sie eine besondre Kunst gewust haben müssen, sich so vieles Gold zu wege zu bringen. Diejenigen, welche den Egiptern die Wissenschaft der Alchimie absprechen wollen, besonders Hr. Wiegleb, bemühen sich zu zeigen, daß dieser Reichtum ganz natürlich, ohne die Alchimie zu Hülfe zu nehmen, erkläret werden könne. Hr. Wiegleb bringet viele Zeugnisse bei, daß schon in den ältesten Zeiten das Gold bei vielen Völkern, besonders bei den Egiptern, sehr gemein gewesen sei. In Egipten sollen sich viele Goldgruben und Goldführende Flüsse befunden haben. Ihr Handel mit den Goldreichen Nachbaren soll sehr beträchtlich gewesen sein, auch die Könige sollen durch ihre Kriege Gold und Silber ins Land geschleppt haben. In Asien und Afrika soll es ebenfalls häufig, ja gar vieles gediegen anzutreffen gewesen sein. Er beruft sich auf Zeugnisse aus dem Herodot, Diodor, Plinius und andern; bedenkt aber nicht, daß diese alten Schriftsteller manches übertrieben und aus der alten Welt gleichsam ein Schlaraffenland gemacht haben.

Daß

Daß schon in den ältesten Zeiten das Gold bekannt gewesen sei, ist gewiß. Schon zu Abrams Zeit geschieht dessen Erwänung, 1 Mos. 13. v. 2. und Kap. 34. v. 21. Daß es alte Flüsse gegeben habe, welche Gold führten, ist ebenfals gewiß. Schon bei der Beschreibung des Paradieses 1 Mos. 2. v. 11. heißt es von dem Fluß Pison: daß er Gold geführet habe; obgleich Adam solches nicht gesucht haben wird, sondern dasselbe hier erst in spätern Zeiten entdekt worden ist. Daß man auch in manchen Ländern Goldgruben, und besonders Egipten, an natürlichem Golde keinen Mangel gehabt habe, muß man auch zugeben. Es läßt sich aber nicht gedenken, daß die so sehr große Menge Goldes, die nach den alten Geschichtschreibern in Egipten, besonders bei einigen einzelnen Königen und Privatpersonen anzutreffen war, ganz natürlich gewesen sey. Man weiß, wie wenig Gold auch das reichste Golderzt enthalte, und wie mühsam und kümmerlich das Sammlen desselben aus den Flüssen sei. Durch den Handel mit den benachbarten Nationen konnten sie zwar wohl etwas erhalten, es kann aber auch dessen so viel nicht gewesen sein, weil die alten Egipter, nach den Zeugnissen der Schriftsteller, ein Volk waren, welches meist für sich allein lebte und mit andern Nationen nicht viel Gewerbe trieb; von ihrem Handel ließt man wenigstens nichts. Ja sie erlaubten nicht einmal leicht, daß Fremde zu ihnen kamen; sondern hielten sie aus dem Lande zurük. Was einige Könige durch ihre Kriege erworben haben, davon läßt sich nicht urteilen, wenn sie aber, nach Hr. Wieglebs eigenem Geständnis, schon Gold genug und im Ueberflus in ihrem Lande aus andern Quellen hatten; so wurden sie wohl solches am wenigsten von Fremden rauben, sondern viel lieber und eher andre Produkte, welche bei ihnen seltener waren, von den Feinden nehmen und in ihr Land bringen. Als einen

Beweis

Beweis ihres unermeslichen Reichtums an Gold, will ich nur das Grabmal des Königs Osymanduas oder Ozymandias anführen, auf welchem, wie Diodor der Sicilier berichtet, ein goldner Zirkel oder Ring war, der in seinem Umfange 365 Ellen und die Dicke von einer Elle hatte. Auch gar bei dem gemeinen Mann in Egipten waren goldne und silberne Gefäße keine Seltenheit; 2 Mos. 11. v. 2. Kap. 12. v. 35. In Egipten war also Gold im größten Ueberflus und wahrscheinlicher Weise mehr, als durch Benuzung der Goldgruben, Handelschaft und andre gemeine Wege, erworben werden konnte. Gesezt aber auch, daß aus diesen gewöhnlichen Quellen mehr Gold geflossen wäre, als man denken solte; so folgt doch nicht daraus, daß man bei dem Ueberflus des natürlichen Goldes nicht auch sich Mühe gegeben hätte, auch künstliches Gold aus unädlen Metallen zu machen. Grade ein solcher Ueberflus des Goldes muste ihnen ja Gelegenheit geben, die Natur desselben desto besser zu untersuchen. Dieses werden sie auch, als ein erfindsames und zum Nachdenken und Untersuchen geneigtes Volk, das schon manche chimische Handgriffe und Kunststücke kannte, nicht unterlassen haben. So konnten ihnen dann die Bestandteile, Zerlegung, natürliche und künstliche Mischung, überhaupt die chimische Behandlung des Goldes und anderer Metallen besser bekannt werden, als sie vielen unserer heutigen Chimisten bekannt sind, die oft leider! zu wenig Gold haben, um mit ihm Versuche anzustellen. Uebrigens könnte ein Alchimist zu einem Alchimisten vielleicht noch sagen, daß auch das egiptische Klima selbst etwas dazu beigetragen habe, daß in diesem Lande zuerst und vorzüglich, die Alchimie getrieben sei. Balduin in seiner Abhandlung vom Gold der Luft behauptet gar wol, daß in Egipten, als in einer warmen Gegend, der Thau mehr vom sogenannten

Welt,

Weltgeiste habe, als er in kältern Gegenden hat. "Da nun im Weltgeiste, nach der gemeinen Meinung aller Alchimisten, der Urstof zum Stein der Weisen stecket, so müsse auch dasjenige Land, welches diesen Stof im Ueberflus besizet, vorzüglich zur Benuzung dieses Stofes, folglich zum Goldmachen, Gelegenheit gehabt haben. Und so wäre dann, im manchem Betracht, Egipten dasjenige Land, in welchem, wahrscheinlich zuerst und schon in den ältesten Zeiten, die Alchimie getrieben worden ist.

§. 20. Nach der allgemeinen Sage, nicht allein der Chimisten, sondern auch der andern Schriftsteller, hat in Egipten ein Mann gelebt, Namens Hermes, der der weiseste seiner Zeit war, und das ganze Land mit seinen Erfindungen bereicherte. Um welche Zeit er eigentlich gelebt habe, weiß man nicht genau. So viel ist gewis, daß er sehr frühe gelebt haben müsse, denn er wurde nach seinem Tode vergöttert und Thot, Theut, Phta, nach der phönizischen Sprache aber Thaut genannt, und schon in den frühesten Zeiten verehrt. Ob er ein Fürst oder ein gemeiner Weiser gewesen sei, ist eben so wenig gewis. Man gibt ihm den Beinamen Trismegist, um ihn von andern, denen auch der Name Hermes beigelegt war, zu unterscheiden. Er soll derjenige sein, den die Römer in der Folge unter dem Namen des Merkurs göttlich verehrten. Die Sternkunde, Meßkunde, Rechenkunst, Thonkunst waren nebst der Naturkunde und der Chimie seine vornehmsten Erfindungen. Vor seiner Zeit schrieb oder mahlte man blos einzelne Figuren, um das Andenken einer Sache zu erhalten; er aber soll auch die ordentliche Schreibkunst mit Buchstaben erfunden, und die Vokalen von den Konsonanten unterschieden haben, weswegen die Egipter die Gestalt des Vogels Ibis zum

zum Zeichen des ersten Buchstabens in ihrem Alphabet machten; denn dieser Vogel war dem Hermes besonders geweihet. Seine Erfindungen und Lehren wurden nach der damaligen Weise, die auch vor seiner Zeit schon üblich gewesen sein soll, auf Säulen oder Tafeln geschrieben. Die Schrift bestund aber aus Bildern, deren Bedeutung nur die Priester und weisesten der Nation wusten. Weil er von den Alchimisten, wo nicht als Erfinder, doch als Erweiterer ihrer Kunst, angesehen wird; so nennt man noch jezt nach ihm die Alchimie, die hermetische Kunst, die alchimistische Schriften aber hermetische Schriften und die Alchimisten selbst Hermetiker, hermetische Weisen und Söhne des Hermes. Die unter seinem Namen noch vorhandene Bücher hält man mit Recht für unterschoben, obgleich Clemens der Alexandrier Stromat. VI, und andre alte Schriftsteller bezeugen, daß sie würklich von ihm nachgelassen und ächt wären. Doch ist es gewis, daß besonders die sogenannte smaragdene Tafel des Hermes eine sonstige uralte Schrift sei, welche ursprünglich in phönizischer Sprache geschrieben ist; ja man hält dieselbe für das älteste noch vorhandene alchimistische Werk. Einige spätere Gelehrte haben unter dem Namen des Hermes, den Adam, Henoch, Abraham, Joseph oder auch Moses verstehen wollen. Wegen seiner Metallkänntnisse und chimischen Künste, hält man ihn auch für den Vulkan der Egipter.

§. 21. Daß die Egipter würklich, was die Känntnis der Bestandteile des Goldes und die Zusammensezung und Zerstörung desselben betrift, mehr gewust haben, als die heutigen gemeinen Scheidekünstler wissen; davon findet sich in der Geschichte des Moses ein auffallender Beweis. Auf diesen berufen sich die Verteidiger des Altertums der chimischen Kunst eben

nicht unrecht. Wir wissen aus Apost. Gesch. 7. v. 22, daß Moses in aller Weisheit der Egipter erfahren gewesen sei; denn er, als ein angenommener königlicher Prinz, nach 2 Mos. 2. v. 10, genoß unstreitig vor andern Jünglingen den Vorzug, von den gelehrtesten Weisen Egiptens unterwiesen zu werden. Wenn also die egiptischen Magier von der Chimie oder Alchimie etwas verstanden haben, so haben sie solche auch den Moses lehren müssen. Umgekehrt kann man auch annehmen: wenn Moses eine Känntnis der Alchimie gehabt, so hatte er solche seinen egiptischen Lehrern zu danken, oder es müste ihm diese Känntnis unmittelbar von Gott mitgeteilt worden sein. Nun lesen wir 2 Mos. 32, daß nicht lange nach dem Auszug des israelitischen Volks aus Egiptenland, Aron diesen Kindern Israels ein goldenes Kalb verfertigt habe. Dieses Bild war, allem Vermuten nach, ein Osiris oder Apis, welchen Abgott die Egipter unter der Gestalt eines Ochsen verehrten. Es wird ein Kalb genannt, weil es klein war und das Gold, welches das Volk dazu hergab, vielleicht nicht hinreichte, ein großes Ochsenbild zu verfertigen. Es wurde nur von den Ohrringen *) der israelitischen Weiber und Kinder gemacht, 2 Mos. 32. v. 2. Diese hätten nun freilich eine beträchtliche Menge Goldes ausge-

*) Es war ehemals eine Gewohnheit, die Ohrspangen und Ohrringe vorzüglich den Gottheiten zu heiligen. Daher gaben 1 Mos. 35. v. 4. die Hausgenossen Jakobs nebst den fremden Göttern auch ihre Ohrspangen her, welche er unter einem Baume vergrub, indem sie nun alles, was auf die vorige Abgötterei Bezug hatte, ablegen, und dem Gott Jakobs anhangen wollten. So gaben dann auch hier die Israeliten ihre Ohrringe ab, um dadurch gleichsam zu zeigen, daß sie dem Gotte des Moses feierlich absagten.

gemacht, weil die Zahl der Israeliten, nach 2 Mos. 12. v. 37. überhaupt, folglich auch die verhältnismäßige Menge der Weiber und Kinder, groß, die Ohrspangen aber ein vorzüglich gemeiner Zierrath bei Reichen und Armen war; wir sehen aber aus 2 Mos. 35. v. 22. daß nicht alle Weiber und Kinder diesen ihren Ohrschmuk damals zum goldnen Kalbe abgegeben, sondern noch viele, welche zweifelsohne mit dieser Abgötterei nichts zu thun haben wollten, ihn zurükbehalten, und erst nachher zur Zierde der Stiftshütte abgeliefert haben. Es war indessen des Goldes doch leicht so viel, daß daraus ein kleiner Apis oder ein Kalb gebildet werden konnte. Wir lesen ferner 2 Mos. 32. v. 20. daß Moses dieses goldne Kalb mit Feuer verbrannt, zu Pulver zermalmet, aufs Wasser gestäubt und dem Volk zu trinken gegeben habe. Dieses lezte ist vielleicht so zu verstehen, daß er den Goldstaub in denjenigen Brunnen oder Flus geworfen, woraus die Israeliten ihr Wasser schöpften. Daß aber die Verbrennung, Zermalmung und Zerstäubung des Goldes durchs Feuer, ohne außerordentliche und besondre chimische oder alchimistische Känntnis nicht habe geschehen können, wird jeder zugeben, der die Festigkeit des Goldes kennt. Ausgemacht gewis ist es, daß das Gold selbst im stärksten gemeinen Feuer nichts verliere. Claveus, in seiner Apologie der Goldmacherkunst, versichert, zwei Loth Gold in einem beständig glühenden Glasofen zween Monathe lang erhalten zu haben, ohne daß es durch dieses gewaltige Feuer auch nur das geringste verloren hätte, oder sonst verändert wäre, da doch das Silber, in dieser Zeit und eben diesem Feuer, den zwölften Teil Verlust gehabt. So wird auch das Gold vom Roste nicht angefressen, wie wir an den alten goldnen Münzen sehen, welche noch heute zuweilen in der Erde gefunden werden. Die Verbrennung und Zerstörung des Goldes in der mosai-

schen Geschichte hat deswegen vieles Aufsehen erregt. Den Spöttern gab sie Gelegenheit, den historischen Glauben des Moses in Zweifel zu ziehen. Andre, welche ebenfalls nicht begreifen konnten, wie es mit dieser chimischen Operation zugegangen sei, behaupteten, daß Moses das Gold zerfeilet und auf diese Weise zu Staub gemachet hätte. Weil aber ausdrüklich des Verbrennens mit Feuer gedacht wird; so haben sich andre, sowol Gottesgelehrte als auch die Gegner der Alchimie, besonders aber Hr. Wiegleb, damit behelfen wollen, daß sie sagen: Es sei das aronsche Kalb nur ein mit Gold überzogenes Bild gewesen; das innere Verbrennliche hätte Moses verbrannt, den goldnen unverbrennlichen Ueberzug aber zerschmolzen und demnächst zerfeilt und zerstoßen. Hr. Wiegleb beruft sich zur Bestätigung seiner Meinung auf verschiedene Stellen der Bibel, wo von sonstigen übersilberten oder übergoldeten Gözen die Rede ist, und folgert daraus, daß auch das aronsche Kalb nur mit Gold überzogen gewesen sei. Nun gab es freilich Gözen, welche inwendig von Stein, Holz, oder schlechtem Metall, und auswendig nur mit Gold oder Silber überzogen waren; daraus folgt aber nicht, daß auch dieses Kalb ein solcher blos vergoldeter Göze gewesen sein müsse. Denn es gab auch viel mehrere Gözen im Altertum, welche von purem Golde oder Silber bereitet waren, und dieses war auch dem Begrif von der Größe einer Gottheit anständiger, als eine täuschende Vergoldung oder Versilberung. Beide Arten der Gözen, die überzogenen und die ganz goldenen oder silbernen, werden ausdrüklich unterschieden und jedesmal wird es benennt, ob sie von der einen oder der andern Art waren. Sie heißen dann in der Bibel entweder gegossene, oder nur überzogene Gözen. So ist z. B. von erstern die Rede, 2 Mos. 20. v. 23. und Kap. 34. v. 17. imgleichen Jesaia 42. v. 17. und

Kap.

Kap. 44. v. 10, auch Habacuc 2. v. 18. ꝛc. von den nur überzogenen aber, Jes. 40. v. 19. und Kap. 41. v. 7. auch Jerem. 10. v. 3. ꝛc. imgleichen Habacuc 2. v. 19. u. s. w. In der oben angeführten Stelle 2 Mos. 32. v. 4. ist nun gar nichts von einem blos überzogenen Kalbe gedacht, sondern es heißt ausdrüklich: Aron machte ein gegossen Kalb, oder nach der wörtlichen Uebersezung: ein Kalb des Gießens. Man vergleiche damit den 24ten Vers des gedachten Kapitels, wo Aron sagt: „ich warf das Gold ins Feuer, und daraus ist das Kalb worden", imgleichen den 31ten Vers, wo es heißt: „das Volk hat sich güldne Götter gemacht." Im 8ten Vers heißt es auch ausdrüklich ein gegossen Kalb. Eben so wird es 5 Mos. 9. v. 12. und 16, zweimal ein gegossenes Kalb genannt. In dem 21ten Kapitel dieses 5ten Buchs Mosis geschieht auch wider des Verbrennens, der Zermalmung und Zerstäubung desselben Erwähnung. Nirgends ist hier eine Spur, daß das Kalb von einem andern Stoffe als Gold, und nur überzogen mit Gold gewesen wäre; überall heißt es ein goldnes, ein gegossenes Kalb. Ja es scheint aus Hosea 13. v. 2, daß, obgleich andre Gözen wol von Holz verfertigt und mit Gold oder Silber nur überzogen worden; dennoch die Kälbergözen gewöhnlich von purem Metall gegossen oder geschmiedet gewesen sein. Warum solte man nicht ohnehin annehmen können, daß dieser kleine Göze, den Moses nicht eher sehen konnte, als bis er nahe zum Lager kam, 2 Mos. 32. v. 19, von purem Golde gewesen sei? Es fehlte ja, wie oben bemerkt ist, nicht an Gold dazu. Da auch das goldne Kalb ausdrüklich ein Gott sein solte, der vor ihnen herginge, 2 Mos. 32. v. 1. (denn es war schon ein alter Gebrauch, daß man die Gottheiten auf Reisen oder bei Heerzügen vor sich hertragen ließ): so würde auch wol den abgöttischen Israeliten ein

ein blos überzogener goldner Gott nicht gut genug gewesen sein. Wenn es übrigens in der oft angeführten Stelle heißt: „Aron entwarfs mit einem Griffel", so wollen einige Ausleger behaupten: dis hieße so viel, als Aron habe mit einem Meißel das hölzerne oder steinerne Kalb gebildet und nachher erst überzogen. Wäre es aber nicht viel einfacher und natürlicher, zu glauben, daß die Entwerfung mit einem Griffel nichts anders bedeute, als daß Aron eine Form von Thon oder anderer Materie gemacht habe, nach oder in welcher er das Kalb von Gold gegossen? Weil aber Aaron gleich den folgenden Tag, da sie ihm das Gold gebracht hatten, schon das Kalb aufgestellt, und folglich nicht Zeit genug gehabt hat, eine Form zu machen, vielweniger ein hölzernes oder anders verbrennliches Kalb zu bilden und mit Gold zu überziehen; so ist es am allerwahrscheinlichsten, daß er in der Eile das Gold geschmolzen, daraus eine Platte gegossen, und auf derselben das Bild oder den Umriß eines Kalbes mit einem Griffel oder spizen Werkzeug gestochen und verzeichnet, demnächst solches nach diesem gezeichneten Umriß ausgeschnitten oder rund umher abgefeilet habe, folglich das Kalb eine platte oder flache Figur von purem Golde gewesen sei. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus hätte vielleicht über diese Geschichte mehr Auskunft geben können, er hat sie aber gänzlich, vielleicht aus gerechter Scham für seine Nation, verschwiegen.

§. 22. Da diese Geschichte des goldnen Kalbes, besonders die Verbrennung desselben, für die Alchimisten und für das Altertum der Alchimie ein wichtiger Beweis ist; so muß ich noch einiges anführen, was hieher gehört. Die Gegner schließen: „Das Kalb kann „nicht von Gold gewesen sein, weil sonst Moses es „nicht hätte verbrennen können; denn Gold läßt sich nicht „ver-

„verbrennen". Solte man nicht mit mehrerm Grunde dagegen schließen und antworten können: Es heißt ausdrüklich, das Kalb sei von Gold gegossen gewesen, dieses wurde, wie es eben so ausdrüklich heißt, von Moses verbrannt; kein gemeiner heutiger Chimist kann dieses Kunststük dem Moses nachmachen; folglich verstund Moses etwas, was die Chimisten in unsern Tagen nicht verstehen, und wenn er auch kein eigentlicher Goldmacher war, so waren ihm doch wenigstens Goldkünste bekannt, deren sich auch die besten jezigen Scheidekünstler nicht rühmen können; Er war also ein höherer Chimist? Die Verfasser der algemeinen Welthistorie sagen in der Anmerkung zum §. 469. des 2ten Teils, Moses müsse ein besonders Geheimnis gehabt haben, solches zu bewerkstelligen, und es ist ihnen nicht unwahrscheinlich, daß die Egipter, von welchen Moses unterrichtet worden, manche Känntnis vom Golde gehabt haben, welche nachher verloren gegangen ist. Daß man dieser dem Moses zugeschriebenen vorzüglichen Wissenschaft wegen, der Geschichte der Verbrennung des goldnen Kalbes selbst keinen Glauben beimessen, oder diese Stelle auf eine gezwungene Weise erklären wolte, blos um nicht zugeben zu dürfen, daß Moses ein Chimist gewesen, oder die Alchimie eine alte Kunst sei; das ist höchst unbillig. Es ist auch ja noch nicht ausgemacht, daß die Verbrennung oder Zerstörung des Goldes schlechterdings so unmöglich sei, als Hr. Wiegleb es natürlicher weise ausgibt; obgleich die Art und Weise, wie solches geschehen kann, nicht jedem bekannt ist. Wer solche natürliche Unmöglichkeit behaupten will; der muß beweisen, daß solche Verbrennung oder Zerstörung des Goldes mit seiner Natur ganz und gar nicht bestehen könne. Wer wird aber dieses beweisen? Keiner, als wer vom innerlichen Wesen des Goldes einen vollständigen Begrif hat. Wer hat diesen vollständigen

Begrif? Niemand. Daß indessen die Zerstörung und Verbrennung des Goldes an sich wol möglich sei; solches beweisen einigermaßen die in den Abhandlungen der parisischen Akademie beschriebenen Hombergschen Versuche mit den Tschirnhausischen Brenngläsern. Ein Teil des Goldes verraucht und ein anderer Teil desselben wird zu Glas, wenn es nur eine kurze Zeit der Hize des Brennpunkts dieses großen Brennglases blosgestellt wird. Auch der aufrichtige Kunkel von Löwenstern hat durch seine bekannten Versuche und Erklärungen gezeigt, daß das Gold zerstörbar sei und aus seinem Wesen gesezt werden könne. Ferner versichert Borrich, er habe das Gold so zerlegt, daß, nachdem der öhlichte Schwefel davon geschieden worden, nur ein graues Pulver übriggeblieben, welches auf keine Weise wieder zu Gold hat reducirt werden können. Hat nicht auch ein Künstler in London, laut der gedrukten Nachricht, in Gegenwart des Boyle das Gold zerstöret? Nicht zu gedenken des Langelottischen Versuchs, der mit einer Reibmühle das Gold so subtil machte, daß es gleichsam zu Wasser wurde, und durchs Filtrum ging. Wenn übrigens Hr. Wiegleb noch eine Schriftstelle 2 Chronik. 34. v. 4, 7. anführt, worin zu sehen, daß Josias gewisse Gözen zerbrochen und zermalmet habe, und daraus schließen will: „Daß die Verbrennung und Zermal„mung der Gözen eben keine geheime Kunst gewesen sei, „Moses also darin vor dem Josias nichts voraus gehabt „habe, da er das goldne Kalb verbrannte und zermalm„te, sondern dieser vielmehr mit eben dem Rechte, als „Moses, für einen Alchimisten hätte erkannt werden „müssen, welches doch nie geschehen, sicherlich also auch „Moses aus dem Grunde kein alchimistischer Kunstver„wandter gewesen sei;" so läßt sich darauf leicht antworten. Denn in dieser angeführten ganzen Stelle steht kein Wort vom Verbrennen goldner Gözen, wor-

auf

auf es doch hauptsächlich ankommt, und nicht aufs Zermalmen oder Zerpulvern der Gözen überhaupt. Moses, der einen goldnen Gözen verbrannte und zerstäubte, verstund also mehr als Josias, der die Gözen, vielleicht gar zum Teil nur steinerne oder hölzerne, nicht verbrannte, sondern nur zermalmete. Verbrennen und Zerpulvern oder Zermalmen ist zweierlei. Auch Jerobeam machte, nach 1 Kön. 12. v. 18, güldene Kälber, von einem dieser Kälber weißagt Hosea Kap. 8. v. 6, daß es solte zerpulvert werden, spricht aber nichts vom Verbrennen, oder Zerstören desselben durchs Feuer, ohne Zweifel, weil derjenige, der die Vernichtung dieses Gözen künftig vornehmen solte, die mosaische Kunst nicht verstund, Gold durchs Feuer zu zerstören, und es also beim bloßen Zerschlagen oder Zerpulvern bewenden lassen muste.

§. 23. Aus dem, was ich gesagt habe, ist zu sehen, daß die Alchimisten eben nicht so sehr unrecht haben, wenn sie den Moses in ihre Zunft sezen. Denn ein Künstler, welcher schon in alten Zeiten das Gold verbrennen konnte, wird auch gewis mehr hieher gehörige Künste verstanden, und überhaupt es in der Alchimie weit gebracht haben. Rosarius sagt: Derjenige ist zum grösten Geheimnis gekommen, der das Gold zu zerstören weiß. Joannes Aquinas spricht: Es ist leichter, Gold zu machen, als es zu zerstören, und Helmont versichert ebenfals, es sei leichter, aus einem Dinge Gold zu machen, das kein Gold ist, als Gold zu zerstören. Es folgt nun von selbst, daß solche nicht gemeine, wunderbare Goldkünste schon sehr alt sein müssen, und es bleibt auch höchst wahrscheinlich, daß sie von den Egiptern hauptsächlich betrieben worden, und in ihrem Lande vorzüglich geblühet haben. Es ist auch kein Zweifel, daß zur Zeit des Moses und nach ihm,

mehrere Männer, sowol unter dem Volke Gottes, als auch unter andern Nationen gewesen sein, welche die Chimie getrieben, und dabei auch eigentliche alchimistische Künste verstanden und ausgeübt haben; wir haben aber davon keine genaue und besondre Nachricht. Von Salomo, dem Könige Israels, aber behaupten die Alchimisten solches einstimmig. So viel ist gewis, daß er sehr reich gewesen sei. Es ist auch gewis, daß er übernatürliche Weisheit gehabt habe, und der gröste Naturkenner seiner Zeit gewesen sei. Es heißt im B. der Weisheit 7. v. 17. 21, verglichen mit 1 König. 4. v. 30. u. s. w. „Gott habe ihm sehr große Weisheit „und Verstand gegeben. — Seine Weisheit sei größer „gewesen, denn aller Kinder gegen Morgen, und aller „Egipter Weisheit, und er war weiser denn alle Menschen und alle damals berühmte Dichter und Gelehrten" u. s. w. Wenn also die Kunst der Alchimie würklich existirt hat, so muß er auch diese gewust haben. Was seinen Reichthum betrift, so werden zwar die Quellen beschrieben, aus welchen er denselben erhalten, nämlich, von seinem Vater David erbte er vieles, er bekam auch große Summen von ausländischen Fürsten, besonders von der arabischen Königin, er erhielt auch viel Gold durch den Handel mit benachbarten Völkern; allein es war nicht unmöglich, daß er durch seine große Weisheit noch außerordentliche Mittel erfunden habe, sein Gold und Silber zu vermehren. Merkwürdig, und für die Alchimisten sehr interessant ist es, wenn es heißt nach 1 Kön. 9. v. 22, „er habe viel Gold aus Ophir „bekommen, und sein Schif, welches mit dem Schif „Hirams gefahren wäre, sei alle drei Jahr einmal mit „Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen wieder „gekommen." Das ophirische Gold muß von ganz anderer Art gewesen sein, als das gewöhnliche und natürliche Gold, weil es in einigen Stellen der Bibel aus-

ausdrüklich von anderm Golde unterschieden wird. Man sehe hievon Hiob 28. v. 15. 16. und Jesaia 13. v. 12. In dieser lezten Stelle wird es selbst von feinem natürlichem Golde ausdrüklich unterschieden. Wie, wenn nun das berühmte ophirische Gold kein natürliches, sondern ein erkünsteltes Gold gewesen wäre? Das Wort Ophir hat schon eine chimische Bedeutung, denn es heißt Asche. Wie, wenn also die vermeinte Landschaft Ophir nichts anders als eine chimische Werkstätte gewesen wäre? Kein Gelehrter, kein Schriftsteller, kann ja doch mit Gewisheit sagen, wo und in welcher Gegend das Land Ophir gelegen, das doch wegen seines Goldes so berühmt war, und so leicht nicht von der Nachwelt würde vergessen sein. Alles, was man uns davon sagt, ist nichts als Vermutung. Selbst das wahrscheinlichste, was man von der Lage des Landes Ophir angibt, ist unauflösbaren Schwürigkeiten und Widersprüchen ausgesezt. Um sich hiervon zu überzeugen, lese man die Anmerkungen, welche sich im 3ten Teil der algemeinen Welthistorie §. 479. über dieses Ophir finden, wo davon alles, und doch im Grunde nichts gesagt ist. Wie, wenn die ganze Stelle von dem Schiffe Salomons und Hirams, und dessen Ankunft alle drei Jahr, ein verblümter Ausdruk wäre, den man, um beim Volke kein Aufsehen mit der Goldmacherkunst zu erregen, und aus andern guten Gründen gebraucht hätte? Wie, wenn die Stelle nur so viel sagen wolte: Salomo hat mit Hiram gemeinschaftlich, irgendwo an einem geheimen Orte, etwa auf einer sonst unbewohnten und wenig bekannten Insel, die Goldmacherkunst durch treue Personen getrieben, jeder neuer alchimistischer Proceß ist in drei Jahren fertig geworden, und man hat dann das neugemachte Gold abgeholet? Wie, wenn die Pfauen und das Elfenbein ebenfals eine gutpassende alchimistische Bedeutung hätten?

ten? Wissen nicht die Alchimisten noch jezt von den Farben des Pfauenschwanzes und der elfenbeinern Weiße, welche bei der Bereitung des Steins der Weisen in der Materie sich zeigen müssen, vieles zu sagen? Man sehe hiervon unten §. 166. Selbst der Affe oder die Meerkaze kommt in einigen alchimistischen Schriften, als ein verblümter Ausdruk vor. Wie, wenn also unter den Pfauen, Affen und dem Elfenbein nur gewisse alchimistische Stoffe oder unvollkommene halbfertige Steine der Weisen verstanden würden, welche Salomo zu seinem Privatvergnügen hätte zugleich mitbringen lassen, um sie selbst vollends fertig zu machen, und damit Versuche anzustellen? Daß er wenigstens natürliche lebendige Affen in Menge, und alle drei Jahr gleichsam frisch, solte haben kommen lassen, läßt sich von einem so weisen Könige nicht gedenken, welcher sich wohl nicht an den Possen dieser Thiere sonderlich vergnügen konnte; wenn man auch allenfals vom nüzlichen Elfenbein, und den schönen Pfauen zugeben wolte, daß es natürliche Pfauen und würkliches Elfenbein gewesen wäre. Das, was ich hier sage, mag vermutlich manchem lächerlich vorkommen, weil es an würklichen Beweisen fehlet, und nur Vermutung ist; man vergleiche aber noch andre Stellen aus dem Leben Salomons hiemit, so wird man sehen, daß die Vermutung, als ob Salomo würkliche chimische Laboranten in seinem Dienst gehabt habe, nicht ganz ohne Grund sei. 1 Kön. 10. v. 14. 15. heißt es: „Das Gold, das Salomo in einem Jahr (vermuthlich bloß in dem Jahr, da er die „Geschenke der Königin Arabiens erhielt, und nicht „eben alle Jahr) bekam, war 666 Centner, ohne was „von Krämern, Kaufleuten und Apotekern u. s. w. kam." Solte man hier unter den Apotekern nicht diejenigen Chimisten verstehen können, die für ihn arbeiteten? Sie waren wenigstens keine Kaufleute oder Krämer, sonst

wür-

würden sie nicht davon ausdrüklich unterschieden, und besonders benennt sein. Steht nicht auch ausdrüklich 1 Kön. 10. v. 27, 2 Chron. 1. v. 15, 2 Chron. 9. v. 27. verglichen mit Syrach. 47. v. 20: „Er machte, daß des Goldes und Silbers zu Jerusalem so viel „war, als Steine?" Nun waren aber keine beträchtliche Silber- oder Goldgruben in seinem Reiche; dennoch war im Lande Israels, zur Zeit Davids und Salomons, ein solcher Vorrath von Gold, nach 1 Chron. 30, selbst unter dem niedern Volke, daß es unbegreiflich ist, durch welche natürliche Wege solches gekommen sei. Es kann auch sein, daß selbst die arabische Königin und andre benachbarten Fürsten, so wie Hiram, das Gold, mit welchem sie so freigebig waren, ebenfals durch chimische Kunst erhalten haben.

§. 24. Alles dieses habe ich angeführt, nicht um gewis zu behaupten, daß Salomo schlechterdings ein Adept gewesen sein, und den Stein der Weisen gehabt haben solte; sondern ich habe nur zeigen wollen, daß die Meinung der Alchimisten von der chimischen Känntnis des Salomo nicht so grundlos sei, wie Hr. Wiegleb glaubet. Die Verteidiger der Alchimie und der alchimistischen Kunst Salomons führen auch noch manches an aus dem **hohen Liede**, worin der alchimistische Proceß verblümt beschrieben wäre, imgleichen aus dem **Buche der Weisheit**. Dieses mag in seinem Wehrte oder Unwehrte beruhen. Gewis aber ist es, daß Salomo, außer den von ihm in der Bibel befindlichen Büchern, noch andre Schriften nachgelassen habe, worin er von natürlichen Dingen, vielleicht auch von der Chimie, gehandelt hat. Man sehe 1 Kön. 4. v. 32. 33. verglichen mit B. der Weish. 6. v. 24. Diese Bücher sind, so wie mehr alte Schriften, verloren gegangen. In dem chimischen Buche **Sohar** soll aber noch manches von der Salomonschen Chimie aufbewahrt sein.

§. 25.

§. 25. Und so könnte auch vieles zur Verteidigung oder Entschuldigung der Alchimisten gesagt werden, wenn sie ebenfalls behaupten, daß Hiob ein Adept gewesen sei. Es gibt wenigstens verschiedene Stellen in seinem Buche, welche von seiner mehr als gemeinen chimischen Känntnis zeugen. Z. B. Hiob 22. v. 24. und Kap. 28. v. 1, 3. u. s. w. In dem dritten Vers dieser leztern Stelle: Es wird je des Finstern etwa ein Ende, und jemand findet ja zulezt den Schiefer tief verborgen, glauben einige den ganzen alchimistischen Proceß zu finden, und bringen durch Versezung der Buchstaben folgendes heraus: Diamant, Weinstein, Federweis, nuzen Gold, vierfach Feuer bereitet, der Feind findet den Stein. Ohne an der Schwachheit dieser Leute Teil zu nehmen, verweise ich übrigens diejenigen, welche von der chimischen Wissenschaft Hiobs mehr lesen wollen, auf Mauls Prodrom. Jobi chimici.

§. 26. Daß außer den angeführten auch noch mehrere erleuchtete Männer des sogenannten alten Testaments mit der Alchimie bekannt gewesen sein; darüber werden von den Verteidigern dieser Wissenschaft und des Altertums derselben noch manche Beweise aus den heiligen Schriftstellern geführet. Z. B. Psalm 12. v. 7. Jesaia 1. v. 22. Jerem. 6. v. 27. und 29. Jerem. 10. v. 9. Ezechiel 22. v. 18. und 20. Ezechiel 28. v. 4. u. s. w. Auch die Stelle aus dem apokryphischen 4 B. Esra Kap. 8: „Wenn du die Erde fragtest, würde sie „dir sagen, daß sie sehr viel Erde gebe, woraus Töpfe „werden, aber nur wenig Staubs, daraus Gold „wird", wird hieher gezogen. Gesezt aber, daß in solchen und noch vielen ähnlichen Schriftstellen nicht von der eigentlichen alchimistischen Behandlung und Verfertigung des Goldes oder Silbers die Rede wäre;

gesezt,

gesezt, daß keine einzige Spur von dieser Kunst in der Bibel sich fände; so folgt doch daraus nicht, daß nicht hin und wieder zur Zeit des alten Testaments, sowol bei den Juden als andern Völkern, Alchimisten gelebt hätten. Denn der Zwek der Bibel ist, nicht uns mit Künsten und Wissenschaften, sondern mit dem Willen Gottes bekannt zu machen.

§. 27. Ehe ich weiter gehe, muß ich noch sagen, daß auch im neuen Testamente die Alchimisten Spuren gefunden haben, wodurch sie die Würklichkeit und das Altertum ihrer Kunst beweisen wollen. Sie sagen, die bekannten Weisen aus Morgenland wären Adepten gewesen; auch führen sie besonders aus den Schriften Johannis manche Stelle für ihre Kunst an. Eine dieser Stellen ist vorzüglich auffallend. Offenbar. Johann. 21. v. 18. wird eines lautern Goldes gleich dem Glase gedacht. Ganz sicher wird durch diesen Ausdruk ein übergoldisches, oder mehr als vollkommnes goldisches Wesen angedeutet, so wie die dadurch bezeichnete Herrlichkeit des neuen Jerusalems überherrlich sein soll. Da nun die Alchimisten ihren Stein der Weisen als ein glasartiges übervollkommnes Gold beschreiben, so behaupten sie auch, daß Johannes ganz gewis denselben bei dieser Beschreibung in Gedanken gehabt habe, weil er nichts in dem ganzen Naturreiche wußte, womit er jene himmlische Übervollkommenheit sonst hätte vergleichen können. Sie halten aus diesem Grunde den Johannes für ihren Zunftgenossen, für einen wahren Adepten und Kenner des Steins der Weisen. Daher hat auch unter andern das alte lateinische auf den Evangelisten Johannes, vom Adam von St. Victor verfertigte Lied: Gratulemur ad festivum, den Vers: Inexhaustum fert thesaurum, qui de virgis fecit Aurum, Gemmas de Lapidibus.

§. 28. Ich gehe nunmehr zu einem andern Beweis über, daß die alchimistische Kunst einen alten Ursprung habe. Dieser ist die hieroglyphische oder verblümte Sprache, deren sich die Alchimisten immer bedient haben. Der Beweis, welcher sich davon für das Altertum dieser Wissenschaft hernehmen läßt, ist nicht gering. Ohne Zweifel haben die Alchimisten ihre verblümte Sprache noch von den Egiptern beibehalten; denn gleichwie diese, wie ich schon oben gesagt habe, ihre Künste und Geheimnisse überhaupt, also auch ihre chimische Wissenschaft, unter räthselhaften Bildern und Ausdrücken verstekten, so sind auch die Alchimisten bis auf den heutigen Tag diesem Gebrauche getreu geblieben. Wenn man diesen Umstand erwäget, so ist es nicht zu bewundern, daß man in den alten Büchern so wenig ausdrükliche Nachricht von der Alchimie, und noch wenigere Anweisung dazu, findet. In den mythologischen Erzälungen der alten Griechen und Römer trift man doch manches zerstreut an, welches nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß die Urheber dieser Erzälungen, so wie auch andre, von denen diese Erzälungen handeln, mit der Alchimie nicht unbekannt gewesen sein. Die Nachricht von Midas, der die Gabe erhalten hatte, durch sein Anrühren alles in Gold zu verwandeln, imgleichen der große Reichtum des Krösus, des Sycheus, des Pythius, des Tantalus, des Rhampsinitus, Minias, Mäanders, Achämenes, Esubopes, Antiochs des großen, des Seneka und Lukulls, der Kleopatra u. s. w. kommen hier nicht in Betrachtung, weil ihr großer Reichtum gar wol durch andre Wege erworben sein konnte.

§. 29. Mehr Aufmerksamkeit aber verdient die Geschichte der Argonauten, von welchen es bei den alten Dichtern und Geschichtschreibern heißt, daß sie zu

Schiffe

Schiffe eine Reise nach Colchis gethan, und daselbst das goldne Vlies gehohlt hätten. Die Alchimisten behaupten, dieses goldene Vlies sei nichts anders gewesen, als eine, auf eine Pergamenthaut geschriebene Anweisung zur Alchimie. Diese Erklärung bleibt, es mögen die Gegner auch einwenden, was sie wollen, doch immer natürlicher und vernünftiger, als jede andre, wo man unter dem goldnen Vlies die Schäze des Königs Aeetes, oder auch den Goldsand, welchen die dortigen Einwohner in Häuten oder Fellen aufgefischt hatten, verstehen will. Hätten die Argonauten sich der Schäze des landes überhaupt bemächtigen wollen, so wäre es abgeschmakt, solche ein goldnes Vlies zu nennen, und um des wenigen Goldsandes willen, welcher sich zwischen den Haaren der von den Colchiern, der Goldfischerei wegen, ins Wasser gehangenen Fellen oder Häuten, etwa gefunden hätte, würde es wol den Argonauten, welche lauter vornehme leute waren, der Mühe nicht wehrt gewesen sein, eine solche weite Reise, einen so gefahrvollen Zug, vorzunehmen. Es kommen auch noch manche Umstände von dieser Reise vor, welche unter allerlei Allegorien erzält werden, wovon viele eine alchimistische Bedeutung haben. Z. B. die Erlösung der Tochter Laomedons vom Seeungeheuer; die Wissenschaft und Erfarung der Hekate in giftigen Arzneien; die Kunst der Circe; Medeens Kunst, das Alter zu verjüngen; die Wache von Feuerspeienden Ochsen und Drachen beim goldnen Vlies; die Antwort des Königs in Colchis: daß man nicht so leicht das goldne Vlies erlangen könne, sondern dazu viel Mühe und Arbeit erforderlich sei u. s. w. Alles dieses läßt sich, wie ich bald zeigen könnte, leichtlich auf die Alchimie deuten. Auch das alte Sprüchwort der Griechen kann einigermaßen zum Beweise dienen, daß das goldne Vlies nichts anders als eine Anweisung zum Goldmachen gewesen sei:

Sie nennten es ein goldnes Blies, wenn einer von geringen Dingen kostbare Sachen machen konnte. Hierzu kommt noch die Nachricht des Suidas, welcher unter dem Worte δέρας ausdrüklich sagt: „Das goldne „Blies war nicht so, wie es die Poeten nennen, sondern „ein Buch auf eine Haut geschrieben, wie man durch die Chimie Gold erzeugen könnte." Mehrere Gründe, welche es bestätigen, daß dasselbe eine Anweisung zur Alchimie gewesen sei, kann man in den drei Büchern de aureo vellere des Guilielmi Mennens nachsehen. Es wurde, aller Vermutung nach, diese von den Argonauten erbeutete Schrift, des Nuzens und Vorteils wegen, den man daraus schöpfen konnte, ein goldnes Blies oder pergamentenes Buch genannt.

§. 30. Von andern verblümten historischen und mythologischen alten Dingen, womit die Alchimisten das Altertum ihrer Kunst beweisen, und zugleich zeigen wollen, daß viele von den alten Dichtern besonders die Alchimie verstanden haben, will ich nur anführen: Die Schlange Python, welche aus der verfaulten Erde nach der Deukalionischen Sündflut entstanden, und vom Apoll getödtet worden. Die Arbeiten des Herkules, von deren chimischen Bedeutung Fabri Hercules chimicus nachgesehen werden kann. Die Vermischung des Mars und der Venus, welche beide vom Vulkan unauflösbar zusammen verbunden worden. Das Zauberkraut Moly, aus dem Homer, dessen Wurzel schwarz, die Blüte aber weis ist. Saturn, der seinem Vater Cölo die Geburtsteile abschneidet und ins Meer wirft, da dann aus der Vermengung des Bluts mit dem Schaum des Meerwassers die Venus entsteht. Saturn, der seine Kinder fraß. Jupiter, der sich in einen Goldregen verwandelte. Die Augen des Argus, welche nachher in den Pfauenschwanz versezt wurden.

Die

Die Erdichtung vom Sphinx und die neuere Fabel vom Vogel Phönix, aus dessen Asche ein schönerer junger Phönix hervorkommt. Die Reise des Aeneas in die Unterwelt, welche Virgil im 6ten Buch seiner Aeneide beschreibt, besonders der goldne Zweig, dessen Eigenschaft ihm die Sibille erklärt, und welchen abzubrechen und der unterirrdischen Göttin darzubieten, sie ihm anräth. Alle diese, und noch hundert andre Stellen aus den Dichtern, sollen nichts mehr und nichts weniger, als alchimistische Allegorien sein. Daher kommt es auch, daß die Alchimisten glauben, daß Homer, Hesiod, Orpheus, Virgil, Ovid, nebst Aristoteles, Plato, und vielen andern berühmten Leuten und Schriftstellern des Altertums, Alchimisten gewesen wären; die eigentlichen alchimistischen Bücher, welche man von diesen und andern Gelehrten noch heute vorzeigt, sind indessen unterschoben, und in neuern Zeiten verfertigt.

§. 31. Es sollen auch sonst noch einige Ueberbleibsel und Denkmale aus dem Altertum vorhanden sein, aus welchen man schließen könnte, daß die Alchimie, ja selbst der Stein der Weisen vormals nicht unbekannt gewesen sei. Appian in seinen Altertümern, und Hermolaus Barbarus in seinen corollariis, haben eine Aufschrift aufgezeichnet, welche sich auf einer Urne befand, die im 15ten Jahrhundert im Felde bei Padua in der Erde angetroffen wurde. Sie ist folgende:

Plutoni sacrum munus ne attingite fures
Ignotum est vobis hac quod in Urna latet.
Namque Elementa gravi clausit digesta labore
Vase sub hoc modico *Maximus Olibius*.
Adsit foecundo custos sibi Copiae Cornu
Ne pretium tanti depereat laticis.

Das heißt:

Rührt es nicht an, ihr Diebe, dis dem Pluto geweihte Geschenk

Ihr wißt nicht, was in dieser Urne verborgen ist.

Grundstoffe mit schwerer Arbeit ausgearbeitet
Hat in diesem schlechten Gefäße Maximus Olibius verschlossen.

Ein Hüter sei immer bei diesem reichen Füllhorn,

Damit der hohe Wehrt dieser kostbaren Flüssigkeit nicht verderbe.

In dieser Urne war eine kleinere verborgen, in welcher sich zwei künstlich ausgearbeitete Ampeln befanden; eine aus feinem Golde mit besonderer Feuchtigkeit angefüllt, die andere aber mit folgender Aufschrift:

Abite hinc pessimi fures
vos quid voltis vestris cum oculis emissitiis
abite hinc vestro cum Mercurio petasato caduceatoque
Maximus maximo Donum plutoni hoc sacrum facit.

Das ist:

Weg von hier, ihr Bösewichter, ihr Diebe,
was wolt ihr mit euren gierigspähenden Augen.
Weg von hier mit eurem mit Flügelhut und Schlangenstab gezierten Merkur,
Dem großen Pluto hat Maximus diese Gabe geweihet.

Man glaubet nicht ohne Grund, daß diese Aufschriften alchimistisch erklärt werden müßten, und daß besonders die

die in der einen Lampe befindlich gewesene Feuchtigkeit, ein mühsam ausgearbeitetes chimisches Elixir gewesen sei. Ein ähnliches Denkmal des Altertums der Alchimie soll auch diejenige Grabschrift sein, welche vor vielen Jahrhunderten zu Bononien oder Bologna auf einem Marmorstein eingegraben gefunden ist:

D. M.

Aelia, Laelia crispis, nec vir nec mulier,
nec androgyna, nec puella, nec juvenis,
nec anus, nec meretrix, nec pudica
sed omnia
sublata neque fame, nec ferro, neque veneno,
sed omnibus
nec coelo, nec aquis, nec terris
sed ubique jacet.
Lucius agatho Priscius, nec maritus, nec amator, nec necessarius. neque moerens, neque gaudens, neque flens, hanc neque molem nec pyramidem, nec sepulcrum
sed omnia
Scit & nescit, quid cui posuerit
Hoc est sepulcrum intus Cadaver non habens,
Hoc est Cadaver, sepulcrum extra non habens,
Sed Cadaver idem est & sepulcrum sibi.

Uebersezt lautet dieses also:

Dem großen Gott.
Aelia, Lälia Crispis nicht Mann, nicht Weib,
nicht Zwitter, nicht Mädchen, nicht Jüngling,
nicht altes Weib, nicht Hure, nicht züchtig
sondern alles
umgebracht weder durch Hunger, noch durch
Eisen, noch durch Gift
sondern durch alles,

ist nicht im Himmel, nicht im Wasser, noch
in der Erde
sondern liegt überall.

Lucius Agatho Priscius weder Ehemann, noch Liebhaber, noch Freund, weder traurig, noch frölich, noch weinend, hat dieses, was weder Denkmal, noch Spizsäule, noch Grabmal, sondern alles ist, er weiß und weiß nicht, wem und was gesezet.

Dis ist ein Grab, das inwendig keinen Todten hat,
dis ist ein Todter, der auswendig kein Grab hat,
aber es ist sich Leiche und Grab zugleich.

Dieses wunderliche Denkmal ist, wie die Reisenden versichern, noch in der Kunstkammer zu Bologna zu sehen. Man lese hievon Berkenmeiers curiösen Antiquarius. Die Auflösung des sonderbaren Räzels hat viele Köpfe beschäftigt; es sind ganze Bücher und Abhandlungen davon geschrieben, und mancherlei Auslegungen darüber gemacht. Unter andern hat Nicolaus Barnaudus in einem Kommentar hierüber, welcher sich im dritten Bande des Theatri chimici befindet, sehr wahrscheinlich bewiesen, daß es nichts anders als den Stein der Weisen bedeute.

§. 32. Es fehlt auch übrigens nicht ganz an Zeugnissen alter Schriftsteller, daß man würklich in alten Zeiten mit dem Goldmachen umgegangen sei. Manilius im 4ten Buche astronomicorum soll, nach Wedels Zeugnis (man sehe dessen Einleitung zur Alchimie Kap. 5. §. 4.), solches bestätigen. Da weiter kein Astronom Manilius bekannt ist, als derjenige, welcher zur Zeit des Augustus gelebt hat, so ist dessen Zeugnis sehr

sehr alt. Auch Plinius im 33ten Buch Kap. 4., nachdem er die verschiedenen Methoden, Gold zu sammlen und aus den Minern und Steinen zu ziehen, erzält hat, fährt folgender maßen fort: „Es gibt auch „noch eine Art, Gold zu machen aus dem Operment, „welches in Syrien für die Maler aus der Erde gegraben „wird, und eine Goldfarbe hat, aber zerbrechlich ist wie „Glassteine. Die Hofnung, Gold zu finden, reizte „den Cajus, einen sehr geizigen Fürsten. Er befahl „deswegen, eine ansehnliche Menge davon auszukochen, „und machte ein sehr vortrefliches Gold, aber in ei„nem so geringen Gewichte, daß er Schaden dabei „spürte. Als er dieses seines Geizes wegen erfahren „hätte, obgleich vierzehn Pfund des Operments waren „verwandelt worden, so ist dasselbe von keinem weiter „nachher versucht worden." Er erzält auch im 7ten Kapitel des 33ten Buchs, wo er vom Minium handelt, daß dieses Minium, welches eine Art eines natürlichen Zinnobersandes gewesen, von einem alten Athenienser, Callias genannt, erfunden sei, welcher anfangs gehoft hätte, aus diesem röthlichen Sande in den Silbermetallen Gold herauszukochen. Dieses scheint nichts anders zu heißen, als daß er geglaubt habe, vermittelst dieses Sandes einen Teil des Silbers in Gold zu veredlen. In eben diesem angeführten Plinius, und zwar im 27ten Kap. des 36ten Buchs, lieset man auch, daß man, vermittelst des Feuers, aus dem Sande nicht allein Glas, Blei u. s. w., sondern auch Silber schmelzen könne. Jene beiden Versuche des Cajus und Callias, wie auch die erwähnte Silberschmelzung aus Sand, sind zwar, wie ich gerne zugebe, nicht im allereigentlichsten Verstande alchimistisch; sie zeigen aber doch, daß man schon damals die Vorstellung einer Möglichkeit gehabt habe, aus Stoffen, welche keine eigentliche Golderzte waren, Gold und andre ädle Metalle

zu bereiten. In so weit können sie also allerdings zum Beweise dienen, daß die Goldmacherkunst oder Alchimie den Alten schon bekannt gewesen sei, und daß man sich wenigstens mit partikularalchimistischen Arbeiten zu bereichern gesucht habe, obgleich nicht ein jeder die Methode wuste, solche mit Vorteil zu betreiben.

§. 33. Ein gar wichtiges Zeugnis von dem wahrhaftigen Altertum der Alchimie findet sich im Suidas, und zwar in dessen Lexic. grammat. hist. unter dem Worte χημεία, wo es heißt: χημεία, ἡ τοῦ ἀργύρου καὶ χρυσοῦ κατασκευή, ἧς τὰ βιβλία διερευνησάμενος ὁ Διοκλητιανὸς ἔκαυσε, διὰ τὰ νεωτερισθέντα αἰγυπτίοις Διοκλητιανῷ. τούτοις ἀνημέρως, καὶ Φονικῶς ἐχρήσατο, ὅτι δὲ καὶ τὰ περὶ χημείας χρυσοῦ καὶ ἀργύρου τοῖς παλαιοῖς γεγραμμένα βιβλία διερευνησάμενος ἔκαυσε, πρὸς τὸ μηκέτι πλοῦτον Αἰγυπτίοις ἐκ τῆς τοιαύτης προσγίνεσθαι τεχνής, μηδὲ χρημάτων αὐτοὺς θαῤῥοῦντας περιουσίᾳ τοῦ λοιποῦ Ρωμαίοις ἀνταίρειν. Dieses heißt nach meiner wörtlichen Uebersezung: „Chimie ist eine Verfertigung des Silbers und des Goldes, deren Schriften Diokletian „emsig ausforschen und verbrennen lassen, nachdem die „Egipter sich gegen Diokletian empört hatten. Er be„trug sich dabei sehr grausam und mörderisch, nachdem „er die von der Chimie des Goldes und des Silbers „von den alten geschriebene Bücher ausforschen und „verbrennen lassen; damit nicht hinführo die Egipter „aufs neue Reichtümer dadurch erwerben möchten, und „indem sie darauf ihr Vertrauen sezten, dadurch bewo„gen würden, sich den Römern ferner zu widersezen.“ Aus dieser Stelle erhellet also deutlich, daß die Egipter die Goldmacherkunst verstanden, und daß sie alte Schriften gehabt haben, welche von dieser Kunst handelten. Die Geschichte dieser Aufsuchung und Verbrennung

nung der alchimistischen Schriften, durch den Kaiser Diokletian, fällt in das 296te christliche Jahr, als zu welcher Zeit, nach der Angabe aller noch vorhandenen Geschichtschreiber, dieser Kaiser den Feldzug gegen die rebellischen Egipter vorgenommen hat.

§. 34. Obgleich Hr. Wiegleb nicht zweifeln kann, daß sich diese Nachricht wörtlich im Suidas befinde, so hat er doch gegen die Wahrheit derselben verschiedene Einwendungen, und will sie für keinen Beweis des Altertums der Alchimie gelten lassen. Da sie aber sehr wichtig ist, so werde ich hier ein wenig weitläuftig sein müssen, um alle Einwürfe, welche Hr. Wiegleb dagegen macht, gründlich zu widerlegen; denn sie ist unstreitig eine der deutlichsten Beweise des Altertums dieser Wissenschaft, und darum hat gedachter Hr. Gegner auch alles mögliche hervorgesucht, um diese Nachricht zu vernichten. Er hält sie erstlich für falsch und ungegründet, „weil Suidas solche erst 800 Jahr her„nach erzälet, ohne anzuzeigen, aus welcher Quelle er „dieselbe geschöpft, und weil kein einziger Historienschrei„ber vor ihm, dieser sein sollenden Geschichte erwähnet „hat." Obgleich nun Vossius de Histor graec. Lib. II. Cap. 26. dafür hält, daß Suidas um die Zeit des Johann Zimisces im zehnten Jahrhundert gelebt habe, welches schon einen Unterschied von 100. Jahren früher, in der Zeitrechnung des lebens des Suidas macht; so will ich doch annehmen, daß dieser Schriftsteller erst um die Mitte des eilften Jahrhunderts, und also beinahe 800 Jahre nach Diokletians Zeit gelebt habe. Ich gebe auch zu, daß er die Quelle dieser seiner Nachricht nicht angezeigt habe. Das erste benimmt, wie bald gezeigt werden soll, der Wahrheit der Geschichte nichts; daß er aber die Quelle seiner Nachricht nicht angezeigt hat, ist ebenfals eine unerhebliche Bemerkung, denn in

 mehr

mehr Stellen seines Buchs führt er ebenfalls keine Quellen seiner Nachrichten an, es ist also eben kein Wunder, daß er auch hier die Gewährsmänner seiner Nachricht verschweigt, er konnte es ja nicht voraussehen, daß ihm jemand, in dieser Geschichte der diokletianischen Bücherzerstörung, die Glaubwürdigkeit versagen würde. Man hätte auf diese Weise eben so wol Grund, alle seine andre historische Nachrichten, bei welchen er keine Quellen angibt, in Zweifel zu ziehen, oder gar für falsch zu erklären, welches aber unbillig wäre, indem Suidas ja keine weitläuftige Geschichtsabhandlungen, sondern nur ein Lexikon geschrieben, in welchem die Anführung vieler Authoren bei jeder Stelle, zu weitläuftig und übel angebracht sein würde. Daß ferner kein Geschichtschreiber vor ihm diese Nachricht erzälet, scheint zwar auffallend; allein man lese folgendes, was ich aus dem 13ten Teil der algemeinen Welthistorie §. 685, entlehnt habe: Obgleich keine Regierung an Länge oder Mannigfaltigkeit wichtiger Begebenheiten merkwürdiger, als des Diokletians, gleichwol ist keines Fürsten Regierung weniger bekannt, welches uns um so viel erstaunlicher vorkommt, wenn wir die große Anzahl der Geschichtschreiber bedenken, welche zu seiner Zeit geblühet haben. Es müssen viele von ihnen ohne allen Zweifel die Geschichte seines Lebens beschrieben haben, wie wir wissen, daß sie es mit der Geschichte seiner Vorfahren gethan, welche die meisten von ihnen ihm zugeschrieben haben *). Von seiner Regierung aber ist keine umständ-

*) Die berühmtesten Geschichtschreiber zur Zeit Diokletians waren: Claudius Eusthenius, Spartianus, Lampridius, Vulcatius, Capitolinus, Pollio, Vopiscus,

ständliche und deutliche Nachricht bis auf uns gekommen. Ja, es hat uns sogar eine Lücke in der Geschichte des Zosimus, von dem Tode des Carus bis zur Abdankung des Diokletianus, desjenigen beraubt, was wir von ihm aus diesem Geschichtschreiber, so zu sagen aus der zweiten Hand hätten lernen können. Solten wir nicht diesen algemeinen Verlust der Nachrichten von ihm, der göttlichen Rache zuschreiben, weil er die heil. Schrift gänzlich zu vertilgen unternommen? Dieses scheint uns wenigstens wahrscheinlicher zu sein, als was wir in einem neuern Kunstrichter lesen (Casaubonus, in not. in Spart.), daß nemlich die Christen, aus Haß gegen einen so grausamen Feind, alle ihn betreffende Geschichten und Nachrichten unterdrükt hätten. Diesem zufolge, ist es wohl gewis, daß mancher Schriftsteller, aus der Zeit des Diokletians, die Geschichte der egiptischen Bücherverbrennung ausführlich gehabt habe, wovon noch einer oder anderer zu Suidas Zeit vorhanden gewesen, aus dem er dann, wie nicht zu zweifeln ist; diese Nachricht genommen hat. Weil diese Geschichtschreiber des Diokletians aber nun alle verloren sind, so muste ja auch die nähere Nachricht von dem, was Suidas sagt, mit verloren gegangen sein. Es ist gar nicht zu vermuten, daß Suidas diese Geschichte blos ersonnen haben solte, sondern er hat notwendig eine Quelle gehabt, waraus er schöpfte. Da auch überhaupt bei historischen Nachrichten, im Mangel

cus, Tatius oder Statius Cyrillus, Sotericus, Porphyrius; ja es sollen, wie einige sagen, wol 50 Geschichtschreiber damals vorhanden gewesen sein. Man sehe die Anmerkung in der algem. Welthistorie zur obigen Stelle.

gel eines nähern Zeugen, allemal derjenige Glauben verdient, welcher am nächsten bei der Zeit gelebt hat, in welcher sich die Geschichte zugetragen hat; so thut man ja auch nicht zu viel, wenn man dem Suidas Glauben zustellt, weil just kein älterer vorhanden ist, der eben das erzählt hätte. Indessen ist doch Suidas nicht der einzige alte Geschichtschreiber oder Schriftsteller, der diese Nachricht hat. Nach der algemeinen Welthistorie im 13ten Teil §. 670, in der Anmerkung, hat Joh. Antiochenus, welcher schon im 8ten Jahrhundert lebte, ebenfals jene Nachricht; ja nach Robert Vallensis in Lib. de veritate & antiquitat. artis chemicae, wird sogar von Orosius, einem Gelehrten des fünften Jahrhunderts, im 16ten Kapitel seines 7ten Buchs, diese Geschichte schon angeführet. Maul im Gold von Mitternacht, führt auch noch den Paulum Diaconum, einen Schriftsteller des achten Jahrhunderts, dieser Nachricht wegen an. Von den Schriftstellern nach des Suidas Zeit, will ich nicht einmal reden, obgleich es nicht für gewis behauptet werden kann, daß sie, wenn sie der diokletianischen Zerstörung der chimischen Bücher erwähnen, den Suidas solten ausgeschrieben haben; denn es konnten zu ihrer Zeit auch noch wol alte und nähere Schriftsteller vorhanden sein, aus welchen sie ihre Nachricht unmittelbar mitteilten.

§. 35. Ferner sagt Hr. Wiegleb: „Es wäre „die Erzälung des Suidas an sich höchst unwahrschein„lich; denn wenn die Egipter würklich solche chimische „Schriften besessen hätten, so würden sie schlechterdings „so einfältig nicht gewesen sein, denen darnach forschen„den Feinden solche auszuliefern, damit sie solche ver„brennen könnten.“ Hier bedenkt Hr. Wiegleb das Verhältnis nicht, in welchem die Egipter mit Diokletian

an stunden. Dieser verlangte die Bücher nicht als ein Zeichen der Gefälligkeit, und mit guten Worten von ihnen. Nein, er ging als Feind, als Eroberer, als erzürnter Rächer mit ihnen um. Er befahl mit Nachdruk. Sie waren Rebellen, die sich wider ihn, als ihren rechtmäßigen Herrn, empört hatten. Zufolge der Nachrichten von dem egiptischen Feldzuge des Diokletians, hatte er demselben in eigener Person mit beigewohnt. Er füllte Egipten mit Mord und Achterklärung an, ließ die Stadt Alexandrien von seinen raubbegierigen Soldaten plündern, verschiedene Städte, unter andern Coptos und Busiris völlig zu Grunde richten, und verfuhr so mit ihnen, daß er sogar den benachbarten Indianern und Ethiopiern Schrecken einjagte. Da hielt er zugleich genaue Nachfrage nach den chimischen Büchern. (Algem. Welthist. 13 Teil §. 670.) Da musten also die erschrockenen Egipter wol gerne abgeben, was sie hatten; denn wenn sie es nicht thaten, und etwa ein solches verschwiegenes Buch bei ihnen nachher gefunden wäre, so würde das der grausame Diokletian sehr übel genommen haben.

§. 36. Da sich nicht wol begreifen läßt, wie eine algemeine Ausrottung der chimischen Schriften der Egipter hätte bewerkstelliget werden können, so hat man angenommen, daß diese Schriften meist in der öffentlichen Bibliotek zu Alexandrien sich befunden hätten, wo es dann leicht gewesen, selbige aufzusuchen. Auch dieses hält Hr. Wiegleb für ein Hirngespinst: „Er „gibt eine weitläuftige bekannte Nachricht von dem Ur„sprung dieser Bibliotek, und sagt endlich, daß selbige „erst im 642ten Jahre der christlichen Zeitrechnung von „den Saracenen unter Anführung des Amri Ebnol'as, „sei verwüstet, und in den Badstuben verbrannt wor„den, folglich hätte selbige nicht von Diokletian, der

„lange

„lange vorher lebte, verwüstet und verbrannt werden „können.“ Das alles, was er von der alexandrinischen Bibliotek sagt, kann man ihm, unbeschadet der von Suidas erzählten Geschichte, zugeben. Denn es wird ja nicht von Suidas behauptet, daß Diokletian alle Bücher zu Alexandrien, ohne Unterschied, oder die ganze Bibliotek verwüstet hätte. Nein, nur die chimischen, welche von der Kunst Silber und Gold zu machen handelten, ließ er aufsuchen und verbrennen. Diese werden wol den kleinsten Teil der ganzen Bücherei ausgemacht haben, und ihre Wegnahme mochte in dem so großen alexandrinischen Bücherschaze, von etlichen hunderttausend Büchern, eben keine merkliche Lücke machen; so daß einige 100 Jahre nachher, Amri-Ebnol-As mit seinen saracenischen Soldaten, noch genug Badstuben mit den übrigen Büchern einheizen konnte. Man hat es, wie gesagt, zwar willkührlich und um bequemerer Erklärung der Ausrottung der chimischen Bücher wegen, angenommen, daß sich diese in der Bibliotek zu Alexandrien beisammen gefunden hätten; allein, daß solches sich würklich so verhalten habe, ist gar nicht unwahrscheinlich. Die mehrsten Bücher der egiptischen Nation, folglich auch die mehrsten chimischen Schriften, waren doch wol in Alexandrien, weil dieses die Hauptstadt des Landes, und der vorzüglichste Siz der Gelehrten war. Privatpersonen hatten auch zu der Zeit nicht viele Bücher; diese waren zu selten und zu kostbar. Sie wurden deswegen meist nur in fürstlichen oder öffentlichen Bibliotеken aufbewahrt. Die Buchdruckerkunst war damals noch nicht erfunden, folglich musten alle Bücher mit der Hand geschrieben werden, dieses machte, daß der Preis eines Buches sehr hoch kam. Warum solte man denn nicht annehmen können, daß die Privatpersonen sehr wenige Bücher gehabt hätten, und wo nicht alle, doch die meisten Bücher, welche

che Diokletian verbrannt, aus der öffentlichen dortigen Bibliotek genommen wären? Nun mag es aber hierum sein, wie es will, die Bücher mögen teils bei Privatpersonen, oder allein in der großen Bücherei aufgesucht sein, so läßt es sich doch nicht verabreden, sondern man kann vielmehr ohne Nachteil der suidasschen Erzälung sicher glauben, daß noch einige dieser Schriften aus dem sonst algemeinen Verderben gerettet worden sein. Man kann aber leicht gedenken, daß man solche äußerst geheim gehalten habe. Diese sind dann unstreitig diejenigen, aus welchen die nachherigen Araber und spätern Alchimisten ihre Wissenschaft geschöpft haben. Es wäre also hiemit die Wahrheit der Nachricht des Suidas hinreichend gerettet, und jeder Wieglebsche Einwurf wider dieselbe in so weit und gründlich gehoben.

§. 37. Es nimmt aber Hr. Wiegleb noch eine andre Untersuchung mit der Schriftstelle des Suidas vor, welche nun auch kürzlich geprüft und abgefertigt werden soll. Ich habe schon oben gesagt, daß diese Stelle sehr interessant, und einer der wichtigsten Beweise des Altertums der Alchimie sei. Hr. Wiegleb aber sagt: „sie wäre die einzige Quelle, aus welcher „die Meinung der Alchimisten von der Goldmacherkunst „der Egipter geflossen sei." Daß er hierin irre, und daß auch andre Gründe noch da sein, woraus man schließen könne, daß die Alchimie in Egipten geblühet habe, ist schon in den §. 17 bis 22. gezeigt worden. Hr. Wiegleb wirft ferner ein: „Es sei in jener Stelle „kein Wort von der Alchimie, sondern nur von der „Chimie etwas anzutreffen, folglich hätte Suidas nicht „die Goldmacherkunst darunter verstanden. Seine „Nachricht wäre also kein Beweis des Altertums der „Alchimie, sondern nur höchstens der Chimie, oder

„nach

„nach seiner Uebersezung: der Schmelzkunst." Jeder Schein der Wichtigkeit dieses Einwurfs verschwindet, wenn man erwäget, was ich schon Anfangs meiner Schrift gesagt habe; daß nämlich das Wort Chimie und Alchimie einerlei ursprüngliche Bedeutung habe, und daß das Al gewis ein arabisches Vorwort sei. Kein alter Schriftsteller hat das Wort Alchimie gebraucht noch gebrauchen können, denn es kam erst zu den Zeiten der Araber auf. Vorher hatte man kein anders Wort als Chimie, womit man dann nicht allein die eigentliche Schmelzkunst, sondern auch den ganzen Umfang der chimischen Metallkunst, und alles, was mit derselben einige Verwandschaft hatte, ausdrücken muste. Aber die Araber waren diejenigen, welche das Wort Alchimie zuerst brauchten, und den besondern Begrif desselben bestimmten. Ob aber gleich den Egiptern, Griechen und Römern dieses Wort unbekannt war, so folgt doch daraus nicht, daß ihnen auch die Verädlungskunst der Metalle selbst, oder dasjenige, was wir unter der Alchimie verstehen, unbekannt gewesen sei; sie war vielmehr bei ihnen unter der algemeinen Benennung Chimie mit begriffen. Daß das Wort Alchimie, oder vielmehr das Vorwort Al, arabisch sei, gesteht Hr. W. übrigens selbst ein, und die andern arabischen Wörter, welche in der Arzneikunst vorkommen, z. B. Alkali, Alkahest, Alkermes, Alhandal ꝛc., ja auch andre nicht medicinische Benennungen, z. B. Alkoran, Algebra ꝛc. beweisen solches. Zur Erläuterung dieser Sache muß man wissen, wie wenig man, sowol zur Zeit, als auch kurz nach der Zeit der Araber, in andern Ländern aus den Wissenschaften, besonders aus solchen, machte, welche in die Naturkunde und Arzneiwissenschaft einschlugen. Europens Nationen lebten vorzüglich damals in der dikksten Unwissenheit. Man wird sich also noch weniger ums arabische bekümmert

mert haben, da man nicht einmal mit einländischen gelehrten Produkten und Schriften sich abgab. Also konnte auch Suidas, der bald nach der arabischen gelehrten Epoche lebte, das Wort Alchimie wohl nicht kennen, und folglich auch nicht gebrauchen. Hiergegen wird Hr. Wiegleb einwenden: „daß noch ein anderer „alter Schriftsteller, der kein Araber war, das Wort „Alchimie gebraucht habe, folglich dis Wort nicht so „unbekannt gewesen sei; indem Julius Maternus „Firmicus, der zur Zeit Konstantins des großen im „4ten Jahrhundert lebte, in der von Hr. W. Seite „182 angeführten Stelle, welche vom astrologischen „Nativitätstellen handelt, saget: Si fuerit haec Do-„mus Saturni, scientiam alchimiae dabit. Weil „nun Julius Firmicus dieses Wort schon gekannt hätte, „so würde es der spätere Suidas auch wol gekannt, „und statt des Worts Chimie gebraucht haben, wenn „er damit die eigentliche Goldmacherkunst hätte verste-„hen wollen." Hier muß ich aber antworten, daß es sehr wahrscheinlich, ja ganz gewis sei, daß diese Stelle des Firmicus verfälscht, und von einem spätern Abschreiber untergeschoben sei. Er konnte das Wort Alchimie nicht gebrauchen, weil die arabische Sprache zu seiner Zeit noch nicht geübt wurde. Auch findet sich dieses Wort würklich nicht in den alten Handschriften des Firmicus. Wenigstens berichtet Kircher: „daß in „dem Koder, welchen er von diesem alten Schriftsteller „in der vatikanischen Bibliotek gesehen und nachgelesen „hatte, die ganze angeführte Stelle nicht anzutreffen „sei, und es glaublich wäre, daß der Schriftsteller „nicht einmal an die Chimie gedacht habe, sondern der „Ausdruk; scientiam alchemiae dabit, von andern ein-„geflikt sei, um der Alchimisterei damit ein altes Anse-„sehen zu geben." Kircher war bekanntlich ein großer Gegner der Alchimie, und also wird Hr. Wiegleb wol

gegen dessen Zeugnis nichts einzuwenden haben. Chimiphilus, in der Offenbarung der chimischen Weisheit, hat ebenfalls diese Bemerkung des Kirchers schon angeführt.

§. 38. Auch behauptet Hr. W.: „daß das „Wort κατάσκευή, welches Suidas gebraucht, da er „sagt: χημεία, ἡ τȢ ἀγύρȢ καὶ χρυσȢ κατασκευὴ u. „s. w. nichts anders, als eine Vorbereitung oder An„stalt zu einer Sache bedeute, nicht aber eine Verwand„lung einer geringen Sache in eine bessere. Denn die „Griechen bedienten sich, wenn sie sonst von einer Ver„wandlung oder Entstehung einer neuen Sache redeten, „der Worte μεταβολὴ oder γένεσις (welches Er beiläu„fig aus dem Ocellus beweiset). Suidas könne also „bei dieser Stelle nichts weniger im Sinne gehabt ha„ben, als dadurch die unschuldigen Egipter einer Gold„macherei zu beschuldigen.“ Zur Beantwortung dieses Einwurfs muß ich vorab erinnern, daß Suidas gar kein zierlicher Schriftsteller sei, sondern daß er gar oft, wenn er etwas saget, übelgewählte Worte gebrauche. Wenn er also auch hier nicht das zur Sache passendste Wort hätte, so würde solches doch an sich nicht schaden, weil der Sinn der ganzen Stelle genug zeigt, was er durch κατασκευὴ versteht. Zweitens muß ich bemerken, daß die Alchimie nicht eine Kunst des Verwandelns, sondern nur eine Kunst der Verädlung geringeren Metalle sei. Suidas würde folglich im Ausdruk gefehlt haben, wenn er ein Wort gebraucht hätte, welches verwandeln bedeutete, und also der Sache nicht angemessen wäre. Hätte er aber ja eine Verwandlung ausdrücken wollen, so würde er statt des μεταβολὴ oder γένεσις, welches Hr. Wiegleb vorschlägt, weit schiklicher das Wort ἀλλάξις haben wählen können. Daher wird das Zeitwort ἀλλάσσω oder ἀλλάττω

zwei

zweimal vom Apostel Paulus 1 Cor. 15. v. 51 und 52. gebraucht, da er der Verwandlung der Leiber am jüngsten Tage erwähnt. Dis Wort, welches eine solche Art der Verwandlung ausdrükt, würde dem gewöhnlichen Begrif von einer Verwandlung der Metalle gewiß am allerangemessensten sein, indem der Leib selbst am jüngsten Tage zwar bleiben, aber doch eine gewisse vorteilhafte Veränderung leiden soll, gerade so wie verwandelte Metalle selbst zwar noch das Metall bleiben, aber in ihren Bestandteilen auf gewisse Art modificirt werden, so daß dieselben dadurch einen höhern Wehrt erhalten. Was das κατασκευὴ betrift, so kommt solches vom Zeitwort κατασκευάζω oder σκευάζω her, welches im lateinischen struo, exstruo, aedifico, efficio, machinor, conficio, molior, instruo, adorno, fabricor, acquiro, compono, praeparo u. s. w. heißet. Κατασκευὴ bedeutet also eine Bauung, Aufbauung, künstliche Bauung, Machung, künstliche Zusammenfügung, Verfertigung, mühsame Bereitung, ordentliche Anrichtung, Zurechtmachung, Werkbereitung, Erwerbung, Zusammensezung, Zubereitung u. s. w. Aus diesen mancherlei Bedeutungen sucht nun Hr. W. die geringste aus, nemlich Praeparatio, und übersezt dieses Wort gar nach dem Sinn, als wenn es eine Vorbereitung zu einer Sache bedeutete. Daß aber Suidas es in einem solchen Sinne nicht genommen haben könne, lehrt der Zusammenhang, weil es so viel als nichts hieße, wenn man sagen wollte: Die Chimie ist eine Vorbereitung des Silbers und Goldes. Es muß also eine andre Bedeutung haben, nämlich die Bedeutung einer Verfertigung, Machung, Bereitung. In diesem Sinn wird es von mehr Schriftstellern gebraucht. So hat Galenus ad Glauconem das Wort σκευάζεσθαι, da er von der Verfertigung oder Bereitung einer Arznei spricht, und die Schriftstelle

Syrach 49. v. 1. bei den 70 Dollmetschern: μνημόσυνον Ιωσίε εἰς σύνθεσιν θυμιάματος ἐσκευασμένον ἔργω μυρεψοῦ, wird von Castellio übersezt: Josiae memoria quasi quaedam suffiminis compositio confecti arte unguentarii, und hat das Zeitwort σκευάζω nach eben solcher Bedeutung; andre Beispiele aus Plato, der es vom Mehlmachen, und aus Aristoteles, der es von Verfertigung einer Bildsäule gebraucht, übergehe ich. Das Vorwort κατα kann übrigens die ursprüngliche Bedeutung des σκευάζω nicht vermindern, weil bekanntlich viele Zeitwörter, welche damit verbunden werden, die vorige Bedeutung behalten, z. B. καταγγέλλω, κατακυριεύειν, καταθνήσκω u. s. w. Diesem allen zufolge muß das κατασκευή des Suidas nicht als Vorbereitung oder Zubereitung, sondern als Verfertigung oder Bereitung übersezt werden. lateinisch kann es confectio gegeben werden, und so übersezen auch würklich verschiedene Schriftsteller diese Stelle des Suidas. Z. B. *Robertus Vallensis* de veritate & antiquitate artis chemiae. *Chrysippus Fanianus* de jure artis alchemiae u. s. w. Das Wort conficere aurum oder aurum facere muß auch mehr heissen, als Hr. W. glaubet, welcher behauptet, es bedeute blos in Gold arbeiten; so wie aurifex oft auch mehr als ein Goldarbeiter heißt. Den Beweis davon findet man in einer von Hr. W. angeführten Stelle aus dem oben erwähnten Julius Firmicus, wo es heißt: Virgo si in horoscopo fuerit inventa, *Aurifices* faciet, inauratores, bractearios & qui in Auro operentur; hier werden ja aurifices ausdrüklich von andern Goldarbeitern unterschieden, und bedeuten zweifelsohne Alchimisten.

§. 39. Noch ein unumstößlicher Beweis, daß Suidas unter dem κατασκευή mehr als eine simple

Vor-

Vorbereitung oder Zubereitung des Silbers und Goldes verstanden, ja daß er damit eine alchimistische Verfertigung angedeutet habe, findet sich in einer Parallelstelle unter dem Worte δέρας. Hier sagt Suidas: „Das goldne Vlies, welches Jason eroberte, war das „nicht, wofür es die Poeten ausgeben; sondern ein „Buch auf Häuten geschrieben, wie man durch die „Chimie Gold erzeugen könnte, ἤγην βιβλίον γεγο„νέναι ἐν δέρμασι γεγραμμένον περιέχον ὅπως δεῖ γε„νεσθαι διὰ χυμείας χρυσόν." Hier wird ausdrüklich ein Machen des Goldes durch die Chimie angezeigt, welches vom gewöhnlichen Erlangen oder Bereiten desselben verschieden ist. Ja es wird hier das Zeitwort γεννάω, ich erzeuge oder gebähre, von der Hervorbringung des Goldes durch die Chimie gebraucht. Es ist sogar grade dasjenige Wort, wovon γένεσις abstammt, von welchem, wie ich oben angezeigt habe, Hr. Wiegleb selbst eingesteht, daß es Suidas würde und müste gebraucht haben, wenn er durch κατασκευή eine würkliche neue Machung oder Erzeugung des Goldes oder Silbers hätte ausdrücken wollen. In dem goldnen Vlies war also nicht blos eine Anweisung, das Gold auszuschmelzen oder aus seinen natürlichen Erzten zu ziehen, sondern eine Anweisung, dasselbe künstlich zu erzeugen. Jenes hätte auch den Argonauten nicht sonderlich helfen können, denn wenn sie Goldgruben in ihrem Lande hatten, so wurden sie auch wol wissen, dasselbe zu sammlen und auszuschmelzen, weil solches schon damals keine unbekannte Sache war: hatten sie aber keine Goldgruben, so konnte ihnen ja auch die Anweisung, solches auszuschmelzen, nichts nuzen. Sie musten also aus dem goldnen pergamentenen Buche mehr, und zwar so etwas, lernen können, welches ihnen Gold verschafte, wenn sie auch keine Goldquellen im Lande hatten. Mit einem Worte, in dieser andern Stelle

des Suidas wird das κατασκευή, welches er bei der Beschreibung der diokletianischen Wuth gegen die chimischen Bücher gebraucht hatte, erklärt, und weil es daselbst, wie ich eben gezeigt habe, eine stärkere Bedeutung, als eine bloße Ausschmelzung oder Zubereitung und Vorbereitung des Goldes hat; so muß auch hier das κατασκευή mehr bedeuten, als Hr. W. davon irriger Weise angibt.

§. 40. Suidas hat also allerdings im Sinn gehabt zu sagen, daß die Egipter die Goldmacherkunst getrieben, und daß Diokletian geglaubet habe, diese Kunst und der daraus fließende Reichtum habe sie übermütig und zur Empörung geneigt gemacht. Indem er ihnen also die Bücher wegnahm, worin diese Kunst beschrieben war, hat er ihnen zugleich die Lust und das Vermögen zur fernern Rebellion wegnehmen wollen. Nicht bloße Metallurgie oder Ausschmelzung des Silbers und Goldes konnte es sein, wovon diese Schriften handelten, denn zu einer solchen, im Grunde nur einfachen und handwerksmäßigen Kunst, brauchte es eben keiner vielen Bücher oder schriftlichen Anweisungen. Die Arbeiter in den Bergwerken und Schmelzhütten wusten schon, wie sie bei ihrer Arbeit verfahren musten, so wie es unsre heutigen Bergleute und Hüttenarbeiter ohne Bücher wissen. Es würde also vom Diokletian ganz was überflüssiges und ungereimtes gewesen sein, Schriften aufzusuchen, worin nur eine bergmännische oder handwerkmäßige Anweisung zur Erlangung und Ausscheidung des natürlichen Goldes und Silbers enthalten war. Gleichwie aber die Verädlung der Metalle eine Wissenschaft ist, deren Erlernung mehr Weitläuftigkeit und Genauigkeit erfordert; so läßt es sich auch eher gedenken, daß davon viele Bücher und schriftliche Anweisungen verfertigt worden, damit die Kunst nicht verloren

en ginge. Hätte Diokletian die Gewinnung des natürlichen Silbers und Goldes aus den Erzten, als die Quelle des egiptischen Reichtums, in Gedanken gehabt; so durfte er ja nur den Bergleuten, Schmelzern und Goldscheidern, ihr Handwerk kurz und gut verbieten, und die Bergwerke und Hütten zerstören, dann hätte es der mühsamen Aufsuchung der chimischen Bücher nicht bedurft. Da aber eine solche Zerstörung der Bergwerke und Hütten, und das Verbot jener Handwerke, so viel man weiß, nicht geschehen ist, sondern nur von der Aufsuchung und Verbrennung der chimischen Bücher Meldung geschieht; so hat auch Diokletian nicht die Bereitung des natürlichen Silbers und Goldes, sondern eine andre Kunst in Gedanken gehabt, welcher er den Reichtum der Egipter zuschrieb, nämlich die alchimistische Bereitung dieser ädlen Metalle. Wenn er ihnen die Bücher, welche von dieser Wissenschaft handelten, wegnahm, so konnte er ihnen dadurch sehr viel schaden, wenn nicht etwa damals die Alchimie nähere Wege hatte, als sie jezt hat. Sie erfordert so viel Genauigkeit, so viele Handgriffe, so viel Beobachtung aller Umstände, daß das Gedächtnis dis alles nicht fassen kann. Die Bücher waren ihnen also unenthehrlich, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, weitläuftiger abgefaßt, als die jezigen alchimistischen Bücher sind. Denn alle Wissenschaften und Künste, je näher sie an ihren Ursprung grenzen, desto unvollkommner sind sie. Sie wachsen erst mit der Zeit, so wie an innerer Vollkommenheit, als auch an Faßlichkeit und praktischer Bequemlichkeit. So muste auch die Alchimie zur Zeit der Egipter vielleicht noch manches überflüssiges gehabt haben, was man damals als notwendig zu wissen ansahe, nun aber wegfällt. Das heißt: Man wird damals bei alchimistischen Arbeiten noch manche Umwege, aus Mangel bequemer chimischen Werkzeuge, aus Unwissen-

 heit

heit der Handgriffe, aus Unkänntnis mancher nüzlicher Stoffe, aus Aberglauben oder aus andern Ursachen haben nehmen müssen, die man zu unsern Zeiten vermeiden kann. Die Egipter konnten deswegen die Alchimie, ohne schriftliche Anweisungen bei der Hand zu haben, nicht wohl betreiben, und wenn man ihnen diese Anweisungen wegnahm, so war es um ihre ganze Kunst gethan, wie Diokletian solches sehr wohl einsahe.

§. 41. Was Hr. Wiegleb noch von den Wörtern χρυσοποιΐα, ἀργυροποιΐα, Auri & argenti confectio, Gold- und Silbermachen, sagt, deren sich die Alchimisten bedienen, um ihre Kunst auszudrucken, gehört gar nicht hieher, und läuft auf bloßen scholastischen Wortkrieg heraus. „Er will unter diesen Worten nichts „anders verstehen, als die bloße Hervorbringung und „Erlangung des Goldes und Silbers aus den Erzten; „nicht aber eine Verwandlung der geringern Metalle „in Gold oder Silber. Das griechische ποιεῖν, das „lateinische conficere oder facere und das deutsche Ma„chen, soll gar nicht die Bedeutung einer neuen Ent„stehung, Umschaffung oder Verwandlung haben." Hierüber und zur Erklärung dieser Wörter ließe sich vieles erinnern — es ist aber, wie gesagt, nur Wortkrieg, und trägt weder zur Würklichkeit noch zur Nichtwürklichkeit der alchimistischen Kunst etwas bei. Nur so viel will ich hierbei bemerken, daß Hr. Wiegleb immer den irrigen Begrif von einer Verwandlung oder gar Erschaffung der Metalle bei seinen Einwürfen voraussezt, und auf diese Weise den Alchimisten aufbürden will, als ob sie sich einbildeten und behaupteten, daß sie Metalle verwandeln oder gar neu erschaffen könnten, welches doch kein Alchimist, wenigstens kein vernünftiger Alchimist sich einbildet, noch behauptet.

sei. Denn wenn sie auch von Erzeugen, Machen, Verwandeln u. s. w. sprechen; so verstehen sie doch darunter nicht eine Hervorbringung aus Nichts, oder eine wesentliche Verwandlung der Materie, sondern nur eine Erhöhung oder Verädlung der Metalle, und zwar nicht durch Veränderung der Grundstoffe selbst, sondern nur durch eine Veränderung oder Modifikation des Verhältnisses der Bestandteile, und der Grundstoffe gegen einander. Wenn Hr. Wiegleb dieses bedacht hätte; so hätte Er fünf Seiten in seiner Schrift ersparen können, welche Er mit der Erklärung der Wörter ποιεῖν, facere, machen, angefüllt hat. Ich will ihm zugeben, daß, wenn diese Wörter von den Alchimisten gebraucht werden, solche grade das bedeuten, was sie nach seiner eigenen Aussage bedeuten sollen, nämlich ein Hervorbringen oder Erlangen. Ja in diesem Sinn halte ich selbige für die geschiktesten Wörter, womit man die Arbeiten der Alchimisten bezeichnen kann. Denn wenn ein Alchimist sagt: er könne Gold machen; so kann dieses Machen ja im Grunde nichts anders, als eine künstliche Hervorbringung oder Erlangung des Goldes sein, und es würde nicht mit dem vernünftigen alchimistischen Begrif übereinstimmen, wenn man durch dieses Machen eine Erschaffung des Goldes, oder eine durch Verwandlung der Materie schlechter Metalle neu geschehene Erzeugung des Goldes verstehen wollte.

§. 42. „Die ganze Erzälung des Suidas (so „fährt Hr. Wiegleb fort) ist auch gar nicht wahrschein„lich. Denn wenn die egiptischen Schriften von einem „solchen Inhalt gewesen wären, daß man daraus die „Goldmacherkunst hätte lernen können, so würde sie „Diokletian nicht haben verbrennen lassen; er würde sie „vielmehr selbst behalten haben, um für sich Gold ma-

„chen zu können, oder von andern machen zu lassen.“ Hier kann man, alles Einredens des Hrn. Wieglebs ohngeachtet, antworten: Weil die alchimistischen Bücher in einer dunkeln hieroglyphischen Sprache geschrieben waren; so konnte sie Diokletian so wenig, als jeder andere in dieser Kunst nicht Eingeweihte verstehen. Die schriftliche Anweisung zur Alchimie konnte er also nicht nuzen, obgleich er die Bücher hatte. Der kürzeste Weg war folglich sie zu vernichten, damit wenigstens die Egipter dieselbe nicht mehr misbrauchen könnten. Kein Egipter erklärte sie dem Diokletian, denn ohne Zweifel musten die egiptischen Alchimisten, wenn sie zu dieser Kunst eingeweihet und ihnen die Geheimnisse derselben entdekt wurden, mit einem heiligen Eide erst das Stillschweigen angeloben; so wie noch heute die Alchimisten sich zur Verschwiegenheit verpflichten. Selbst Zwangsmittel des grausamen Diokletians würden vergeblich gewesen sein. Noch in neuern Zeiten hat man viele Beispiele, wie weit der Eigensinn der Adepten in diesem Stük gehe. Gefängnis und Tod dulden sie lieber, als daß sie ihre Kunst verrathen solten. Nun kommt noch der Charakter des Diokletians hinzu. Dieser Fürst war, seine Grausamkeit gegen die Christen und gegen überwundene Feinde abgerechnet, so viel wir aus den wenigen Nachrichten von seiner Person wissen, in seinen übrigen Eigenschaften ein guter Herr. Der einzige Lactantius beschuldigt ihn zwar unter andern Lastern auch des Geizes, aber er thut es aus Parteilichkeit, blos weil Diokletian die Christen haßte. Daß er würklich nichts weniger als geizig gewesen sei, beweisen die vielen prächtigen Gebäude, welche er sowol in Rom als in andern Städten seines Reichs, selbst in entfernten, z. B. in Karthago, Nikomedien u. s. w. errichten ließ. Seine alles übertreffende Bäder, wovon in Rom noch jezt die Trümmern gesehen werden,

sind

sind die besten Zeugen davon. Der Geiz oder der Appetit nach Gold, wie Hr. Wiegleb meint, konnte ihn also schwerlich verleiten, sich die egiptischen Bücher zu Nuze zu machen. Indessen kann es doch sein, daß Diokletian einige von diesen Schriften, und zwar die verständlichsten, für sich aufbehalten habe. Er war überhaupt kein Verächter der Gelehrsamkeit, er würde sonst nicht die in der trajanischen Bibliotek befindlichen Bücher so sorgfältig in die Zimmer seiner eben erwehnten neuerbauten Thermen oder Bäder haben bringen lassen, wie Eusebius und andre Schriftsteller sagen. Wer kann uns nun auch mit Gewisheit versichern, ob nicht gar Diokletian sich mit alchimistischen Arbeiten, nach der Anweisung jener egiptischen Schriften, beschäftige, und darin mehr Vergnügen, als auf dem Kaiserthron gefunden habe? Man weiß, daß er, nur wenige Jahre nach dem egiptischen Feldzuge, die Regierung wegen vorgeschüzter Unpäslichkeit nidergelegt, und sich nach Salona auf ein einsames Landgut begeben, wo er den Rest seines Lebens, fast 9 Jahr, als eine Privatperson zugebracht hat.

§. 43. Alle Einwendungen des Hrn. Wieglebs gegen die Nachricht des Suidas sind also gehoben, und es bleibt gewis, daß die Egipter die Alchimie getrieben haben. Ich habe oben gesagt, daß es gar wol möglich sei, daß bei der diokletianischen Vernichtung der chimischen Bücher in Egipten, entweder durch die Egipter, oder durch die römischen Soldaten, oder gar durch Diokletian selbst, noch einige dieser Bücher gerettet worden. Ja möglich ist dis nicht allein; sondern auch wahrscheinlich, daß mancher egiptischer Künstler selbst bei dieser Verfolgung entflohen, sich in andre Länder begeben, und seine alchimistische Kunst ferner ausgeübt habe. Die Alchimie, welche vorher vorzüglich in Egip-

ten zu Hause war, kam also auch in andre Länder. Ob die Behauptung des marburgischen Professors Schröders gegründet sei, daß noch die Schriften einiger alten alchimistischen Schriftsteller, z. B. des Hermes, Demokritus, Synesius, Zosimus, Olympiodorus u. s. w. aus jenen Zeiten herrühren, und aus der alexandrinischen Bücherei gerettet worden; oder ob, wie Hr. Wiegleb behauptet, diese Schriftsteller unterschoben, und in neuern Zeiten verfertigt sein, darüber könnte manches gesagt werden. Weil es aber eine weitläuftige Untersuchung erfordert, und eigentlich zum Beweise der Würklichkeit und des Altertums der Alchimie nichts sonderliches beitragen kann; so mag diese Frage dahin gestellt bleiben. So viel ist gewis, daß manche Schrift, aus allen Fächern der Wissenschaften, so wie besonders aus der Alchimie, in neuern Zeiten verfertigt ist, obgleich sie für alt ausgegeben wird; mit den Schriften des Hermes ist solches vorzüglich geschehen. Was die andern benannten Personen betrift; so ist es auch gewis, daß mehrere gelebt haben, welche die obigen Namen geführt, und deren Zeitalter sehr verschieden ist. Gewis ist es auch, daß ein Synesius über einen Demokrit (beide sind Alchimisten) commentirt habe. Gewis ist es ferner, daß man alte Handschriften und Bruchstücke von einigen dieser obengenannten alten Alchimisten aufweiset, wie Reinesius, Hermolaus Barbarus, Borrichius, Salmasius und andre bezeugen. Ob nun diese Demokriten, Zosimen und Olympiodoren jung oder alt sein, dis kann bei den übrigen Beweisen des Altertums der Alchimie wenig beitragen. Da ich eben so wenig, wie Hr. Wiegleb, Gelegenheit gehabt habe, diese alten Schriften zu lesen, so ist es auch nicht möglich, darüber etwas bestimmtes zu sagen. Es läßt sich auch nicht mit Gewisheit behaupten, ob diese alten Schriften blos metallurgisch, oder

im

im eigentlichsten Verstande alchimistisch sind. Nach dem Kommentar des Synesius über den Demokrit, welcher in der Schröderschen neuen Sammlung der Bibliotek für die höhere Naturwissensch. und Chimie zu finden ist, solte man glauben, daß von jenem alten Demokrit eine Schrift, wahren alchimistischen Inhalts, vorhanden gewesen sei. Uebrigens mag dasjenige, was Hr. Schröder in gedachter neuen Samml. der Bibliotek für die höhere Naturw. und Chimie über diese alte Authoren gesagt hat, mit demjenigen, was Hr. Wiegleb dagegegen eingewandt hat, verglichen werden; da sich dann finden wird, daß die Schröderische Behauptung von dem Altertum dieser Schriften wenigstens in vielen Stücken gegründet sei.

§. 44. Ehe ich den so weitläuftigen Stof von der Goldmacherkunst der Egipter verlasse, muß ich noch erwähnen, daß einige Alchimisten glauben, daß das berühmte egiptische Labyrinth und einige ähnliche Gebäude in Egipten, die geheimen Werkstätte der Alchimie gewesen wären. Hr. Wiegleb erstaunet über diese Thorheit. Zwar weiß man aus den Nachrichten der alten und neuen Geschichtschreiber, daß diese Gebäude, besonders das Labyrinth, teils zu Begräbnisstätten der Könige und vergötterten Thiere, teils zu Versammlungsplätzen der Obrigkeiten des Volks, teils auch zu Tempeln der Götter, und zu sonstigen gottesdienstlichen Gebräuchen bestimmt waren; es ist also auffallend, wenn die Alchimisten, zur Behauptung des Altertums ihrer Kunst, notwendig diese Gebäude, besonders das Labyrinth mit ins Spiel ziehen, da doch die Egipter ohnehin Plaz und Freiheit genug hatten, ihre Kunst zu treiben; indessen muß man sich nicht vorstellen, daß alle Egipter ohne Unterschied Alchimisten gewesen wären. Nein, diesen Vorzug hatten nur die Weisen; die

Weisen

Weisen aber waren fast alle zugleich Priester. Diese Priester wurden dann, zweifels ohne auch in dem Labyrinth, in diesem religiösen Orte, in und bei welchem sie ihre Wonung hatten, die Alchimie üben. Daher ist vielleicht die Sage entstanden, daß das Labyrinth eine chimische Werkstatt gewesen sei, folglich brauche man nicht so sehr darüber zu erstaunen, wie Hr. W. erstaunt, daß einige das Labyrinth für ein geheimes Laboratorium ausgegeben haben.

§. 45. Daß bald nach der Zeit der diokletianischen Verfolgung der chimischen Schriften, der Ruf der Alchimie in andern Ländern gemein geworden sei, ist gewis. In der Mitte des vierten Jahrhunderts lebte, wie Hr. W. selbst anführt, Themistius Euphrades oder Euphrata, ein Grieche, welcher der Verädlung des Silbers in Gold und des Kupfers in Silber in seiner achten Rede gedenkt; imgleichen nachher im fünften Jahrhundert, Heliodorus, Pelagius und Aeneas Gazäus, welche alle der Goldmacherkunst und ihrer Möglichkeit erwähnen. Wir würden mehr Nachrichten und alchimistische Schriftsteller aus diesem Zeitalter haben, allein es war damals zu finster. Die Künste und Wissenschaften hatten keine Beförderer. Das römische Reich wurde meist von kriegerischen, rohen und unwissenden Kaisern beherrscht. Im fünften Jahrhundert kamen die furchtbaren Heerzüge der Gothen, Alanen, Vandalen und anderer barbarischen Völker, vor deren räuberischen und mordbringenden Fäusten die Wissenschaften sich verkrochen oder entflohen. Hierzu kam nachher noch Mahomed, der seinem Volke das Studiren verbot. Bei solcher algemeinen Unruhe und vielfältigen Unterdrückung der Wissenschaften, musten auch die Alchimisten mit ihrer Kunst zurükhalten, und gewis ging manche Schrift von ihnen verlo:

verloren. Die wenigen, welche wir aus diesem und den nächstfolgenden Jahrhunderten noch haben, sind unbeträchtlich. Der Arzt Stephan von Alexandrien, dem man nach Stollens Meinung, (man sehe dessen Historie der medicinischen Gelahrtheit) den Beinamen philosophum oecumenicum beilegte, weil er den Stein der Weisen als eine Universalarznei besessen haben soll, verdient doch einige Bemerkung. Er hat nebst andern Schriften Lectiones de arte chimica oder novem libros de divina ac sacra arte Chrysopoeiae geschrieben, welche, wie Stolle am angeführten Orte sagt, nebst dem Democrito de arte magna Synesiique & Michaelis Pselli scriptis ejusdem argumenti, zu Padua 1573 gedrukt worden sind.

§. 46. In diesem erwähnten dunkeln Zeitraume, verwahrte mon noch hin und wieder, in den Klöstern, die Schriften der Alten. Ohne Zweifel werden die Mönche auch noch manche alchimistische Schrift darunter gehabt haben, welche sie entweder aus Unwissenheit nicht verstehen konnten, oder doch geheim hielten, und höchstens ihren Ordensbrüdern mitteilten, wenn sie etwa was nüzliches daraus lernten. Daher ist es gekommen, daß man nachher unter den Ordensleuten so viele berühmte Alchimisten gefunden hat, von denen ich nur Raimund Lullius, Albert den Großen, Thomas von Aquin, Roger Baco, Basilius Valentinus, Alanus ab Insulis und Joh. de Rupescissa anführen will. Zu vermuten ist es auch, daß der Reichtum und die Pracht mancher alter Klöster mit von der Alchimie herrühren, welche manche Ordensleute im Stillen trieben, indem sie damals fast allein im Besiz der Wissenschaften überhaupt, so wie auch der alchimistischen Kunst waren. Man hat auch in neuern Zeiten noch verstekte alchimistische Handschriften und alchimistische

Werk-

Werkzeuge, ja gar fertige Stoffe zur Verädlung der Metalle, in einigen alten Klöstern zufälliger Weise gefunden, welche vor vielen hundert Jahren daselbst von den alchimistischen Mönchen verborgen wurden. In den Adeptengeschichten findet man hievon Beispiele, deren ich im folgenden Hauptstük hin und wieder einige anführen werde.

§. 47. Aber gleichwie um diese Zeit bei andern Völkern die Wissenschaften, besonders die Arznei und Chimie sehr schläfrig betrieben wurden; so kamen dieselben desto mehr bei den Arabern empor. Sie waren es dann auch, welche sich damals vorzüglich mit der Alchimie beschäftigten, und derselben, wie ich oben schon gesagt habe, den Namen gaben. Schon im siebenten Jahrhundert lebte ein arabischer Gelehrte, Namens Geber, welcher alchimistische Schriften nachgelassen hat, die noch vorhanden sind. Auch bei diesem Schriftsteller finden wir untrügliche Beweise von dem Altertum der Alchimie, und daß manches Buch von dieser Kunst schon lange vor seiner Zeit vorhanden gewesen sei. Schon im Anfang des ersten Buchs seiner Schriften, welche Philaletha herausgegeben hat, sagt er: „Alle „unsre Kunst, die wir aus den alten Büchern hin „und her durch mancherlei Sammlung verkürzt, haben „wir hier in eine Summe gebracht. Und was in un„sern Büchern verkürzt oder mangelhaft ist, haben wir „in dieser Summe dieses Buchs erstattet u. s. w." Ferner im XI. Kapitel: „Es ist wissentlich und bekannt, „daß man etliche Fürsten, ob schon wenige, doch sehr „alte Weisen, vor diesem und zu unserer Zeit gefun„den hat, die durch ihren unverdrossenen Fleis dieser „vortreflichen Wissenschaft nachgeforscht haben, jedoch „haben sie keinem Unwürdigen solche weder mündlich ge„sagt, noch in Schriften hinterlassen. Derowegen, „weil

„weil sie einige nicht gesehen haben, so diese unsre Wis„senschaft besessen, sind sie auf diesen Wahn kom„men und gemeinet, es habe diese Wissenschaft noch „niemand erfunden u. s. w." Auch am Ende des XXten Kapitels sagt er: „Es hätten einige die Bücher vernich„tet und weggeworfen." Diese wichtigen Zeugnisse des Gebers vom Altertum der Alchimie sind von Hrn. Wiegleb, ohngeachtet Er sonst den Geber anführt, übergangen. Unter den übrigen arabischen Alchimisten sind außer dem Rhazes, Avicenna oder Ebnsina und Alphager, noch unter andern, Habebeckar, Markos, Idrid, Yesid, Albumazar oder Alboassar, Alphid, Kalid, Adros, Chora, Carab, Alsimeleth, und Sedacerius berühmt gewesen. Hieher gehöret auch Thograi, ein Perser, imgleichen Aedianus, welcher in Kalid Rachaidibi ebenfals als ein alter persischer Philosoph angeführt wird. Nach Dionisii Zacharii Versicherung (in der Vorrede zu dessen opusculo philosophiae naturalis metallorum) sollen der jüdische Alchimist Hamech ursprünglich hebräisch, so wie Therbit und Hali, beide chaldäische Philosophen, chaldäisch von der Alchimie geschrieben haben.

§. 48. Zu allem diesen, was bisher vom Altertum der Alchimie gesagt ist, mag zulezt die Nachricht von den Sinesen hinzukommen. Von diesem Volk bezeugen die Schriftsteller, daß es die Alchimie sehr liebe, und darin bis zum Aberglauben ausschweife. Der Missionar le Compte in seiner Reisebeschreibung sagt, daß die Sinesen behaupten, daß schon 150 Jahr vor der Zeit des Confucius (welcher 500 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung lebte), folglich von jezt an zu rechnen, vor beinahe 2500 Jahren ein berühmter Mann und Schriftsteller Namens, li lao Kiun, gelebt haben solte, welcher den Stein der Weisen besessen hät-

te. Auch der Atlas Sinicus des Martini sagt, daß in uralten Zeiten neun Schwestern auf einem gewissen Berge in Sina, den sich noch heute Kieuchin, das ist: neun Jungfrauen, nennen, die Alchimie getrieben haben sollen. Imgleichen daß gar schon 2500 vor Christi Geburt einer Hiangti sich mit dieser Kunst abgegeben hätte. Ferner beschreibt Neuhof eine Pagode der Hauptstadt Nanchan, die dem Abgott Kouia geweiht ist, welcher in alten Zeiten ein wolthätiger Mann gewesen sein und die Alchimie verstanden haben soll. Wenn man gleich sonst den Sinesen, als einer abergläubigen und pralerischen Nation, keinen Glauben in diesen Geschichten beimessen, und ihre Zeugnisse nicht als gültige Beweise der Sache selbst annehmen will; so beweisen doch diese Nachrichten, welche Hr. Wiegleb zum Teil selbst angeführet hat, daß die Idee nicht allein der Möglichkeit des Goldmachens, sondern auch des Altertums dieser Wissenschaft, auch bei andern Völkern längst genähret sei. Wenn wir nun eine so algemeine Zustimmung so vieler verschiedenen Völker, Egipter, Griechen, Römer, Araber, Deutschen, Franzosen, Engländer u. s. w. ja gar der Sinesen, in Erwägung nehmen, so muß doch wol etwas wahres an der Alchimie sein, und wenn wir nun solches mit den andern Beweisen verbinden; so kann auch dieses die Würklichkeit und das Altertum der Alchimie bekräftigen.

§. 49. Es würde überflüssig sein, das Alter der Alchimie diesseits der Zeit der Araber noch zu verfolgen; denn eines Teils zweifelt niemand daran, daß wenigstens um die gedachte Zeit die Alchimie schon bekannt gewesen sei, andern Teils ist mein Zwek nicht, eine eigentliche Geschichte dieser Wissenschaft zu schreiben, obgleich auch, so viel möglich ist, die Zeitordnung der Geschichte im künftigen Hauptstük beibehalten werden soll. Ich habe nur

nur blos in der Kürze angeführt, was von dem Ursprung und dem Altertum der Alchimie gesagt worden, und zur Entkräftung der wieglebschen Einwürfe gegen diesen Punkt dienen kann. Wenn alles gesagte reiflich erwogen und mit jenen Einwürfen zusammengehalten wird; so zweifele ich nicht daran, daß man die Alchimie für eine sehr alte und längst bekannte Kunst halten werde. Jezt sollen die übrige Einwürfe des oftgedachten scharfen Herrn Gegners, welche die Würklichkeit und Möglichkeit derselben betreffen, vorgenommen werden.





Drittes Hauptstük.

Es sind Zeugnisse von der Würklichkeit der Alchimie vorhanden.

§. 50.

Obgleich der Schlus richtig ist: Wenn die Alchimie eine leere Wissenschaft, ein Unding, ein Nichts ist; dann kann sie auch nicht den Alten bekannt gewesen sein; so ist doch der umgekehrte Schlus deswegen nicht zu machen: Wenn die Alten die Alchimie nicht gekannt haben, dann muß dieselbe eine leere Wissenschaft, ein Unding, ein Nichts sein. Eine Kunst oder Wissenschaft kann würklich sein, ohne den Vorzug des Altertums zu haben. Wie viel Künste sind nicht heute bekannt, welche die Alten nicht kannten, und wie weit vollkommener ist nicht manche Wissenschaft in unsern Tagen, als sie vormals war? Zwar ist es gewis, daß die Alten manches einzelne Kunststük wusten, was wir ihnen noch jezt nicht nachmachen können, oder doch lange verloren war; die Färbung des Purpurs, die Balsamirung der Todten u. s. w. mögen zu Beispielen dienen. Allein dagegen wissen wir ungleich mehrere, welche ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, und deren Möglichkeit sie nicht einmal sich vorstellen konnten. Man könnte deswegen, ohne der Würde der Alchimie zu schaden, nötigenfalls zugeben, daß die

die Alten diese Wissenschaft gar nicht gekannt hätten, und dieselbe erst eine Erfindung der neuern Zeiten sei. Sie würde, wenn nur andre Beweise ihres Daseins und Nuzens vorhanden sind, eben so wahr und würklich und schäzbar sein, als die Erfindung der Buchdruckerkunst, der Elektricität, der Kraft der brennbaren Luft und andrer Sachen, welche blos neu und den Alten ganz unbekannt gewesen sind.

§. 51. Sind aber würkliche Beweise von der Möglichkeit und Würklichkeit der Alchimie da? Ist jemals diese Kunst praktisch ausgeübt worden? Hat jemand geringe Metalle verädelt? Sind Künstler da gewesen, welche Gold und Silber gemacht haben? Ja! Wenn man nicht allen historischen Glauben hartnäckigt verleugnen will; so kann man nicht daran zweifeln, daß sich zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Ländern, würkliche Alchimisten gefunden haben, welche die Metalle haben verädlen können, und davon unverwerfliche Beweise gegeben haben. Viele Bücher sind voll von solchen Adeptengeschichten. Sie alle zu erzälen, ist meine Absicht nicht; denn erstlich ist die Menge solcher Begebenheiten zu groß, und es würde damit ein starker Band alleine angefüllt werden, andern teils ist es nicht zu verabreden, daß unter solchen Geschichten manches Mährchen sich eingeschlichen habe. Ich bin deswegen weit entfernt, sie alle ohne Unterschied als baare Wahrheit anzunehmen. Indessen leugnet Hr. Wiegleb gradezu alle diese Begebenheiten, keine ausgenommen, ab, und sagt, es wäre noch nie ein Goldmacher auf Gottes Erde gewesen, alles, was man davon erzälte, wäre Unwahrheit, Fabel, Betrug. Er untersucht verschiedene solcher Geschichten, wählt klüglich diejenigen, wogegen sich noch allenfalls etwas sagen läßt, übergeht andre mit Stillschweigen, und schmählt nebenbei

fleißig auf die Thorheit aller derjenigen, welche solche vermeinte Mährchen glauben. Ich werde alle seine Einwendungen wider die Wahrheit der alchimistischen Geschichten Stük für Stük prüfen, und zwischenein das nötige von andern Geschichten einschalten, welche Er übergangen hat.

§. 52. Roger Baco, Raimund Lullius, Arnold von Villanova, Thomas Aquinas, Bernhard Trevisanus, Flamellus, Basilius Valentinus, Isaac Hollandus und Paracelsus sind, nach Rothens Meinung (man sehe dessen Anleitung zur Chimie, und zwar §. XI. in der Vorrede), und nach der Beistimmung mehrerer Gelehrten, die vorzüglichsten klassischen Alchimisten. Sie sind aber auch diejenigen, welche Hr. Wiegleb meistens zuerst vornimmt, und denen Er die Adeptenschaft abstreitet. Von Roger Baco sagt Er nichts weiter, als daß er im 13ten Jahrhundert gelebt habe, und seine Schriften noch in unsern Tagen vorhanden sein. Ich will kürzlich hinzusezen, daß er ein Engländer und Baarfüßermönch, und zu seiner Zeit so berühmt wegen seiner Gelehrsamkeit gewesen, daß man ihn einen Doctorem mirabilem nannte. Von den Alchimisten der sogenannten neuern Zeit ist er der erste und älteste. Man glaubt von ihm, daß er schon das Schiespulver gekannt, aber solches nur verdekt beschrieben habe, weil er das Unglük voraus sahe, welches durch dessen Entdeckung geschehen würde. Man sehe hievon den 4ten Teil der neuesten alchimistischen Bibliotek Seite 167. Hieselbst wird er auch ein vollkommen weiser Mann, ein Magus seiner Zeit genennt. Er war ein guter Mathematiker, konnte redende Köpfe machen, und kam dadurch in den Ruf der Zauberkunst, obgleich er selbst eine Abhandlung von der Nichtigkeit derselben schrieb, unter dem Titel: de secretis operibus artis & na-

naturae, & nullitate Magiae. Er ließ verschiedene alchimistische Schriften nach, unter andern einen Spiegel der Alchimie, welches Büchlein sehr geschäzt wird, imgleichen eine Abhandlung von der Medicin oder Tinktur des Spiesglases. Er starb, nach dem gelehrten Lexikon, im Jahr 1284. In Notitia oxoniensis academiae, im Anhang, wird er unter die berühmten Söhne der Oxforder hohen Schule aufgeführt, und sein Tod im Jahr 1292 gesezt. Man sagt von ihm, daß er dem damaligen Könige Heinrich durch seine alchimistische Arbeit die Kosten zu den großen Kriegen, welche derselbe geführt hat, verschaft habe. Ob solches wahr sei, und ob noch andre Beweise seiner Verädlung der Metalle vorhanden sein, läßt sich nicht gewis bestimmen. Viele seiner Werke, imgleichen auch viele Nachrichten von ihm, sind noch handschriftlich in England. Kein Alchimist zweifelt übrigens, daß er die Kunst im hohen Grade verstanden habe, und seine Schriften zeugen davon.

§. 53. Wichtiger für die Geschichte der Adepten ist Raimund Lullius, sonst auch Lullus genannt. Er war ein Majorkaner, nach dem gelehrten Lexikon, im Jahr 1235 geboren, welches Jahr aber, wie ich nachher zeigen werde, irrig angegeben ist. Er war erst Oberhofmeister beim König Jakob in Majorka, dabei wollüstig und lasterhaft; bekam aber gegen alle Weltlust einen Ekel, nachdem ein Frauenzimmer, in welches er sehr verliebt war, ihm ihre mit dem Krebs behaftete Brust gewiesen hatte. Im 40ten Jahr studirte er die lateinische und arabische Sprache, schrieb verschiedene Bücher, und wurde ein Franciskanermönch. Im alchimistischen Fache wird er für stark gehalten, doch was er geschrieben hat, ist meist sehr dunkel. Selbst Dickinson, in seinem Schreiben von der Goldkunst, bekennet, daß er ihn nicht habe verstehen können, und

so fleißig und oft er ihn gelesen, so hätte er ihn doch jedesmal weggelegt. Man erzält von ihm, daß er einem Könige von England sechs Millionen Gold zu einem heiligen Kriege gegeben hätte, welches er durch alchimistische Kunst verfertigte. Von diesem Golde sollen einige Zeit nachher die sogenannten Rosenobel geschlagen worden sein, welche Münze, zum Andenken ihres alchimistischen Ursprungs, die mystische Vorstellung einer Rose auf der einen Seite, auf der andern aber ein Schif hat, mit der Umschrift: IHS autem transibat per medium eorum. Hr. Wiegleb erklärt diese ganze Geschichte der lullianischen Goldmachung für eine Fabel, und gibt verschiedene Gründe an. Der leser mag urteilen, ob dieselben Stich halten. Erstlich sagt Er: „Diese Geschichte wäre nur einseitig von den Erzälungen der Alchimisten bekannt geworden, und keine Geschichte Englands bestätige solche." Schon hier irret Hr. Wiegleb sehr. Seldenus in mari clauso, imgleichen Cambdenus in Reliquiis haben die ganze Geschichte, so wie sie oben erzält ist, und beide sind doch keine alchimistische Schriftsteller, sondern der erste ist ein bekannter Jurist, Kritiker und Philolog, der andre aber ein bloßer Historiker. Auch Carolus Bovillus, ein Mathematiker, hat in Vita Lulli diese Nachricht angeführt, ferner Gregorius Tholosanus, der zwar einige alchimistische Bücher herausgegeben hat, aber eigentlich ein Rechtsgelehrter war. Hr. Güldenfalk in der Sammlung der Adeptengeschichten bringt noch den Robertum Constantinum, imgleichen Tanckium bei. Hier sind also Schriftsteller genug, welche diese lullianische Geschichte erzälen, und doch keine Alchimisten vom Handwerk, folglich, nach des Hrn. Wieglebs Aeußerung, nicht einseitig sind. Bei weiterer Nachsuchung würden sich noch mehrere finden lassen. An sich bleibt es ohnehin eine kahle Ausflucht, einem Schrift-

steller

steller gradezu allen Glauben abzusprechen, und für parteiisch zu erklären, blos weil er ein Alchimist, oder auch nur Liebhaber der Alchimie ist. Nimmt man nun zu obigen Zeugnissen noch den berühmten Borrich, welcher in seinem Buche de ortu & progressu alchimiae, wie auch in einigen seiner andern Schriften, die lullianische That anführt; ferner den gelehrten Morhoff, welcher in seiner Dissertat. de Transmutat. metallorum, wie auch in der Epist. ad Langellot. sie gleichfalls erzält; imgleichen den aufrichtigen Mundan, welcher im ersten Kapitel seines Schreibens an Dickinson noch besonders versichert, daß Lullius dieses Gold in der Katharinenkirche, ohnweit des Towrs zu London, gemacht habe; so sehe ich nicht, warum man dieser Geschichte keinen Glauben beimessen solte. Zu Mundans Zeit waren vielleicht noch Spuren, Denkmäler, Gemälde oder dergleichen etwas, zum Gedächtnis der vollbrachten lullianischen Goldmachung, in der benannten Kirche vorhanden. Wenigstens muste Mundan der Sache gewis sein; er würde sonst nicht Zeit, Ort und Stelle so genau angegeben haben, wo das alles geschehen war. Obgleich aber, wie Hr. Wiegleb ferner einwendet, „einige Schriftsteller in der Angabe der Zeit, „da diese Goldmachung vom Lullius geschehen, imglei„chen in der Menge des Goldes, welches er dem Könige „gegeben, nicht ganz übereinstimmen," so ist doch dieses kein hinreichender Grund, um die ganze Geschichte zu verwerfen. In den Erzälungen einzelner Begebenheiten schleichen gar zu leicht Nebenfehler ein, welche jedoch der Hauptsache nicht schaden. Nach der Angabe der meisten, ja fast aller Erzäler, war die Summe des Goldes sechs Millionen, und der König, welcher dieses Gold erhielt, war Eduard der erste. Mit der Zeit der Regierung dieses Königs stimmt auch die Lebenszeit des Lullius überein. Auch sagt uns die englische Historie,

 daß

daß dieser Eduard im Anfange seiner Regierung in einen Krieg mit den Saracenen verwickelt gewesen, welchen sein Vorfahr angefangen hatte. Er selbst war nachher mehrmals Willens, gegen die Ungläubigen wieder zu Felde zu ziehen. Denn es neigte sich damals die Herrschaft der Christen in Syrien zum Untergang, welchen die christlichen Könige, besonders die französischen, durch ihre Heere, welche sie abschickten, vergeblich vorzubeugen suchten. Dem englischen Könige fehlte es wol an Geld zu Bestreitung der Kosten, es ist also nicht unwahrscheinlich, daß Lullius denselben aus der Noth geholfen, um ihn dadurch zum Kriegszuge anzufeuern. Lullius war ohnehin, wie das Gelehrtenlexikon von ihm sagt, sehr eifrig in Bekehrung der Saracenen, er konnte also vielleicht eine löbliche Absicht dabei haben, daß er den König zum Kriege ermunterte. In der Ehrenrettung der Alchimie liest man übrigens: „daß Lullius, „der sich damals in Italien aufhielt, auf Veranlassung „und Bitten des westmünsterschen Abts Cremeri, nach „England gekommen sei, um desto eher, da er auch „mit dem Kronprinzen in Paris studiret hatte. Obgleich er nun dem Könige dieses Gold mit der Bedingung gemacht, solches zu dem gedachten heiligen Kriege anzuwenden, so hätte der König doch solche Bedingung nicht erfüllt. Hierüber wäre sowol Cremerus „als Lullius sehr betrübt geworden, und lezterer wäre, „nach einem zweijährigen Aufenthalt in England, wieder übers Meer davon gereiset, wie solches Cremerus „selbst schriebe.“ Hieraus läßt sich nun auch erklären, warum die Rosenobel nicht sofort von dem lullianischen Golde geprägt worden, sondern solches erst unter Eduard dem dritten im Jahr 1332 geschehen. Nämlich, weil Eduard der erste dieses Gold, welches für damalige Zeit einen höchst beträchtlichen Schaz ausmachte, nicht zum Saracenenkriege anwandte, so blieb solches größtenteils

teils liegen, und wurde erst von einem seiner Nachfolger vermünzt.

§. 54. Was die Rosenobel selbst und ihr mystisches Gepräge betrift, „so will zwar Hr. Wiegleb der „Mutmaßung des M. Wegner in adepto inepto „beipflichten, daß die Rose so wenig, als das Schif mit „der Umschrift, eine alchimistische Bedeutung hätte. „Besonders soll die Rose nur eine Anspielung auf den „Streit sein, welcher unter der Regierung Eduards des „vierten, zwischen der Parthei von der rothen und wei„ßen Rose, oder den Häusern Lancaster und Jork, „im Schwange gegangen." Nach dem Atlas historique 2ter Teil, so wie auch nach andern Nachrichten, ging aber dieser Streit und die Bezeichnung des lancastrischen und Jorkschen Hauses mit der rothen und weißen Rose schon unter Eduard dem dritten an. Ob es aber gleich sein könnte, daß die Rose auf den Rosenobeln hierauf Bezug hätte, so ist solches doch gar nicht wahrscheinlich. Wahrscheinlicher vielmehr ist es, daß dieselbe hier eine geheime Kunst bedeuten solle, durch welche das Gold verfertigt worden ist. Bei den Alten war die Rose ein Sinnbild der Verschwiegenheit. Sie ließen am Gewölbe ihrer Zimmer Rosen malen, sezten auch bei ihren freundschaftlichen Gastmalen Rosenkränze auf, um damit anzudeuten, daß man ihre geheime Gespräche nicht ausplaudern müsse. Daher rührt ohne Zweifel noch die Redensart: sub rosa etwas sprechen, her, welche so viel bedeuten soll, als daß man von dem Gespräche nichts nachsagen müsse. Die Rosen auf den Schürzen der Freimäurer sind, allem Vermuten nach, Bilder der Verschwiegenheit, und die sogenannte Rosenkreuzergesellschaft hat ebenfalls diese Benennung aus keiner andern Ursache angenommen, als um die Heimlichkeit und Heiligkeit ihrer Verbindung dadurch aus-

zudrücken. So ist auch die Erklärung des Schifs und der Umschrift desselben, welche Hr. W. aus den Petersburgischen Anmerkungen über die Zeitungen beibringt, höchst erzwungen. Doch wird es wol auf die Präge der Münze, und ob solche eine alchimistische oder politische Bedeutung habe, nicht ankommen. Genug, das Faktum der lullianischen Goldmachung ist richtig, und mit historischen Zeugnissen bestätigt.

§. 55. Hr. Wiegleb, dem es sehr daran gelegen ist, diese wichtige lullianische Geschichte ganz ins Reich der Fabeln zu verbannen, und dessen Einwürfen ich daher auch Schritt für Schritt treulich folgen will, sagt ferner: „Man könne aus des Lullius Schriften, an „mehr als einem Ort, erkennen, daß er ein Großspre„cher und Aufschneider gewesen sei." Und wenn er das nun auch in seinen Schriften wäre, wäre darum das mit so vielen Zeugnissen und Umständen bestätigte Faktum unwahr? Aber, in den ächten lullianischen Schriften, die ich gröstenteils gelesen, habe ich nicht gefunden, daß er aufschnitte, oder ohne Grund prahlte; wol aber gestehe ich gerne, daß darin manches dunkel sei, was weder Hr. Wiegleb noch ich ganz verstehen können. Ich weiß auch nicht, daß irgend sonst ein anderer Schriftsteller, außer Hr. Wiegleb, den Lullius der Windbeutelei beschuldige; wol aber hält man ihn gegenteils und durchgehends für einen frommen, aufrichtigen, eifrigen, berühmten und gelehrten Mann, ja für ein portentum ingenii, cujus (wie der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie sagt) pia dogmata nulli sunt odiosa viro *). Naudäus nennt ihn sogar einen Schuzgott der Chimisten.

§. 56.

*) Crollius in praefatione ad Basilic. Chim. sagt von ihm, er sei: divinus ac consummatissimus Philosophus.

§. 56. Hr. Wiegleb sagt weiter: „Man könne „es wol zum Ueberflus zugeben, daß die Rosenobel aus „solchem Golde geschlagen, wovon er vorgegeben, daß „er solches gemacht hätte, niemand könne aber Bürge „dafür sein, daß es würklich geschehen, und daß er da„bei keine Betrügerei unternommen habe." Dieses soll doch so viel heißen: Lullius hat entweder schon das natürliche Gold gehabt, solches dem Könige Eduard gegeben, und ihm weiß gemacht, daß er solches durch alchimistische Kunst verfertigt hätte; oder er hat falsches Gold gemacht. Antwort: daß er als Privatmann, ja als Ordensbruder des Franciskus, zu den damaligen goldlosen Zeiten, so reich gewesen sein solte, daß er sechs Millionen hätte verschenken können, dis wird kein vernünftiger Mensch glauben. Daß er falsches Gold solte gemacht haben, läßt sich auch nicht gedenken; denn der Betrug würde bald entdekt worden sein, und die aus den damaligen Zeiten noch übrig gebliebenen und in den Münzkabinetten aufbewahrten Rosenobel zeigen das Gegenteil. „Hr. Wiegleb kommt aber auf die „Vermutung eines vorgegangenen Betrugs durch eine „Stelle, welche sich in dem Buche: die edelgeborne „Jungfer Alchimie betitelt, befindet, indem daselbst „angeführt wird, daß Jakob Cor am französischen „Hofe Gold gemacht habe, dessen sich Karl der sieben„de in den Kriegen wider die Engländer bedient, wo„durch der Misbrauch der lullianischen Rosenobel „des Eduards III wieder vergolten worden." Hieraus macht Hr. W. den Schlus, daß die Rosenobel vielleicht aus falschem Golde bestanden, welchen Streich dann König Karl den Engländern wieder mit falschem Golde vergolten habe. Es ist wahr, daß sich dieser Ausdruk, vom Misbrauch der lullianischen Rosenobel, in dem von Hr. Wiegleb angeführten Buche befinde. Auch in der von mir einigemal angeführten, schon selten

gewor-

gewordenen Ehrenrettung der Alchimie, wovon die edelgeborne Jungfer Alchimie ein wörtlicher Nachdruk unter verändertem Titel ist, steht eben dasselbige. Ja die eigenhändige Schrift des Verfassers jenes Buchs *), welche ich, nebst mehrern von ihm nachgelassenen Handschriften, besize, hat alles eben so wörtlich. Die Rosenobel des Lullius sollen also misbraucht, und dieser Misbrauch durch das Corsche Gold vergolten worden sein. Wie kann aber Hr. Wiegleb deswegen schließen, daß das eine sowol als das andre Gold falsch gewesen wäre? Davon steht doch hier kein Wort. Die englische und französische Historie gibt aber eine andre richtigere und hinreichende Aufklärung, worin der Misbrauch und die Wiedervergeltung der lullianischen Rosenobel eigentlich bestanden haben. Nämlich, Eduard der dritte, König von England, war ein kriegerischer Herr, machte Ansprüche auf Frankreich, drang mit einem starken Heere in dis Land, schlug in verschiedenen Schlachten die Franzosen, nahm einmal gar den König von Frankreich nebst einem seiner Prinzen gefangen, und tödtete mehr als dreißigtausend Männer. Zu den Bedürfnissen dieses Feldzugs hat er ohne Zweifel jene Rosenobel, die aus dem lullianischen Golde gemünzt waren, angewandt. Dis war der Misbrauch oder schädliche

*) Der Verfasser war Hr. Job. Conr. Creiling, ein berühmter Lehrer auf der tübingschen Akademie, und nachheriger Prälat, geboren im Jahr 1673, und gestorben im Jahr 1752. Ein wahres Ungeheuer der Gelehrsamkeit. Einen großen Teil seiner Lebensjahre brachte er in einem eigenen Laboratorio mit alchimistischen Arbeiten zu, schrieb verschiedene schäzbare Bücher, und konnte mit Recht von sich in seinem selbst verfertigten Lebenslaufe, welcher seinem Leichenprogramm angehängt ist, rühmen: Quaesivi, inveni, quod lapides sophiae.

liche Gebrauch, den er für die Franzosen damit machte. Aber zur Zeit Karls des siebenden war von neuem eine Streitigkeit unter den Engländern und Franzosen wegen der Thronfolge. Man kann sicher annehmen, daß sich damals dieser König im Kriege gegen die Engländer ebenfalls des Goldes bedient habe, welches ein Alchimist, den er an seinem Hofe hatte, Namens Cor, verfertigt hatte. Und so wurde ja der schädliche Gebrauch des lullianischen Goldes gegen die Franzosen, durch einen ähnlichen schädlichen Gebrauch des corsischen Goldes gegen die Engländer, vergolten. Diese Erklärung ist der Geschichte und den Umständen ganz angemessen, und weit vernünftiger, als wenn man, noch dazu so ganz ohne allen Grund, mit Hrn. Wiegleb annehmen wollte, daß das falsche Gold des Lullius mit dem falschen Golde des Cor vergolten worden wäre; besonders da sich nicht begreifen läßt, wie eine Vergeltung solcher Art hätte statt finden können, indem ja beides Gold nicht allein in Frankreich oder England blieb, sondern durch die ganze Welt zerstreut wurde.

§. 57. Es schadet der Wahrheit der Geschichte der lullianischen Goldmachung auch nicht, wenn Hr. Wiegleb vorgibt: „es urteile auch Paracelsus: Lullium hoc aurum ex quo Rosenobel facti, falso fabricasse putari." Das heißt: man meine, daß das lullianische Gold, aus welchen die Rosenobel gemacht worden, falsch sei. Es kann nun wol sein, daß die Franzosen als Feinde der Engländer so etwas damals ausgesprengt hatten, daß aber Paracelsus selbst solches geglaubt haben solle, davon steht doch hier nichts; er sagt solches nur von andern *). Hr. Wiegleb will auch nach

*) Gesezt aber, es hätte Paracelsus den Lullius und dessen Gold getadelt, so hindert doch solches bei so vielen andern guten

nach des Lucas Waddings Vorgeben in annal. ord. min. Tom. III. behaupten: „Daß die Zeit des Lullius „nicht mit der Zeit der Rosenobel übereinstimme, „weil selbige erst nach Lullius Zeit gangbar geworden.“ Antwort: Aus der Geschichte ist klar, daß Eduard der erste im Jahr 1274, Eduard der dritte aber ohngefähr ums Jahr 1326 gekrönt worden. Eduard I. hat bis 1307 regiert, der Abstand der Jahre Eduards des ersten und Eduards des dritten ist also so groß nicht, daß nicht Lullius unter beiden Königen hätte gelebt haben können, weil zwischen des einen und des andern Regierung nur 19 Jahre sind. Oder wenn wir das Jahr 1332 nehmen wolten, in welchem die Rosenobel geprägt sein sollen, so kämen noch 6 Jahre zu den 19 Jahren hinzu, wären folglich höchstens 25 Jahre, zwischen Eduards des ersten Tod bis dahin, zu rechnen. Mit dem im Gelehrtenlexikon angegebenen Geburtsjahre des Lullius 1235 und dem Todesjahr 1315 ist es unstreitig nicht richtig, denn Lullius schreibet selbst, daß er um die Zeit in London gewesen sei, da die Rosenobel geprägt worden, welches auch der Verfasser der Ehrenrett. der Alchimie §. XXX anmerket. Er ist also vermutlich später geboren und später gestorben, als man gemeiniglich von ihm angibt, wenn man nicht annehmen will, daß er ohngefähr 100 Jahre alt geworden sei, welches doch auch wol möglich sein kann. Man könnte

guten Zeugnissen der Warheit nichts. Es ist bekannt, wie gerne Paracelsus andre tadelte, um sich selbst zu erheben. Schon Crollius in praefat. ad basilic. chimiam macht die Anmerkung: Lullius sei ein göttlicher und höchst vollkommener Philosoph, welchen Paracelsus unbilliger Weise getadelt habe. Crollius hat also die obige Stelle des Paracelsus ebenfalls unrecht verstanden.

könnte auch allenfals zur Erläuterung der Widersprüche noch sagen, daß, obgleich die Rosenobel erst nach Lullius Tode gangbar geworden, dennoch dieselben schon vor seinem Tode hätten geprägt sein können.

§. 58. Zulezt scheint Hr. Wiegleb zu vermuten, „daß alle chimische Schriften, welche dem Lullius zuge„schrieben worden, unterschoben und von einem gewis„sen Raimundo Neophyto de Tarraga verfertigt wä„ren. Der Grund dieser Vermutung ist, weil Lullius „anderswo, nämlich in arte magna p. VIII, selbst „sage: Elementativa habet veras conditiones, ut „una species se non transmutet in aliam, & in „isto passu alkymistae dolent & habent occasionem „flendi, und wieder an einem andern Orte: orbis do„cet aurum chymicum non esse nisi apparenter au„rum." Worab läßt sich nicht sehen, wie man hieraus, wenn Lullius auch zugibt, daß keine Species in die andre sich verwandeln könne, schließen dürfe, daß Lullius deswegen die Verädlung der Metalle für unmöglich halte. Ich habe mehrmals erinnert, daß in der Alchimie keine würkliche Verwandlung geschehe. Auch ist es nicht ausgemacht, ob Lullius hier unter den Alchimisten die ächten Schüler des Hermes, und nicht vielmehr die Afteralchimisten, verstehe; so wie auch, ob er das ächte alchimistische Gold, und nicht vielmehr das falsche sophistische Gold verstehe, wenn er sagt, das chimische Gold wäre nur ein Scheingold. Gesezt aber auch, daß Lullius hier im allereigentlichsten Verstande gegen die Alchimie sich erklärt zu haben schiene; so wird man doch auch wissen, daß die lullianische Schriften auf manche Weise verfälscht, ja gar ganze Bücher ihm unterschoben worden. Ob solches Raimund von Tarraga oder ein anderer gethan habe, ist ungewis. Das ist aber gewis, daß mehrere Personen den Namen

Raimund Lullius, entweder würklich oder angenommener Weise geführt haben. Man sehe unter andern die neue alchimistische Bibliotek Teil III. Seite 288, wo auch eine Anmerkung sich wegen eines andern Lullius befindet, welcher nicht der bekannte Adept war. Endlich aber will ich annehmen, daß jene Ausdrükke von dem ächten Lullius herrühren. Dann wird aber erst zu untersuchen sein, zu welcher Zeit diese Schrift, worin die Zweifel gegen die Alchimie stehen, verfertigt worden ist, ob es nämlich in den jüngern oder ältern Jahren des Lullius geschehen. Er kann vorher selbst an der Möglichkeit der Alchimie und an der Aechtheit eines durch Kunst gemachten Goldes gezweifelt haben, da er doch nachher, als er mehr Känntnis und Erfarung gehabt, anders gedacht hat. Es sind viele Gründe da, zu glauben, daß das Buch, ars magna genannt, eines seiner ersten Schriften gewesen sei. Wie viele Beispiele haben wir nicht von andern Gelehrten, daß sie ihre ehemalige Irrtümer eingesehen, ihre Vorurteile der jüngern Jahre verbannet, und im Alter anders als in der Jugend gedacht haben. Ein auffallendes Exempel, daß sonderlich solches in der alchimistischen Sache geschehen, haben wir an dem berühmten Agrippa von Nettersheim. In seinem Buche de vanitate scientiarum hat er sehr bitter gegen die Alchimie geschrieben, und sie fucum, persecutionem naturae, impunem imposturam u. s. w. gescholten, nachher aber hat er selbst die Alchimie eifrig getrieben, wie aus seinen Briefen, und zwar Lib. I. Ep. 10. Lib. II. Ep. 51. 52. 55. 56. Lib. IV. Ep. 56. 73. Lib. V. Ep. 61. 62. 73. 76. 82. Lib. VI. Ep. 1. 11. Lib. VI. Ep. 42. und andern mehr zu sehen ist. Auch von Helvetius ist es bekannt, daß er erst ein Feind und nachher ein eifriger Verteidiger der Alchimie war. Andre Beispiele übergehe ich, übrigens beruft sich Hr. Wiegleb noch auf

Kir-

Kircher, „welcher vom Lullius anführt, daß er willens „gewesen sei, seine Schriften zu verbrennen, wenn „ihm nicht solche seine Schüler heimlich entwandt hät„ten." Wenn diese unerwiesene kircherische Sage wahr sein solte, so hat gewis Lullius solches aus übel angebrachter Demuth thun wollen, um nicht mit seinen Schriften bei der Nachwelt in Ruhm zu sein. Denn es ist bekannt, daß er als ein frommer Tugendprediger, einige sagen gar als Märtirer, gestorben sei. Da er auch viele andre Schriften (der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie gibt ihre Zahl zu 600 Stük an) geschrieben hat, welche gar nicht alchimistischen Inhalts, sondern teils philosophisch, teils theologisch sind; so würde er doch solche wol von der vorgeblichen algemeinen Vernichtung ausgeschlossen haben, wenn er dieselbe aus einem andern, als dem von mir angegebenen Grunde einer übelangebrachten Demuth hätte vornehmen wollen.

§. 59. Bei der Rettung der Wahrheit der lullanischen Geschichte, habe ich weitläuftig sein müssen, so wol um allen Einwürfen des Hr. Wieglebs zu begegnen, als auch überhaupt, um zu zeigen, daß sie das Gepräge der Wahrheit habe. Wäre sie nicht so alt, als sie würklich ist; so könnte noch mehr einleuchtendes davon gesagt werden. Sie mag dann auch zum Muster dienen, mit welchen unerheblichen Einwürfen Hr. Wiegleb überhaupt gegen die alchimistischen Geschichten zu Felde ziehe. Es ist also sehr gefehlt, wenn Hr. W. meint, „daß die von ihm falsch gemachte Erzälung „der lullianischen Goldmachung die Nichtigkeit der „Alchimie überhaupt beweisen solte." Diese Erzälung ist vielmehr hinreichend bestärkt, und so beschaffen, daß sie, bei der Abwesenheit aller andern Adeptengeschichten, genug zureichte, die Wahrheit und Möglichkeit der alchimistischen Kunst zu bestätigen.

§. 60. Da Hr. W. gleich Anfangs bei Erwähnung des Lullius sagt, „daß dessen Geschichte einer großen Metallverwandlung, so viel ihm bekannt wäre, „die erste sei, welche ausgebreitet worden," so will ich voraus in Erinnerung bringen, was von der Alchimie der Egipter, des Salomo und anderer Alten gesagt ist, die doch wol älter als Lullius sind; nächstdem aber eine Geschichte anführen, welche, allem Ansehen nach, lange vor der Zeit des Lullius sich zugetragen hat. Sie ist im 3ten Bande des Theatri chimici beschrieben, und daselbst der Practicae Magistri Odomari ad Discip. angehängt. Sie scheint aber ursprünglich von einem weit ältern Verfasser, vielleicht gar aus der Zeit der Araber herzukommen, und ist meines Wissens noch in keiner Sammlung der Adeptengeschichten befindlich. Sie lautet übersezt also: „Ein Mohr aus Mauritanien kam zu einem Kupferschmidt, brachte ihm „20 Silberstücke, daß er sie in einen Schmelztiegel thäte. Als sie geschmolzen waren, warf der Kupferschmidt ein Pulver darauf, welches ihm der Mohr „gegeben hatte. Das Pulver aber war grün und machte im Feuer einen gelben Rauch. Das Silber wurde „in Gold verkehrt, und dieses verkaufte er einem Goldarbeiter, als das allerkostbarste Gold. Als der Kupferschmidt wieder kam, brachte er dem Mohr den „Wehrt dafür. Der Mohr ward von Mitleiden gegen „den Kupferschmidt bewogen, und sagte zu ihm: Ich „will dir die Bereitung dieses Pulvers lehren. Nimm „calcinirtes Gold, gebranntes Kupfer, Eisensafran jedes eine halbe Unze, rothgemachten Salmiak drei Unzen u. s. w. Den Kupferschmidt habe ich in Toleto gesehen, welcher mir und einem alten Verwandten solches erzält hat, und dieser Kupferschmidt war ein Greis, „und ich und der Meister haben nach der vorgeschriebenen „Weise gearbeitet."

§. 61. Arnold von Villanova oder Villanovanus, ist ebenfals ein bekannter Alchimist gewesen, und ein Bürge der Möglichkeit der Metallveredlung. Er war ein Zeitgenosse des Lullius. Wegen seines Geburts- und Todesjahrs sind verschiedene Meinungen, das Gelehrtenlexikon sagt nichts weiter, als daß er im 14ten Jahrhundert gelebt habe, im Jahr 1310 oder 1313 aber gestorben sei. Andre sagen er sei 1300 geboren und 1363 gestorben. Freind behauptet gar richtig, daß er zwar 1313 gestorben sein könne, er müsse aber früher als 1310 geboren sein, weil der Pabst Bonifacius der achte schon im Jahr 1303 ein Buch von ihm approbirt habe. Einige sagen, er sei ein Lehrer des Lullius in der Alchimie gewesen. Daß Villanovanus diese Kunst öffentlich zu Paris gelehret habe, findet man im Linden. renovat. wie auch in andern Schriftstellern bemerkt. Daß er aber auch würklich Gold gemacht habe, davon zeuget der berühmte Rechtsgelehrte Johann Andreas in addit. ad specul. tit. de crim. falsi, wo er sagt: „In unsern Tagen haben wir den Meister Arnold von Villanova am römischen Hofe gehabt, einen sehr großen Arzt und Gottesgelehrten — welcher große Alchimist auch goldne Ruthen (Stangen) machte, und dieselben allen Proben unterwarf.“ Imperialis in Museo historico, imgleichen Delrio in Disquisitionibus magicis bestätigen diese Geschichte. Auch viele alchimistische Schriftsteller, welche aber anzuführen unnöthig ist, berufen sich darauf. Er war übrigens ein so berühmter gelehrter und hochgeachteter Arzt, Philosoph und Naturkundiger, daß ihm, nach des angeführten Imperialis Zeugnis, zu Genua, woselbst er gestorben ist, ein marmornes Denkmal aufgerichtet wurde. Bei eben demselben, so wie auch bei Fabricius und andern Schriftstellern wird er summus & divinus medicus, vir porten-

tosi ingenii, veterum novator maximus; perceleberis dogmatum raritate, scrutator operum naturae acerrimus, Europam fere omnem sui nominis majestate complens, genannt. Dieses großen Mannes wegen, „will Hr. Wiegleb in seiner Schrift sich „nicht in eine weitläuftige Untersuchung einlassen," und seine Einwendungen gegen ihn, als Alchimisten, bestehen blos darin: „Daß die Alchimisten nicht einmal eine „große That von ihm anführen könnten, und daß er „nur ein einziges Buch von der Alchimie geschrieben, „auch am Ende selbst eingesehen hätte, daß alles Irr„tum sei." Was die erste Einwendung betrift, so mag man fragen: War das nicht eine große That, da er in Rom, im Angesicht des ganzen päbstlichen Hofes, Gold gemacht, das in allen Proben beständig war? oder ist etwa das unpartheiische Zeugnis des Andreas, der doch kein Alchimist war, hievon verwerflich? Die andre Einwendung: daß er nur ein einziges alchimistisches Buch geschrieben haben solte, ist schon an sich unerheblich. Kann nicht schon ein einziges Buch, wenn nur der Inhalt darnach beschaffen ist, seinen Verfasser verewigen? Nun hat man aber auch in der That mehr als eine alchymistische Schrift von Ihm, nämlich eine Abhandlung vom Humido radicali, ferner Rosarium philosophicum, imgleichen Lumen Luminum, welches auch flos florum oder Liber perfecti magisterii betitelt wird; dann auch einige kleinere Schriften, welche sich im Theatro chimico befinden. Alle seine Schriften zusammen sind im Lion 1520 gedrukt, imgleichen zu Basel 1585 mit Anmerkungen von Nicolaus Taurellus. Daß er aber am Ende den Irrtum wegen der Alchymie eingesehen haben sollte, davon ist nichts gewisses bekannt; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß, wenn er ja gewisse Irrtümer bereuet haben soll, solches von seinen widrigen Gesinnungen, welche er viel-

vielfältig in seinen Schriften wider die Geistlichen geäußert, imgleichen von der abergläubigen Astrologie, zu verstehen sei, mit welcher er sich ebenfals viel abgab, wie seine Bücher davon beweisen.

§. 62. Albert der große ist auch in der Alchimistenzunft berühmt. Er war ein Schwabe, aus ädlem Geschlechte entsprossen. Das Jahr 1193 oder auch 1206, wird als sein Geburtsjahr angegeben. Er trat im Jahr 1222 in den Dominikanerorden, war ein großer Theologe und Philosoph seiner Zeit, und lehrte in vielen Städten mit Ruhm. Im Jahr 1260 ward er Bischof zu Regensburg, legte aber sein Bißtum nach 3 Jahren nieder. Seine große mathematische Känntnis brachte ihn in den Ruf eines Zauberers. Man sagt, er hätte ein Menschenbild verfertigt, welches sich hätte bewegen, ja gar sprechen können. Er hat so viele Bücher geschrieben, daß die lionsche Ausgabe derselben vom Jahr 1651, ein und zwanzig Bände ausmacht. Doch glaubt man, daß verschiedene derselben, besonders das Buch de secretis mulierum und de mirabilibus mundi, ihm unterschoben wären. Er war bei seiner übrigen Gelehrsamkeit auch ein großer Chimist; denn außer den fünf Büchern de metallis, hat man noch ein breve Compendium de mineralibus, imgleichen einen Traktat de alchymia und einige andre kleinere alchimistische Schriften von ihm. Den Beinamen der große erhielt er wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit. Er hat also nicht, wie Hr. Wiegleb sagt, ein alchimistisches Buch, sondern mehrere alchimistische Bücher geschrieben. Daß er würklich auch Metalle veràdlet habe, folglich ein praktischer Alchimist gewesen sei, versichert Seelmann in der Zueignungsschrift der viae philosophicae ad veram medicinae universalis materiam, und aus demselben der schon oft von

mir angeführte Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie. Er soll nämlich in Cölln einige sehr große Leuchter und Tafeln aus andern Metallen in Silber verädlet haben, welche im Dohm zu Cölln noch jezt zu sehen sind, woselbst er auch im Jahr 1280 gestorben und begraben ist. Von seinem Buch de metallis urteilet Conring in Introduct. in artem med. sehr vortheilhaft, und nennet solches ein praeclarum opus magno iudicio & pari experientia conscriptum. Seine sonstigen Werke werden vom Trithemio de viris illustr. germ. imgleichen von Jacob Boissard in iconibus viror. illustr. recensirt. Nach Hr. Wieglebs Aussage „soll er in der Folge nichts von der Alchimie gehalten „haben, weil er Libr III de Metallis schreibt: Er „habe chimisch Gold in Händen gehabt, das im Feuer „zu lauter Schlacken worden, darum solle man den Al„chimisten nicht glauben, wenn sie aus Quecksilber oder „andern Metallen Gold machen zu wollen vorgeben, das „der Kapelle widerstehen soll." Daß Albert der große hier unter den Alchimisten nur betrügliche Sophisten, und unter dem chimischen Golde nur ein falsches oder unvollkommenes alchimistisches Gold verstehe, ist leicht zu gedenken. Denn es gibt auch ein solches durch Kunst gemachtes Gold, welches zwar die Farbe hat, aber nicht alle Proben aushält. Daß er es würklich also, und nicht anders gemeinet habe, erhellet aus seinem Buche von der Alchimie. Er sagt nämlich in dem Abschnitt, wo er von den Irrtümern handelt: Ich habe einige gesehen, welche, da sie nicht weiter als zu fünf Sublimationen kommen konnten, sophistisirten, Kupfer weis machten, und sich und andre betrogen; auch einige habe ich gesehen, welche fixe Geister hatten, dieselben mit dem erforderlichen Oel incerirten, und also Kupfer in weis figirten, welches dem Silber unter dem Hammer und in Probe und Weiße

gleich

gleich war, drei und vier Proben aushielte, und doch nicht vollkommen war. Er selbst war dennoch von der Würklichkeit der Alchimie überzeugt, denn sonst würde er nicht in der Vorrede seines gedachten Buchs von der Alchimie sagen, daß er nach vieler Mühe und Arbeit endlich das, was er gesucht hätte, gefunden habe, und zum Zwek gelanget sei, auch befunden habe, daß die Verwandlung in Gold und Silber möglich sei, welches dann in allen Proben und Arbeiten viel besser sei, als das natürliche. Ingleichen sagt er bald nachher: Ich habe andre Weisen gesehen, welche die Körper zur Weiße und Röthe brachten, und dieselben in Gold und Silber tingirten, welches besser war als jedes natürliche, sowol in allen Proben als unter dem Hammer. Uebrigens könnte von dem vermeinten albertischen Urteil gegen die Alchimie eben das gesagt werden, was oben §. 58. vom Lullius gesagt worden, nämlich, daß vielleicht Albert solche schlechte Gedanken nur zu der Zeit geheget, als er noch keine völlige Känntnis von dieser Kunst gehabt, um desto mehr da das Buch de metallis das erste ist, was er, als in dieser Wissenschaft einschlagend, geschrieben hat. Dieser Mann muß also vor wie nach in der Klasse wahrer Adepten bleiben; sein eigen Geständnis, daß er Gold machen können, ist schon hinreichend dazu. Er hat es nicht widerrufen, obgleich er im Geruche der Heiligkeit starb. Die römische Legende erzählt viel wunderbares von seinen lezten Lebensjahren.

§. 63. Unter die Alchimisten gehöret in diesem Zeitraum Thomas Aquinas. Er war geboren im Jahr 1224. Ein gelehrter Dominikaner, dem der Titel eines Doctoris angelici oder irrefragabilis zugelegt ist, welcher auch gar nach seinem Tode unter die Heiligen versezt wurde. Nach dem Zeugnis vieler Schrift-

[illegible] war er zugleich ein Alchimist, der Alberten den großen in dieser Kunst zum Meister und Lehrer gehabt haben soll. Unter seinen vielen Büchern finden sich auch viele alchimistische. Er versichert in denselbigen hin und wieder, daß er Gold gemacht habe. Besonders sagt er in seinem sechsten Traktat de Esse & Essentia mineralium Cap. III, daß er einen klaren Stein gemacht habe, welcher die Kraft gehabt hätte, Kupfer in Silber zu verwandeln, wenn er davon ein wenig nur auf das Kupfer getragen hätte, diesen Stein habe er mit der Röthe des Schwefels zu einem solchen Grade der Kraft erhoben, daß er damit das Kupfer in Gold verwandeln können. Da Hr. Wiegleb von diesem berühmten Manne nichts erwähnt, so will ich mich auch bei ihm nicht aufhalten, sondern zu einem andern übergehen.

§. 64. Bernhard Trevisanus, sonst auch Graf Bernhard von der Mark genannt, blühete am Ende des 14ten und bis über die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Er hat verschiedene alchimistische Schriften nachgelassen, wovon besonders das Buch de alchimia oder de Chemico miraculo, sehr geschäzt wird. Er erzählt selbst seine Schiksale, welche er in Erforschung der alchimistischen Wissenschaft gehabt hat, bis er endlich im 73ten Jahre seines Alters zum Besiz des Steins der Weisen gelangte, da er dann nachher denselben viermal eigenhändig bereitet hat. Er erzält auch, daß er noch funfzehn Besizer dieses Geheimnisses gekannt habe. Ihn ohne Ursache, bei aller seiner sonst bezeigten Aufrichtigkeit, für einen Lügner zu halten, würde höchst unbillig sein. Hr. Wiegleb sagt nichts weiter von ihm, als daß er die Goldmacherkunst fortgepflanzt habe, nennt aber diese Kunst eine eingebildete Goldmacherkunst, und zwar nach seiner Einbildung.

§. 65.

§. 65. Um gleiche Zeit lebte auch in Frankreich Nikolaus Flamellus, welcher im Gelehrtenlexikon als ein Poet, Maler, Philosoph, Mathematiker und Alchimist aufgeführt wird. Er hat, nach dem Bericht verschiedener Schriftsteller, die alchimistische Kunst zuerst aus dem Buche eines vornehmen Juden, genannt Abraham, erlernet, weil er aber den Inhalt nicht recht verstund; so soll er 21 Jahre lang herumgereiset sein, und die gelehrtesten Rabbinen deswegen um Rath gefragt haben, bis er endlich zur völligen Wissenschaft gelanget ist, da er dann einen solchen erstäunlichen Reichtum erworben, daß er schon im Jahr 1413 in Paris vierzehn Hospitäler, sieben Kirchen, drei Kapellen gebauet, und zugleich mit großen Einkünften versehen hat, ohne die erstaunlichen Summen zu rechnen, welche er sonst zu gottesdienstlichen und milden Gebräuchen hergegeben hat. Seine Gebäude sind meistens mit hieroglyphischen Figuren versehen, welche eine alchimistische Bedeutung haben, und zum Teil noch jezt vorhanden sind. Er hat auch einige alchimistische Schriften nachgelassen, wovon das Summarium philosophicum besonders bekannt ist. Er hat auch, nach dem Bericht des Verfassers der Ehrenrettung der Alchimie, „einen „seiner Verwandten, Namens Nikolaus Perierius, „zum Erben seines alchimistischen Geheimnisses eingesezt. „Da auch sein unermeslicher Reichtum Aufsehen erregt „hatte; so ließ der König desfals eine Untersuchung „anstellen, welche einem gewissen Cramoisio aufgetra„gen wurde. Diesem schenkte Flamellus eine kleine „Büchse, voll des goldmachenden Pulvers, damit er „ihm keinen Verdrus verursachen möchte, welches Pul„ver bei dessen Familie noch lange Zeit geblieben. Ja „es hat der berühmte Kardinal Richelieu das auf einer „zarten Baumrinde geschriebene schön verguldete Origi„nal des alchimistischen Buchs, woraus Flamell die

„Kunst

„Kunst zuerst gelernet hatte, nicht lange vor seinem „Tode zu Handen gebracht." Alle diese Umstände hat der Verfasser der gedachten Ehrenrettung der Alchimie aus dem Borellus angeführt, welcher dieselben aus untrüglichen Beweistümern gesammlet und beschrieben hat. Hr. Wiegleb leugnet nun zwar den großen Reichtum des Flamelli nicht, „bringt aber eine schon längst abge„nuzte Nachricht hervor, die den Gabriel Naudäus „zum Urheber hat, durch welche er beweisen will, daß „der gedachte große Reichtum des Flamells nicht durch „die Alchimie, sondern durch Betrug erworben sei. „Nämlich, es wäre Flamell ein Schreiber gewesen, „welcher die Angelegenheiten der Juden besorgt hätte. „Weil aber damals in ganz Frankreich die Juden vom „Könige vertrieben, und ihre Güter eingezogen worden „wären; so hätte Flamell heimlich mit den Schuldnern „der Juden gehandelt, und dann die Namen und „Schulden entweder verschwiegen, oder die leztern ver„kleinert; daher wäre dann sein großer Reichtum ge„kommen. Er selbst aber hätte, um seine Schelmerei „zu bedecken, vorgegeben, als wenn er den philosophi„schen Stein hätte." Auf diesen Einwurf hat schon der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie §. XLIII. so bündig geantwortet, daß es mich wundert, wie Hr. Wiegleb dazu gekommen, etwas dergleichen vorzubringen. Nämlich, zu geschweigen, daß Flamell sich durch einen solchen untreuen Handel mit den Schuldnern der Juden, der unmöglich verschwiegen bleiben konnte, in große Gefahr würde gestürzet haben; so beweiset Borellus auch, daß die eigentliche Vertreibung der Juden aus Frankreich mehr als hundert Jahr nach Flamells Zeit geschehen sei. Wenn aber auch Borell hierin irrete, und die Vertreibung der Juden um die gedachte Zeit des Flamells geschehen wäre, Flamell auch jene Schelmerei vorgenommen hätte, wie würde ein solcher

solcher geiziger Betrüger dazu gekommen sein, das mit augenscheinlicher Gefahr erworbene Geld zu Stiftung der Hospitäler, Kirchen u. dergl. anzuwenden? Wie groß hätte auch nicht der Betrug sein müssen, wenn davon solche unschäzbare Stiftungen hätten gemacht werden können? Solte die königliche Kammer nicht dafür gewacht haben, daß ein simpler Schreiber (wofür ihn die Gegner ausgeben, obgleich er nach dem Gelehrtenlexikon ein ganz anderer Mann war) nicht solche unermesliche Schäze und Summen hätte unterschlagen können? Und wie läßt sich eine Möglichkeit gedenken, daß solche auffallende grobe Schelmerei nicht sofort wäre entdekt worden, um destomehr da sein Reichtum schon ohnehin Aufsehen erregt hatte? Es bleibt also gewis, daß Flamell ein wahrer Alchimist gewesen, und durch diese Kunst so ungeheuer reich geworden sei, daß davon noch jezt die Beweise in Paris und andern Oertern Frankreichs vorhanden sind. Uebrigens ist es nicht Borell allein, welcher den Flamell gegen Gabriel Naudäus verteidigt hat; sondern auch D. Spon hat solches in einer seiner Schriften gethan, wie der obenangeführte Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie richtig angemerkt hat. Was aber übrigens der Verfasser der Sammlung der neuesten und merkwürdigsten Begebenheiten, die sich mit noch lebenden Adepten zugetragen haben, von dem Flamell und dessen noch jezt fortdauernden Leben, aus Paul Lucas Reisebeschreibung, meldet, solches kann man sicher unter die Fabeln rechnen.

§. 66. Ehe ich in den Geschichten der Adepten weiter gehe, muß ich noch einen besondern Einwurf beantworten, welchen Hr. Wiegleb gleich nach der Erwähnung der Flamellischen Geschichte den Alchimisten macht. Er sagt, „es wäre in demselben Jahrhundert

„die

„die alchimistische Seuche so eingerissen, daß der dama-
„lige Pabst Johannes XXII eine Bulle gegen den alchi-
„mistischen Unfug ergehen lassen, welche sich in den
„Decretal. jur. Canonic. Gregor. XIII. Libr. V. be-
„findet, und anfängt: Spondent quas non exhi-
„bent." Wie kann Hr. Wiegleb diese Bulle den äch-
ten Alchimisten vorrücken, da sie doch, wie der Inhalt
derselben deutlich weiset, blos gegen die Afteralchimisten
und Betrüger gerichtet ist? Er weiß doch auch, daß
eben dieser Pabst Johannes XXII selbst ein Liebhaber der
Alchimie gewesen sei, und eigenhändig ein Buch alchi-
mistischen Inhalts, ars metallorum transmutatoria
genannt, geschrieben habe, wie davon unter andern das
Gelehrtenlexikon zeuget. Wenn nun aber würklich der
der Pabst als ein Feind der Alchimie sich erkläret hätte,
was könnte selbst hieraus schädliches folgen? Die Zei-
ten sind nicht mehr, da der Pabst unfehlbar war und
nicht irren konnte. Pabst Johann XXII irrte wol oh-
nehin zuweilen in wichtigern Dingen. Die Ge-
schichte meldet von ihm, und man kann es auch im
Gelehrtenlexikon unter seinem Namen schon finden, daß
er zwar zuerst behauptet, die Seligkeit der Frommen
und die Quaal der Verdammten sei vor dem großen
Gerichtstage nicht vollkommen; nachher aber diese
Meinung wieder verlassen habe. Daß übrigens viele
Päbste wahre Freunde und Beförderer der ächten Al-
chimie gewesen sein, beweisen verschiedene alchimistische
Schriften, welche ihnen zugeeignet wurden. Z. B. des
Abts Ferrarius chimische Abhandlung; Augurelli
Chrysopöia, Arnoldi von Villanova chimische Schrift
u. s. w. Eben so wenig, wie nun ächte und aufrichtige
Alchimisten den Stich fühlen, welchen Hr. Wiegleb
ihnen mit jener päbstlichen Bulle gegeben hat; eben so
wenig werden sie es auch achten, wenn „Er ihnen aus den
„Act. Erudit. Lips. und Aegidii Jacobi Lexic. jur. den
„Be-

„Befehl des Königs Henrichs IV in England vorrükt:
„daß diejenigen, welche sich auf die Vermehrung des
„Goldes und Silbers legen würden, der Felonie schul-
„dig sein solten." Denn auch dieser Befehl konnte nur
die sophistischen Betrüger, und nicht die ächten Schü-
ler des Hermes, angehen, und in so weit handelte dieser
König löblich. Wenn aber auch dieser König würklich
ein Vorurteil und einen Has gegen die Alchimie über-
haupt gehabt hätte; so würde es leicht sein, aus der
Geschichte dagegen viele andre Könige, Fürsten, ja gar
Kaiser anzuführen, welche die ächten Alchimisten sehr
hoch geachtet haben, und selbst Liebhaber der Alchimie
gewesen sind. Daß die Alchimie keine in den Rechten
verbotene oder unerlaubte Kunst sei, solches hat Chry-
sippus Fanianus in seinem Traktat de jure alchimiae
überflüssig bewiesen, und mit Zeugnissen aus Olrado,
Panormitano, Andrea, Baldo perusino, Fabiano,
Alberico de Rosate, Alberto Bruno, Joanne de
Platea, Guidone Papa und mehr andern berühmten
Rechtsgelehrten hinreichend bestätiget.

§. 67. Basilius Valentinus tritt nun als
Adept auf den Schauplaz. Er lebte im Anfang des
15ten Jahrhunderts, und war ein Benediktinermönch.
Einige sagen, und mit ihnen stimmt Hr. Wiegleb ein,
sein Aufenthalt wäre zu Erfurt im Petersklosten gewe-
sen, gewisser aber ist es, daß er im Kloster Walken-
rieth am Harz sich meistens aufgehalten habe, als wo-
selbst man noch lange nachher in einem Keller sehr viele
Ofen, chimische Werkzeuge und Präparaten, besonders
einen gläsern Helm, welcher mit einem merkurialischen
Schleim überzogen war, und schön glänzend aussahe,
von ihm angetroffen hat. Man kann hiervon Reyher
in dissert. de Nummis ex auro chimico, imgleichen
Petraeus in der Vorrede zu den basilianischen Schrif-
ten,

ten, auch Morhoff an verschiedenen Stellen nachsehen, wo sich noch mehreres von diesem merkwürdigen Manne findet. Er soll sein Alter bis zu 136 Jahren und drüber gebracht haben. Er hat verschiedene Schriften nachgelassen, z. B. von natürlichen und übernatürlichen Dingen, Triumphwagen des Antimonii, leztes Testament, Schlußreden, vom großen Stein der uralten Weisen, nebst einem Anhang dazu u. s. w., sie sind alle bei den Alchimisten in großem Wehrt, und man kann aus ihnen sehen, daß er ein biederer, gottesfürchtiger und gelehrter Mann gewesen, obgleich selbige an sich, so wie alle alchimistische Schriften, bei aller anscheinenden Deutlichkeit doch viel dunkeles haben. Er bekennt in der Vorrede seines Buchs vom großen Stein der uralten Weisen, „daß er seine Wissenschaft aus den Büchern zuerst geschöpft habe, welche die weisen Meister „längst vor ihm geschrieben, und wovon er in seinem „Kloster viele gefunden habe. Durch wiederhohlte Arbeiten und Versuche sei ihm endlich der Stein der Weisen zu Teil geworden." Er sagt auch in seinen Schlußreden, „daß nicht allein er, sondern auch alle „seine Ordensbrüder, Chimisten worden sein, und den „Stein der Weisen gehabt haben." Daß er mit seinen alchimistischen Arzneien viele Kranken geheilet, und sein Kloster und seinen Orden bereichert habe, ist leicht zu gedenken. Seine Handschriften sollen zu Erfurt im Kloster in dem hohen Altare unter einer marmornen Tafel gefunden sein, wie Diezel in der Zueignungsschrift der Werke desselben sagt. Es kann sein, daß Basilius sich daselbst in seinem Alter aufgehalten, und sie selbst hier verwahrlich aufgehoben habe, weil er an mehr Orten in seinen Schriften sagt, daß er dieselben irgendwo an einem verborgenen Plaz niederlegen wolle, bis es Gott gefalle, sie ans Licht zu bringen. Hieher gehöret auch ein anderer berühmter Alchimist des 14ten

Jahr-

Jahrhunderts, nämlich Isaac Hollandus, welcher von einem ältern Isaac unterschieden werden muß, der auch ein Chimist war. Isaac der Holländer hinterließ verschiedene Schriften, z. B. opera mineralia, opus saturni, eine Abhandlung von den Salzen und Oelen der Metalle u. s. w. Was er geschrieben hat, scheint sehr deutlich zu sein; „Hr. Wiegleb wundert sich des„wegen sehr, warum nicht seit der Zeit mehr Gold ge„macht worden, als Sand am Meer ist." Er hätte aber bedenken sollen, daß bei aller anscheinenden Deutlichkeit doch noch hin und wieder solche Dunkelheiten und Zweideutigkeiten sind, auch die Processe dieses Schriftstellers solche Weitläuftigkeit und Genauigkeit erfordern; daß so leicht keiner, blos und allein nach der Anweisung desselben, zum Zwecke kommen werde. *Schon Geber sagte: Wo wir am deutlichsten geredet zu haben scheinen, da haben wir die Wissenschaft am meisten verborgen.* Wer kann aber auch mit Gewisheit sagen, ob nicht mancher aus den Isaacschen Schriften würklich großen Nuzen gezogen habe. Ein gelehrter neuer Gegner der Alchimie, Herr Professor Halle in Berlin, so sehr Er auch, wegen eigenen mislungenen alchimistischen Versuchen, gegen die Alchimisten und ihre Schriften aufgebracht ist; läßt doch noch dem Isaac Hollandus Gerechtigkeit wiederfahren, und wenn Er im ersten Teil seiner Magie, oder der Zauberkräften der Natur, Seite 181. sagt: „Es habe noch kein Schei„dekünstler aus den einfältigen Schriften der Alchimi„sten etwas Kluges herausgebracht," so nimmt er doch etwas von den Metallölen und Salzen des Isaacs Holländers ausdrüklich aus.

§. 68. Theophrastus Paracelsus Bombast von Hohenheim, ein Schweizer, geboren im Jahr 1493, ist einer der berühmtesten in der Alchimistenzunft.

Seine anderweitigen Verdienste um die Arzneikunst sind von den Aerzten längst anerkannt. Obgleich sein Lebenswandel nicht als der ordentlichste beschrieben wird, auch in seinen Schriften manches schmuziges und unschikliches vorkommt; so muß man doch seinem Zeitalter, seinem eigensinnigen, schwärmerischen und hizigen Charakter, wie auch seinem Umgange mit schlechten Personen, die er auf seinen weitläuftigen Reisen antraf, imgleichen den widrigen Schiksalen, welche ihn trafen, vieles beimessen. In seinem 28ten Jahre soll er den Stein der Weisen bekommen haben, und man sagt, daß er gar ein Schüler des Basilius Valentinus in dieser Kunst gewesen sei. Seine Biographen versichern, daß er manchmal, wenn es ihm an Geld gemangelt hätte, schleunig im Besiz einer großen Menge Goldes gewesen wäre. Auch soll er durch Hülfe seines Steines, welchen er Azoth nannte, und in dem mit einer Schraube versehenen Degenknopfe bei sich trug, ganz erstaunliche Curen bei Kranken gethan haben, daher man ihn auch zu seiner Zeit für einen Zauberer ausschriee. In den Erzälungen von ihm, sowol in solchen, welche zu seiner Unehre, als in denjenigen, welche zu seiner Ehre gereichen, ist unstreitig viel übertriebenes. Denn er hatte nicht allein die ganze Zunft der galenischen und arabischen Aerzte, sondern auch die Geistlichen seiner Zeit sich zu Feinden gemacht; erstere weil er eine ganz neue Heilmethode aufbrachte, leztere aber, weil er in manchen Stücken nicht orthodox war, daher wurde er vorzüglich von diesen und jenen getadelt und gelästert. Dagegen hatte er auch viele Verehrer, welche ihn sowol wegen seiner sonstigen Gelehrsamkeit, als auch wegen seiner neuen Curen bei Kranken für einen Wundermann ansahen. Er starb zu Salzburg im Jahr 1541, und der Bischof ließ ihm ein rühmliches Grabmal sezen. Wenn nur der zehnte Teil von dem wahr ist,

ist, was von ihm erzält wird, so kann man nicht zweifeln, daß er ein wahrer Alchimist gewesen sei. Er soll mit seinem Stein der Weisen sehr freigebig umgegangen sein, auch noch hin und wieder davon etwas in die Erde vergraben haben, um damit dem künftigen Finder eine Freude zu machen. Borrich erzält unter andern, daß er in Amsterdam einen vornehmen Arzt, Namens Gersdorf, gesprochen habe, welcher in seiner, des Borrichs, Gegenwart, Silber zu Gold verädelt hätte, vermittelst einer kleinen Quantität eines Pulvers, welches ehedem Paracelsus dem Großvater dieses Gersdorfs selbst verehrte. Tenzel in seinen monatlichen Unterredungen 1692 sagt: es habe dieser Gersdorf noch mehrere Brüder gehabt, welche alle von dem paracelsischen Weisensteine etwas besessen hätten. Auch soll der berühmte Pater Wenzel, von dem ich in der Folge mehr sagen werde, etwas von dem Stein der Weisen besessen haben, welchen vormals Paracelsus verfertigt hatte, und jener soll damit seine Verädlungen der Metalle vorgenommen haben. Nach Chimiphili Bericht soll Paracelsus auch den damaligen Kaiser Maximilian 40 Gran von seiner alchimistischen Tinktur nebst andern Dingen zugeschikt haben. Daß er zu Basel Quersilber zu Gold gemacht habe, erzält Libavius aus dem Briefe eines gewissen Francisci, welcher solches selbst gesehen hatte. Buddeus in quaest. politic. an alchemistae sint in republica tolerandi §. XVII, imgleichen Reimmann in Histor. lit. Vol. VI, halten beide es für gewis, daß er den Stein der Weisen besessen habe. Mehrere Zeugnisse mag ich nicht anführen. Auch in den Schriften des Paracelsus ist genug zu sehen, daß er nicht allein in der Partikularalchimie, sondern auch in der Universalalchimie erfahren gewesen sei, obgleich er, so wie alle alchimistische Schriftsteller, oft sehr dunkel und zweideutig ist, auch nicht selten fremde Worte

gebraucht, die fast kein Mensch recht versteht. Seine Schriften sind erst nach seinem Tode herausgekommen, und deswegen sehr verfälscht und mangelhaft. Hüserus, welcher die Baseler Edition derselben 1589 veranstaltet hat, sagt in der Vorrede der paracelsischen Werke, „daß er zwar die Originale mühsam zusammengesucht, „aber manches unleserlich gefunden habe, deswegen habe „er auch viele Wörter besonders mit Holzschnitten ab„drucken lassen, so wie sie nach der Handschrift des Pa„racelsus aussähen; auch daß überhaupt vieles verstüm„melt und mangelhaft, sowol in den Handschriften als „in den bisher schon gedrukten einzeln Büchern, angetroffen „würde." Hiezu kommt noch, daß man ganze Bücher unter dem Namen des Paracelsus unterschoben hat, der einzelnen Processe und Briefe nicht zu gedenken, welche man ihm fälschlich beigelegt hat. Diesemnach wäre es schon leicht zu erklären, warum in den paracelsischen Schriften, so wie wir dieselben jezt haben, sich manches Widersprechende befindet. Doch ist es ein Irrtum, „wenn Hr. Wiegleb, um die Unwissenheit des Para„celsus in der Alchimie zu beweisen, sagt, daß Paracel„sus in Archidox. bezeuge, daß er den Stein, womit „die Metalle solten verändert werden können, noch „nicht angefangen habe zu bearbeiten, noch weniger „vollendet; hätte auch davon keine Erfarung, ob er „dasjenige leiste, was von ihm angegeben werde, weil „er nur etwas weniges davon verstehe und erkannt ha„be." In Archidox. findet sich dieses gar nicht, vielleicht hat aber Hr. W. folgende Stelle hiebei in Gedanken gehabt, welche Libr. V. Archidox. vom Arcano Lap. phil. nach der ächten Baseler Ausgabe derselben vom Jahr 1580, sich befindet: „Und wiewol wir des Lapidis philos. kein Anfenger seind, auch kein Ender, „noch kein Geübter darinnen, daß wir möchten denselbigen nachreden, wie wir davon gehört und gelesen

„haben.

„haben. Darumb so wir im selbigen kein wahrhaftig „Wissen nit tragen, lassens wir auß denselbigen Pro„ceß und volgen nach unserem, den wir in unserer Ue„bung und Praktik erfunden haben. Und heißen ihn „Lapidem philosophorum darumb, daß er demselbi„gen gleich tingiret in Corpore humano, wie sie dann „von dem ihren schreiben: Und nicht darumb daß er „nach ihrem Proceß gemacht sei. Dann wir denselbi„gen am minsten verstehend und erkennen.“ Bald darauf sagt er weiter: „So wollen wir also unsern „Proceß und Weg des Lapidis philosophorum anse„zen, also u. s. w.“ Hieraus kann nun Hr. Wiegleb nichts weiteres folgern, als daß Paracelsus eingestehe, daß er die Art der Bereitung des Steins der Weisen nach der Beschreibung der Alten noch nicht versuchet; sondern dazu einen eigenen Weg habe. Allem Vermuten nach hat er in der Folgezeit auch die Methode der Alten hierin versucht; denn als er die Archidoxa schrieb, war er noch jung. Dieses lezte sagt er selbst, nicht weit vom Anfang des 5ten Buchs derselben, wo es heißt: „Also zu verstehen ist von diesen „Arcanen, deren uns allein viere bekannt seind, bey un„sern jungen kindlichen Tagen, von welchen vieren wir „wollen diß Libell ersettigen, und genugsam uns ein „löblich Memorial machen, so uns der höchste Gott „unser menschlich Fleisch zu den alten Tagen wolt lassen „gnediglich kommen, daß wir dieser vier Arcanen un„vergessen werend u. s. w.“ Daß er aber würklich außer seinen eigenen auch die Methoden der Alten nachher gekannt habe, erhellet klar aus seinem Buch de Tinctura physicorum, ingleichen aus seinen übrigen hieher gehörigen Schriften. Uebrigens wendet Hr. Wiegleb noch ein: „Wenn Paracelsus hätte Gold machen „können, so würde er nicht, wie Adami in dessen Le„bensbeschreibung sagt, bei seiner Abreise von Basel,

„sein chimisches Geräthe, statt der Zalung, bei dem „Wirthe habe zurük lassen müssen.“ Antwort: Es ist aus der Erzälung, welche Wursteisen im VII Buch der Baseler Historien hievon gibt, klar und erweißlich, daß die Abreise, oder vielmehr die Flucht des Paracelsi von Basel, sehr schleunig geschehen sei, weil er in Gefahr stund, gefänglich eingezogen zu werden, denn er hatte Pasquille gegen die Richter ausgestreut, weil sie ihm in seiner Streitsache mit Cornelius von Lichtenfels entgegen gewesen waren. Es war also bei diesen Umständen leicht möglich, daß Paracelsus den Wirth zu bezalen vergaß, und seine Sachen nicht mitnahm, weil sie ihm nur an der Flucht hinderlich gewesen wären. Daß endlich Hr. Wiegleb „sich auf Oporinum beruft, „welcher, als ein vertrauter Freund des Paracelsus, „doch wol würde in seinen Erzälungen von ihm etwas „von der Goldmacherkunst desselben angeführt haben, „wenn er ein wahrer Alchimist gewesen wäre;“ ist sehr unerheblich. Denn es ist bekannt (man sehe unter andern, was das Gelehrtenlexicon von Oporinus sagt), daß Paracelsus und Oporin sich beide nicht gut haben vertragen können, und bald sich getrennt haben. Paracelsus wird also wol dem Oporin seine wichtigsten Geheimnisse nicht haben sehen lassen. Daher ist auch Oporin eben nicht mit Lobeserhebungen des Paracelsus so verschwenderisch, als Hr. Wiegleb es meinet. Vielmehr ist es gewis, daß er viel Gutes von ihm verschwiegen, und viel Schlimmes von ihm, vielleicht aus altem Groll, nachgesagt hat. Es bleibt also vor wie nach höchst wahrscheinlich, daß Paracelsus ein würklicher Adept gewesen sei.

§. 69. Hier muß ich die Geschichte der ächten Alchimisten einmal unterbrechen, weil Hr. Wiegleb zwei Personen aus dem 16ten Jahrhundert aufführet, wodurch er die Alchimie verächtlich machen will. Einer

von

von diesen heißt Antonius Tarvisinus, und der andre Bragadino. Von beiden sagt er, „daß sich die Alchi„misten auf sie, als Zeugen der Goldmacherkunst, zu „berufen pflegten, der erste habe zu Venedig, in Gegen„wart des Doge, und der Vornehmsten des Adels, „Quecksilber in Gold verwandelt, es sei aber entdekt „worden, daß es damit bloßer Betrug sei. Braga„dino sei gleichfals ein Betrüger gewesen.“ Die Geschichte des Tarvesinus, welcher ein Apoteker war, ist bekannt, und wenn man den Erzälungen des Del Rio Lib. V. seiner magisch. Untersuch. glauben wolte, welche auch Clauder in seiner Abhandl. vom Universalst. anführt; so wäre es so ganz ausgemacht gewis noch nicht, daß Tarvesin ein Betrüger gewesen. Da aber zugleich einige Umstände bei dieser Verwandlungsgeschichte und in dem nachherigen Leben des Tarvesins vorkommen, welche mutmaßen lassen, daß es mit seiner Goldmacherei zu Venedig nicht ganz richtig zugegangen sei; so hat auch kein Alchimist sich eigentlich darauf als einen vollgültigen Zeugen berufen. Wir finden diese Begebenheit wenigstens nicht in den Sammlungen der Adeptengeschichten aufgezeichnet. Nur der einzige Cardan libr. VI. subtilitatum, hat sie erzälet, doch so, daß er selbst an der Aechtheit derselben zweifelt. Er sagt nur, man habe geglaubet, daß Tarvesinus zu Venedig Gold gemacht hätte. Die anderen alchimistischen Schriftsteller, welche diese Geschichte nachgeschrieben haben, z. B. Hoghelande in der Vorrede zum Buche de difficult. alch. erwähnen derselben nur kürzlich, und sprechen davon nur als von einer Erzälung des Cardans. Man kann also mit Grund nicht sagen, daß die Alchimisten jenen des Betrugs verdächtigen Tarvesin als einen Mitgenossen ihrer Zunft erkännten. Auf den Grafen Bragadino, welcher ebenfals zu Venedig in Gegenwart des Senats Gold gemacht haben sol, wird sich eben so

wenig ein Alchimist berufen, weil es hinreichend bekannt ist, daß dieser ein wahrer Betrüger und Großsprecher gewesen sei. Er hatte Gold mit Kohlenstaub vermengt, und damit seine Gaukelei gemacht; von dem berühmten Otto Tachenius wurde der Betrug entdekt. Man sehe hievon unter andern Clauders Abhandl. vom Unisalsteine. Weit entfernt ist es also, daß die Alchimisten dergleichen Schelme zu Zeugen der Wahrheit ihrer Kunst gebrauchen solten, sie verabscheuen solche vielmehr. Ob aber Hr. Wiegleb recht daran gethan habe, den ehrlichen Alchimisten solche Zunftgenossen und Zeugen aufzubürden, die sie selbst für falsch erkennen, das lasse ich dahin gestellt sein. Er hätte in Chimiphili Offenbar. der chimisch. Weish. noch mehr dergleichen Betruggeschichten allenfals finden können, woselbst auch die Geschichte des Bragadino mit anzutreffen ist; diese würden eben so wenig als jene der ächten Alchimie selbst zum Nachteil gereichen, noch der Wahrheit anderer Geschichten der wahren Adepten im geringsten schaden. Im §. 172 bis 174. wird hievon mehr gesagt werden.

§. 70. Ehe ich dem Hrn. W. in die neuere Zeiten der Adepten folge, will ich noch kürzlich einiger alten Alchimisten erwehnen. Der Abt Alanus, ein Cisterzienser, Michael Scotus, ein gelehrter Theolog und Mathematiker, Ferrarius, ein Abt, Johann von Rupescissa, ein Franciskaner, gehören in diesen Zeitraum. Sie haben alle alchimistische Schriften nachgelassen, und werden für Adepten gehalten. Da Hr. Wiegleb sie, außer den Alanus, übergangen hat, auch keine besondere Verädlungsgeschichten von ihnen bekannt sind; so würde es auch überflüssig sein, vieles von ihnen zu sagen. Um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts war aber ein König in Granada berühmt, Jusef Bulhagix genannt, welcher, nach dem Zeugnis

des

des spanischen Schriftstellers Mariana, imgleichen des Hornius in praefat. ad Gebrum, die Alchimie verstanden, und durch Hülfe derselben eine sehr kostbare Mauer um Albaicinum gebaut hat.

§. 71. Im 15ten Jahrhunderte haben ebenfals noch verschiedene Adepten Beweise ihrer Kunst gegeben. Hr. Güldenfalk in seiner Samml. wahrhafter Transmutationsgesch. führt aus Glaubern einen auf, welcher Siegmund Wan geheißen. Er wohnte zu Eger, und gab sich damit ab, von dem Zinn, welches am Fichtelberge zu Wohnsiedel gegraben wurde, Gold und Silber zu scheiden, wodurch er so reich ward, daß er ein Spital im gedachten Wohnsiedel stiftete, und mit reichen Einkünften versahe. Er hatte diese Kunst von seiner Frau, einer vertriebenen Venetianerin, gelernet. In der Kirche dieses Spitals ist sein und seiner Frauen Bildnis noch zu sehen. Er hat auch in Eger einen Thurm an der Pfarrkirche zu bauen angefangen, welcher aber wegen des schlechten Fundaments nicht vollendet werden können. Es findet sich auch in der Creilingschen Ehrenrett. der Alch. eine Nachricht von drei Adepten, welche im Zeitraum vom Jahre 1480 bis 1520 in Deutschland gelebt, und Beweise ihrer Kunst gegeben haben sollen. Der eine war Magister Burckard von Kreuzberg, welcher zu Erfurt in verschiedenen malen Metalle verädelte; der andre Georg Krapit, ein Bedienter des Bischofs von Trier, welcher mit einem Loth seiner Tinktur 600 Loth Quecksilber zu Gold gemacht; und der dritte ein Schlesier, Namens Ludwig von Neus, welcher bei Joh. von Dorrenberg, einem Hofmeister des Landgrafen Wilhelms, gelebt, und mit zwei Loth Tinktur ein Pfund Quecksilber zu Gold verädelt hat, und zu Marburg von gedachtem Dorrenberg umgebracht worden ist, auch daselbst begraben liegt.

§. 72. Ferner soll, nach Chimiphili Bericht, im 15ten Jahrhundert ein baierscher Priester, Ulrich Poyselius, den Stein der Weisen gehabt, und noch eine geschriebene Anweisung zur Parktikularvermehrung des Goldes nachgelassen haben. Er ist im Jahr 1471 gestorben, und zu Mannsmünster in der Pfalz begraben. Auch Thomas de Bononia, ein Leibarzt Königs Karls VIII. in Frankreich, hat um diese Zeit gelebt, von welchem Graf Bernhard in einem seiner Briefe schreibt, daß er ihm (dem Grafen Bernhard) etwas von seinem Steine der Weisen zugeschikt habe. Von dem französischen Alchimisten Jakob Cor ist schon oben in der Geschichte des Lullius Meldung geschehen, daß er dem Könige Karl VII. Gold gemacht habe, welches dieser König im Kriege gegen die Engländer gebraucht hat. Morhof in Epist. de Transmut. metall., imgleichen der französische Erzbischof und Geschichtschreiber Claud Seyssel geben unter andern von dieser Geschichte Nachricht. Borell erzält noch von diesem Cor, daß er die Kunst verstanden habe, das Glas so zuzurichten, daß man es hämmern können. Auf diese Weise hätte derselbe die Kunst wieder gefunden, welche zu den Zeiten des Kaisers Tiberius ein gewisser Künstler in Rom gleichfals verstanden, der aber zur Belohnung vom Kaiser umgebracht worden ist.

§. 73. Von Georg Ripläus oder Riplaius, einem englischen Karmelitermönch aus dem 15ten Jahrhundert, welcher verschiedene alchimistische Schriften nachgelassen hat, erzälet Mundan in seiner Antwort an Dickinson, und beruft sich dabei auf archivarische Urkunden, daß er viele Jahre nach einander den Rhodiserrittern, zu Fortsezung des Krieges wider die Türken, jährlich 100000 Pfund Sterling habe zukommen lassen.

§. 74.

§. 74. Johann Franz Pico, Graf von Mirandula, erzält in seinem Buche de Auro verschiedene Goldmachergeschichten. Im 7ten Kapitel des zweiten Buchs sagt er: „Er habe einmal von ohngefähr, bei „Bereitung einer Pferdearznei, in welcher Queksilber „mit andern Sachen vermengt worden, Silber und „Gold erhalten." Im zweiten Kap. des 3ten Buchs erzält er die Geschichte eines ihm wolbekannten frommen Mönchs, genannt Nicolaus Mirandulanus, welcher zu Bononien und Carpi, nach der Aussage vieler Zeugen, wie auch an andern Orten, teils Gold, teils Silber gemacht hat. Ein Verwandter desselben hat dem Grafen auch ein Buch gewiesen, worin jener Mönch diese Kunst, obgleich etwas verstekt, beschrieben hatte, der Graf hat auch aus zwei Versuchen die Wahrheit davon gefunden. Ferner erzählt gedachter Schriftsteller, es habe ein Priester des Predigerordens, Namens Apollinaris, öffentlich zu seiner Zeit bekannt, daß er mehr als zwanzig Methoden wisse, um Gold zu machen. Auch sagt er, es wäre zu Rom in einem öffentlichen Tempel ein Denkmal aufgestellt gewesen, zum Gedächtnis eines Alchimisten, welcher aus Blei Gold gemacht hätte. Imgleichen wäre in Venedig einer gewesen, der eine große Menge Goldes aus Quecksilber mit einem gewissen Dinge bereitet hätte, welches kaum so groß gewesen als ein Pfefferkorn. Noch hätte in seiner Herrschaft einer, im Beisein dreier Zeugen, eine Unze Quecksilbers mit einem, eines Weizenkorns großen, aschfarbichten Pulver, zum schönsten Silber gemacht; er habe sogar mit seinen Augen gesehen, daß einer seiner Freunde mehr als 60 mal, aus andern metallischen Sachen Gold und Silber in seiner Gegenwart gemacht habe, und zwar solches auf verschiedene und mancherlei Weise. Noch sezt er hinzu, er habe auch gesehen, daß bei Bereitung eines metallischen Wassers, in wel-

chem

chem doch weder Silber, noch Gold, noch Schwefel, noch güldisches Quek silber gekommen, unverhoft Silber und Gold, obgleich in geringer Menge und ohne Gewinn, erzeugt worden. Endlich versichert er, daß er jemand kenne, welcher, so oft er wolle, aus seinen kleinen Ofen, mit wenig Kosten und in wenigen Tagen, Gold hervorschaffen könne, welches er, als das beste, öffentlich verkaufe, obgleich er solches nicht aus Noth thue, sondern, weil er reich sei, blos um die Kräfte der Kunst und Natur zu erforschen; es sei ihm auch noch jemand bekannt, welcher, vermittelst eines besondern Saftes, das Kupfer in Silber und Gold verädlen könne. Dabei sezt er unter andern noch hinzu, daß er jemand gesehen habe, welcher auf zweierlei Weise Quek silber zu Silber gemacht hätte, in welchem Silber sich bei der Scheidung noch etwas Gold gefunden; einen andern aber, welcher, durch einen nicht güldischen, noch silberischen Zusaz, aus Zinnober zugleich Silber und Gold verfertigt hätte; wie auch, daß aus bloßem Zinnober, durch Beimischung eines simpeln Oels, etwas weniges Gold und Silber gemacht wäre. Ja er habe noch kürzlich mit Augen gesehen und mit Händen betastet, ein Gold, welches unter seiner Aufsicht aus Silber, binnen drei Stunden Zeit, wäre verfertigt geworden. Es ist kein Grund vorhanden, warum man allen diesen Erzälungen eines so vornehmen gelehrten, und wie anderweitig bekannt ist, frommen und aufrichtigen Schriftstellers keinen Glauben beimessen sollte. Ich weiß auch nicht, warum Hr. Wiegleb diese sowol, als die von §. 70. bis hieher angeführten, von den Alchimisten allgemein als wahr anerkannten Geschichten, in seinen historisch-kritischen Untersuchungen ganz übergangen hat.

§. 75. Zur Zeit der Churfürsten Augusts und Christians, vom Jahre 1580 bis 1691, sind am sächsischen Hofe zwei Alchimisten, einer David Beuther, und der andre Sebald Schwärzer, berühmt gewesen. Die wahren Geschichten hievon erzält Kunkel von Löwenstern, in seinem chimischen laboratorio im 3ten Teil ausführlich. Die Geschichte von Beuther ist kürzlich folgende: Churfürst August hatte einen, Namens Davids Beuther, die Probirkunst lernen lassen, und ihn nachher in der Münze zu Annaberg zum Probirer angesezt. In dem Kloster daselbst, wo er seine Stube und sein laboratorium haben solte, sieht er einst einen Faden aus der Wand hervorhangen, er zieht daran, der Kalk fällt ab, und er bemerkt einen viereckichten Stein, welchen er heraus hebt. Hinter demselben im Loche findet er drei Partikulare. 1) Wie aus Eisen erstlich Kupfer, und dann Gold zu machen sei. 2) Wie man von Zinn und Quecksilber Silber machen könne. 3) Wie aus dem Regulo antimonii martiali Silber und Gold verfertigt werden könne. Beuther versuchte diese vorgeschriebenen Anweisungen, und fand alles richtig. Nun wurde er lüderlich, und zog noch zwölf andre Kameraden in seine Lüderlichkeit, dabei wurde, wie leicht zu denken ist, der Dienst seines Herrn versäumt. Zwei seiner Freunde, Oertel und Heidler, denen er, so wie den zehn andern, zwar alles, was er machte, hatte sehen lassen, aber die Kunst selbst nicht lehren wolte, offenbarten die Sache dem Churfürsten. Beuther ward gefordert, befragt und gestund alles. Der Churfürst that den Ausspruch, daß Beuther, vermöge des Kontrakts, welchen er mit diesen seinen Freunden gemacht hatte, denselben seine Kunst lehren solte; sie aber solten in Dresden bleiben, und dem Churfürsten den Zehnten von allem gemachtem Gold und Silber geben, das übrige aber, für einen gewissen

Preis

Preis in die Münze liefern. Der Churfürst wolte aber daneben auch dis Werk für sich besonders treiben. Inzwischen war Beuther in Arrest; dis verdroß ihn, und er wollte also nicht recht seine Kunst beichten. Experimente wurden zwar gemacht, und wenn er dabei war, so ging die Sache allezeit richtig von statten; in seiner persönlichen Abwesenheit aber konnte es keiner treffen. Der Churfürst, über den Starrsinn und die Nichtaufrichtigkeit des Beuthers ungnädig, ließ ihn härter behandeln und enger verwahren, um desto mehr, da man entdekt hatte, daß er nach England fliehen wollen. In Leipzig wurde seinetwegen bei der Juristenfakultät ein Gutachten eingeholet, worin ihm peinliche Frage, Staupenschlag, Abhauung der beiden Finger des Meineids halber, und ewige Gefangenschaft zuerkannt wurde. Ehe es aber dazu kam, versuchte der Churfürst nochmals die Güte, gab ihm schmeichelhafte Worte, schrieb gar mit eigener Hand an ihn, und bediente sich unter andern des Ausdruks: Ich weiß wol, daß ich es machen kann, wenn du dabei bist; ich will es aber auch können, wenn du nicht dabei bist. Nun bat Beuther um Gnade, gab die Beschreibung seiner Künste ganz anders, als das erste mal geschehen war, und beschwur solches mit einem Eide. Hierauf wurde er in seine vorige Bedienung wieder eingesezt, und ihm einer, Namens Schirmer, zugeordnet, dem er die Kunst ausführlich lehren solte. Der Churfürst strekte ihm, auf sein Anhalten, 1000 Gulden vor, welche er in acht Wochen mit feinem Silber oder Golde wieder zu entrichten versprach. Er hat auch seine Schuld nachher richtig bezalt, und 800 Mark an feinem Golde, ohne das Silber geliefert. Beuther ließ hierauf den Schirmer die Kunst ziemlich sehen, ohne ihn jedoch völlig zu unterweisen, bis er endlich einen Regulum von einigen Marken gehabt, der so schön war wie Gold,

aber

aber ganz spröde, worauf er gesagt: nun könnte ich dir mit neun Pfenningen helfen, daß es völlig gut werden solte. Nach diesen Worten schikte er Schirmern weg, um etwas zu holen, nachdem er erst ein Feuer vor dem Gebläse anlegen müssen. Schirmer wird im Ausgehen gewahr, daß Beuther seinen Rok aufknöpft, und etwas aufs Feuer wirft. Wie er nun nach verrichtetem Befehl wieder komint, liegt Beuther auf dem Rücken ohne Verstand, und ohngeachtet aller angewandten Hülfe stirbt er. Man hat geglaubt, daß er sich mit Gift umgebracht habe. Dieses ist die wahre Nachricht, welche obgedachter Kunkel davon in den noch vorräthigen Papieren gefunden hat. Es erhellet daraus, was auch Hr. Wiegleb dagegen nur aus bloßer erzwungener Vermutung einwendet, daß Beuther zwar ein hartnäckigter, eigensinniger Mensch, ja gewissermaßen ein Betrüger gewesen sei, der seinem rechtmäßigen Herren, in dessen Gebäude und in dessen Dienst er die Anweisung zu jener Kunst gefunden, hätte gehorsam sein, und die Kunst mittellen müssen; aber es ist auch klar, daß er würklich alchimistische Künste gewust habe, und daß es damit kein Blendwerk gewesen sei, wie Hr. W. uns weiß machen will. Daß er würklich die Kunst verstanden habe, ist um desto gewisser zu glauben, da Kunkel in den Originalakten hievon, noch unter der Hand des damaligen geheimen Sekretarii, einige Anmerkungen gefunden, unter andern: „Ihro Churfürstl. Gnaden „haben mit eigner Hand die Kunst zum fünften male gemacht, und Kordt Heller acht mal," mehreres hievon kann man bei Kunkel am angeführten Orte nachsehen. Dieser Kunkel setzt noch hinzu: „Daß er das Gold ge„liefert, ist aus allen Akten zu sehen, und daß er mit „diesem allen umgegangen sei, hat gleichfals seine „Richtigkeit — nach seinem Tode hat man es nicht „mehr machen können." Der kunkelschen Nachricht

kann

kann man übrigens völligen Glauben beimessen; denn derselbe erhielt ohngefähr 100 Jahre hernach vom Churfürst Geord II, den Auftrag, alle die hieher gehörigen Nachrichten zu sammlen und zu sehen, ob etwa die verlorne Kunst des Beuthers nicht wieder aufgefunden werden könnte. Kunkel hat alsdenn auch verschiedene Versuche, nach denen von Beuther übergebenen Vorschriften, welche noch vorhanden sind, angestellt; welche aber der Hofnung nicht entsprachen. Dis leztere rührt ohne Zweifel daher, weil Beuther in den Beschreibungen dieser alchimistischen Processe viel wichtiges verschwiegen hatte.

§. 76. Die Geschichte des andern Adepten ist ebenfals, laut der kunkelschen Nachricht, welche in dessen chimischen laboratorio befindlich ist, folgende: Im Jahr 1584 überreichte ein aus Italien kommender Deutscher, Namens Sebald Schwärzer, dem Churfürsten ein mit eigener Hand geschriebenes Büchlein, worin er seine Tinktur so wol überhaupt als insbesondere offenbart hatte. Aus dieses Büchleins Vorrede gibt Kunkel am angeführten Orte einen Auszug. In dieser Vorrede sagt Schwärzer unter andern: „Die Bücher, „so wahrhaftig sein, die gehen aus dem rechten Grund „der Wahrheit der ersten Geschöpfe Gottes, denn Gott „hat solches in die Natur gelegt, und ist nicht daß „mans machet, sondern es stekt schon in der Natur, „daß also ein rechter Naturkündiger wol aus allen Mineralien und Metallen die Transmutation kann zuwege bringen, allein alles mit großer Mühe und Arbeit, auch eins viel leichter denn das andre, welches „denn Ew. churfürstl. Gnaden alles forthin erfahren „werden, und auch zum Teil genugsam erfahren habt. „Ew. churfürstl. Gnaden wissen, daß sie mir im Vertrauen sagten, wie sie mancherlei Erzt machen könn-

„ten,

„ten, darauf ich antwortete, mit dem Schwefel und „Salz brächtet Ihr es zu wege. Darauf sagtet Ihr, „daß ich Euch die Wahrheit sagte." Er erbietet sich hierauf, es Sr. churfürstl. Gnaden mit der Handarbeit selber zu zeigen, und ins Werk zu richten — beruft sich auch darauf, daß der Churfürst solches Pulver selbst gesehen, und selbst aufgeworfen habe.

§. 77. Dieses schwärzerische Buch ist, nach Kunkels Aussage, im Original bei dem Hause Sachsen noch vorhanden; Kunkel gibt aber davon, außer der Vorrede, weiter keinen Auszug, sondern sagt am angeführten Orte, es wolle sich nicht gebüren, solche Dinge hier zu entdecken. Vielleicht wünscht aber mancher meiner Leser, hievon etwas näheres zu wissen. Ich habe eine Abschrift von den sämmtlichen Manuscripten der sächsischen Adepten unter der eigenen Hand des Kunkels in Händen gehabt, so wie er solche dem Könige in Schweden Karl XI mit eigenen Anmerkungen mitgeteilt hat; und hievon habe ich dann wieder eine Abschrift genommen. Dieses kunkelsche Manuscript unterscheidet sich sowol an Vollständigkeit, als in der Ordnung, von derjenigen Handschrift, welche sich in der kasselschen Bibliotek von ihm über die schwärzerische Processe befindet, und in der neuesten alchimistischen Bibliotek, und zwar in der zweiten Sammlung abgedrukt ist. Der Titel meines Manuscripts ist: Manuscripta adeptorum saxonicorum. Das erste Stük darin ist betitelt: „Sal metallorum est Lapis philosophorum, „und lehrt aus dem Silber das Salz zu ziehen. Zweitens folgt, wie das rothe Oel aus dem Silber gemacht „wird, so hernach alle Metalle in Gold verwandelt. „Drittens, wie man aus allen Metallen das Salz „machen solle. Hierin hat Kunkel die Wahrheit gesehen „und erfahren, sonderlich aus Eisen und Kupfer.

„Viertens heißt es: Hactenus de Luna & aliis me-
„tallis, quomodo eorum Salia per Calcinationem
„& Sublimationem facienda, sequuntur quaedam
„de auro. Fünftens folgt, wie man das Silber auf
„eine andre Art bereiten soll, daß es den Mercurium
„in Silber figiret, und mit diesem (so sagt Kunkel)
„habe ich oft gearbeitet, und einen feinen Nuzen verspürt.
„Sechstens folgt, was mit diesem herrlichen Salz wei-
„ter zu thun sei. Siebentens, das oleum mercurii
„zu machen. Achtens, das oleum martis zu machen.
„Neuntens folgt, wie man die rechte große Tinktur
„aus obigem Fundament machen soll, und Kunkel be-
„schreibt erstlich, wie es Philosophus Electoris Au-
„gusti selbst übergeben hat, und thut hernach seine eige-
„nen observationes dazu. Die eigenen Worte des Adep-
„ten sind: Nun will ich Ew. churfürstl. Gnaden
„kürzlich offenbaren, wie Ihr die große Tinktur
„machen sollt, davon und mit welcher Ew. churfürstl.
„Gnaden selber tingiret, und also der Sachen
„im Grunde mögen teilhaftig werden, wozu Gott
„fernere Gnad verleihen wolle." Es kommt nun erst
„Praeparatio Aquaefortis & mercurii; dann, wie
„man die Solution der Metallen nehmen soll, ein jeg-
„liches nach seinem Gewicht; ferner die Aquafortprobe;
„wie man das Gold in seinem Gewicht des Wassers sol-
„viren soll; wie der Mercurius muß solvirt werden;
„wie man das Wasser abstrahiren soll; wie man ein je-
„des vor sich selbst und solviren und coaguliren soll, daß
„es ein klar Leichnam werde, so muß es von Gold und
„Mercurio auch verstanden werden, es ist eins; wie
„man die angeschossene Cristallen, jedes vor sich, und
„aus jedem also Gold und Silber und eine Tinktur
„machen soll, wenn man nur particulariter gehen
„wolte. Endlich wie man die drei als Gold, Silber
„und Quecksilber, nachdem sie figirt sind, conjungiren
„könne,

„könne, daß eine vollkommene Tinktur daraus werde;
„zugleich eine Multiplication auf vorigen Rubinstein,
„so ohne Maas tingiret. Zehntens wird noch ein
„Stük geoffenbaret, wozu man mehr Lust und Liebe
„als zu allen andern haben soll, und es sei solches die
„minera philosophorum. Eilftens folgt, wie die
„große Multiplication oder die minera philosophica
„einzurichten und gemacht wird. Zwölftens, wie die-
„ser Calx metalli mit Nuzen kann gebraucht und ewig
„gemacht werden. Dreizehntens, verus & naturalis
„modus faciendi veram Tincturam & mutandi
„omnia metalla etiam mercurium in aurum & ar-
„gentum." Nachdem Kunkel alles nach der schwärze-
rischen Vorschrift hier beschrieben hat, sezt er hinzu,
was er dabei zu erinnern habe, und wie ers ins künftige
anstellen wolle, und sagt: „Dieser obgeschriebener Pro-
„ceß ist, womit ich zehn Mark Silber in Gold tingiret
„habe, und habe solches mit der andern Extraction ge-
„than, zu verstehen, da es zum andernmal die drei
„Wochen war figirt worden. Warum es nicht conti-
„nuirt und öfter geschehen, davon könnte ich viel an-
„führen, Ein jeder, der hinführo über diese Gabe Got-
„tes kommt, der prüfe sich vorerst selbst, hernach be-
„trachte er, unter wen er lebt, wie Gott und sein Wort
„in Acht genommen wird, wie man des Armen Recht
„nicht biegen läßt, und was mehr wider Gott und sein
„Wort läuft, so der diesem entgegen arbeiten will, und
„gedenkt, man wüste, es könnte nicht fehlen, Gott ver-
„ändre die Natur nicht weder um der bösen oder guten
„Menschen willen, der wird erkennen müssen, daß Gott
„1000 sonderliche Wege hat, ihn davon zu verhindern,
„als da ist Krankheit, Verfolgung und allerhand Mit-
„tel, worauf der Mensch nicht gedenket; ja es kann ein
„gering Ding in Labore kommen, da man sich nicht
„vor hütet, und doch so einfältig ist; daß, wann Gott

„die Augen des Verstandes öfnet, man bei sich geden„ket: wie bist du so dumm gewesen, das hat ja wol ein „Kind gedenken können u. s. w." Er sezt noch ein Bedenken über gedachten Proceß besonders hinzu, und teilet „Vierzehntens einen Bericht des Schwärzers mit, „wie alle Metalle in oleo vitrioli zu solviren und zu „machen sein zum Vitriol jedes nach seiner Art. „Funfzehntens folgt ein herrlicher und wahrhafter Pro„ceß, Quecksilber in Gold zu tingiren aus vorigem Fun„dament." Dieser wird weitläuftig beschrieben, und mit kunkelschen Anmerkungen begleitet. Kunkel versichert, daß alles den Worten nach richtig gehe, und es wären nur hie und da Zweideutigkeiten, welche er aber erklärt. „Sechszehntens folgt, wie der Adeptus des Churfür„sten zu Sachsen Augusti Gemalin das oleum vitrioli „recommendirt hat." Solches wird mit seinen Tugenden beschrieben, und mit Noten von Kunkel begleitet. „Siebenzehntens: Ein wahrhaftig Geheimnis, wie „es Churfürst Christian I gearbeitet, und vom Adepto „in ein silbern Büchlein geschrieben ist." Hiebei ist wieder eine Anmerkung von Kunkel, worin er sagt, daß er diesen Proceß nie vorgenommen habe, weil bei dessen Ausarbeitung Lebensgefahr sei. „Achtzehntens wird „beschrieben, wie die große Universaltinktur aufs subtil„ste zu machen, und der Churfürstin vom Adepto ge„wiesen und aufgeschrieben worden." Kunkel sezt hinzu: dieser Proceß war mit eigener Hand vom Adepto in der Churfürstin ihr Buch geschrieben; aber nachfolgender war wohl verwahrt zweimal, einer in der geheimen Kanzlei, der andre vom Churfürsten im Archiv versiegelt beigelegt, und war der lezte mit zweierlei Hand geschrieben, vielleicht damit einer nicht abschreiben und alles erfahren solte. — Nun gibt er „Neunzehntens „Nachricht, wie das Gold aus seiner Malleabilität zer„störet und zerbrochen, wieder in seine erste Materie

„soll

„soll gebracht werden, nämlich in seinen Schwefel, „Salz und Merkurius, das ist Seel, Geist und Leib." Dieses ist weitläuftig beschrieben, und mit Anmerkungen von Kunkel begleitet, welcher noch hinzusezt, es sei mit dem Daumenring des Churfürsten Augusti diese Nachricht versiegelt worden, welcher dabei geschrieben hätte: Gott der allerhöchste regiere aller Herzen, daß es zu seiner Ehre bei unserm Hause stets bleiben möde, dazu gebe Gott seine Gnade. „Zwanzigstens „folgt die Austeilung eines Probiergewichts, daß du zu „einem Teil der Tinktur 1024 Teile bringen kannst." Mit kunkelschen Noten. „Zum ein und zwanzigsten „ist beschrieben, wie die Tinktur auf menschliche Leiber „soll gebraucht werden zum langen Leben und stetswäh„render Gesundheit und zu Vertreibung aller Krankhei„ten." Auch hiebei hat Kunkel Anmerkungen gemacht. „Es wird auch zugleich Anweisung gegeben, die schlech„ten Metalle zu purgiren mit andern hiehergehörigen „Dingen, besonders von der Mercurification der Me„talle." Diese Anweisungen rühren teils ursprünglich von dem sächsischen Adepten, teils von Kunkel her. „Lezterer macht endlich den Beschluß mit der Anwei„sung, Rubinglaß und andre gefärbte Gläser zu ver„fertigen."

§. 78. Kunkel erzält in dem schon einige mal angeführten chimischen Laboratio, daß im folgenden Jahre, als Schwärzer sein Buch übergeben hatte, am 5ten May eine Versuchprobe gemacht sei, womit drei Mark Quecksilber in fein Gold tinairet worden. Der Churfürst habe einer Gräfin von Hallach, welche dabei gewesen, acht Loth von solchem Golde geschenkt. Diese Tinktur habe in der Kraft ausgetragen 1024 Teile. Es habe Schwärzer auch ein Partikular angegeben, dadurch sie alle Tage zehn Mark rheinisch Gold

gemacht. In den Tageszetteln habe er, Kunkel, gefunden, daß sie keinen Tag, als den Sonntag und Festtage, ausgesezt hätten. Ferner habe er gefunden, daß da geschrieben wäre: Dieser Zahn Goldes ist dazu genommen, so aus dem Mercurio tingiret worden, und auf der Tafel gelegen, und so viel Mark gewogen hat. Dieses Partikular ist, nach der Kunkelschen Aussage, in solcher Menge getrieben worden, „daß die damalige „Churfürstin, welche man die Mutter Anna genennt, „und aus dem königl. Hause Dännemark war, eine „solche Anstalt auf ihrem Leibgedinge zu Annaberg ge„macht, daß es zu verwundern ist; wie denn ein der„gleichen laboratorium in ganz Europa nicht zu finden „ist. Sie hat zu dieser Arbeit in dem Fasangarten, auf „mehr als 2000 Schritt ins Gevierte, vier große Oefen, „nebst vielen kleinen, in den Wall legen und mit einem „Wassergraben herumleiten lassen, welches Wasser sie „auf eine ganze Meilweges hergeführet hat." Kunkel beschreibt noch mehr ungeheure Anlagen, welche dieses Partikulars wegen gemacht worden sind, obgleich die gedachte Churfürstin sonst außerordentlich sparsam in andern Dingen gewesen. Die Trümmer vieler dieser Oefen und Gebäude hat Kunkel zu seiner Zeit noch angetroffen, und sind ohne Zweifel auch jezt noch vorhanden. Er sezt ferner hinzu, „daß der Churfürst August „diese große Gabe Gottes nicht länger als zwei Jahr „genossen habe, indem er 1586 den 11ten Februarii „gestorben. Ihm hätte dessen Herr Sohn, Churfürst „Christian der erste, succedirt, welcher dieses Werk „dergestalt fortsezte, daß er, außer Aufrichtung der „großen Gebäude, nämlich des kostbaren Stalls und „Zeughauses, viele Millionen an Golde hinterlassen. „Die Arbeitsleute wurden alle Sonnabend mit lauter „rheinischen Gulden ausgezalet, darüber sie sich sehr „beschwerten, daß man denen Reichen Scheidemünze

„gäbe,

„gäbe, und die Armen das Gold annehmen müsten."
Er sagt auch, es habe eine alte Jungfer, welche die Tochter des churfürstlich-Augustischen Sekretärs Jänischen gewesen, und bei welcher er in Dresden gewohnt hätte, ihm viele Specialia, welche sie in ihrer Kindheit von diesen Sachen gehöret, erzälet. Noch sezt er folgendes hinzu: „daß viele Millionen nach Christians „Tod an rheinischen Gülden, Dukaten und Doppeldu„katen dagewesen sind, zeiget ein Buch in Folio, so zu „meiner Zeit in einem Cypressenkasten, mit Sammt „überzogen, in dem churfürstlichen Kabinet auf dem „Probiersaale gelegen, welches der damalige Administra„tor nach des Churfürsten Christians des ersten Abster„ben empfangen. Solches zeigte mir einstens der hoch„seel. Churfürst Johann Georg II, mein damaliger gnä„diger Herr, mit diesen Worten: Kommt Kunkel, hier „will ich euch etwas weisen, damit ihr sehen solt, daß es „meine Vorfahren gehabt, auf daß ihr desto emsiger „darnach zu trachten Ursach haben und fleißig sein mögt, „wie wir das gnädige Vertrauen zu euch haben. Der „damalige Geheimde-, auch Renten- und Jagdsecreta„rius muste die Summe von Blatt zu Blatt hersagen, „und da die Latera zusammengezogen waren, sagte er: „Gnädigster Herr, aussprechen will ich es wol, aber in „Empfang möchte ich es nicht nehmen, das getraue ich „mir nicht. Darauf sagte der hochseelige Herr: Es „wollen meine & cet. sagen, das Gold könnte einge„wechselt worden sein; aber so wahr ein Gott lebet, „wenn das Gold hätte sollen eingewechselt werden, so „wäre es nicht möglich, daß ein einziger Silbergroschen „im ganzen Churfürstenthum hätte übrig bleiben können. „Wer curieus ist, und Patronen hat, der möchte die„ses Buch wol noch zu sehen bekommen, aber einem je„den wird es nicht gezeigt. Nun finden sich noch zwei „Bücher in 16, mit Silber durchschossen und mit grü-

„nem Sammt untergelegt, mit kleinen Schlössern ver„schlossen. Das eine ist vom oberwähnten Sekretär „(Jänisch), der auch noch bei dem Churfürsten Chri„stian I gewesen, gar zierlich geschrieben, das andre „aber von Sebald Schwärzer, welcher auf solche „Weise darin den Anfang gemacht: Weil aus gewissen „Ursachen meines gnädigsten Churfürsten und Herrn „Hand auf die Seite geschaft worden, so habe ich es „hieher verzeichnen müssen, und stehet in demselbigen „Proceß: daß, wenn dieses in der Sublimation stehet, „so sollen die Herren nicht dabei gelassen werden, auf „daß, wenn etwan das Glas zerspringen möchte, ihnen „nicht ein Schaden geschehe. An dieser Arbeit ist alles „gelegen, und habe es über funfzehn mal gemacht, ehe „es geschehen, daß es halb fertig ist, und man hat einen „Anfang zum großen Werk. Diese beiden Bücher ge„hen aus dem Vitriol, und haben keine Gemeinschaft „mit den andern. Aus dem einen habe ich die Wahr„heit gesehen, wiewol nicht ganz ausgearbeitet, bin „auch niemals durch Verfolgung, Krankheiten und Wi„derwärtigkeit unglüklicher gewesen, als wenn ich die„sen Proceß mit Ernst vornehmen wollen. Es ist alles „also Gottes Wille.“ Hernach erzälet Kunkel, woher es möglich gewesen, daß diese Wissenschaft von dem Hause Sachsen ganz habe wegkommen können. Seine Gründe mag man selbst am angeführten Orte, nämlich im 3ten Teil seines Laboratorii chimici, nachlesen, wo man alles sehr natürlich finden wird. Er gibt noch von verschiedenen hieher gehörigen Dingen Nachricht, und schließt endlich, man könne hieraus sehen, daß die Verwandlung der Metalle eine gewisse und wahrhafte Kunst sei, obgleich etliche aus grober Unwissenheit solche leugnen; gibt dabei auch Rechenschaft von seinen eigenen Begebenheiten, und auf welche Weise er in sächsische Dienste als Direktor des Laboratorii gekommen.

Aus

Aus allem erhellet, daß die schwärzerische Geschichte, nach der kunkelschen Erzälung, gegründet, und würklich zu den Zeiten der obbenannten Churfürsten am sächsischen Hofe wahrhaftes Gold gemacht sei. Es ist auch noch eine alte Nachricht vorhanden aus dem Tagebuche des Churfürsten Christians, welche Kunkel aufbewahrt, und der Abschrift des schwärzerischen Processes beigefügt hat, welcher sich in der kasselschen Bibliotek befindet: „Daß gedachter Churfürst am 21ten November 1586 „die schwärzerische Tinktur angefangen, und am 16ten „März 1587 vollendet habe, worauf am 2ten May etliche Centner Silber damit in Gold tingiret worden." Man sehe hievon die neue alchimistische Bibliot. Samml. II. Seite 125 u. s. w. Selbst Kunkel hat, wie er hin und wieder versichert, die schwärzerischen Vorschriften, so viel er deren befolgen können, wahr befunden. Man findet übrigens von diesem Schwärzer, so wie überhaupt von der ehmaligen Goldmacherei am sächsischen Hofe, noch manche Nachricht in Creilings Ehrenrettung der Alchimie. Von Schwärzern weiß man aus obigen Nachrichten, daß er nach dem Tode Christians des ersten zum sächsischen Herren Administrator gekommen sei, und denselben gefragt habe: wie es ferner mit ihm und seinen Leuten werden solte? worauf er vom Herrn Administrator zur Antwort bekommen: Ich habe anjezo mehr zu thun, als an eure Bärnheuterei zu denken. Hierauf hat Schwärzer seufzend erwidert: Man wird hinführo bei dem Churhause Sachsen Laternen anstecken, und solche Bärnheutereien suchen und nicht finden. Er hat sich hernach in Kaiser Rudolphs Diensten begeben, ist von demselben im Adelstand erhoben und zum Berghauptmann im Joachimsthal gemacht worden, woselbst er, wie die Joachimsthalsche Chronik zeuget, auch im Jahr 1601 gestorben ist. Seine alchimistische Kunst soll er in Florenz

und Venedig, besonders bei einem D. Puti, gelernet haben.

§. 79. So wichtig und so sehr erwiesen diese ganze Geschichte auch ist, so bemühet sich doch Hr. Wiegleb die Wahrheit derselben zu entkräften, und zu zeigen, daß alles, was mit Schwärzern etwa vorgegangen sein möchte, Blendwerk und Betrug gewesen sei. Vorab sucht Er das Zeugnis des Kunkels verdächtig zu machen. „Er hält ihn in diesem Stük für nichts mehr „und nichts weniger, als für einen solchen, dem schon „früh der Kopf von der eingebildeten Goldmacherkunst wo „nicht verschoben, doch wenigstens angefüllt worden sei. „Da er nun vollends von den Churfürsten Joh. Ge„org II. und III, zum Direktor des sächsischen laborato„rii angestellt worden; so wäre er für diese Sache höchst „eingenommen und folglich der partheiischste Zeuge, der „nur sein könnte.“ Es würde höchst überflüssig hier sein, einen Mann wie Kunkel zu verteidigen, der zu seiner Zeit einer der größten Chimisten war; der bei Königen und großen Fürsten in solchem Ansehen stund, daß ihn jeder gerne in seinem Dienste haben wolte; der seiner großen Verdienste wegen in den Ritterstand erhoben wurde; der Mitglied der Geselschaft der Naturforscher, dieser berühmten gelehrten Societät war, in welcher er den auszeichnenden Namen Hermes erhielt; der so viele nüzliche Stücke in der Glaskunst und sonsten noch erfand; dessen viele Schriften nichts weniger, als einen durch leere Einbildungen angefüllten Kopf zeigen; der auch überall in seinen Schriften treu und aufrichtig zu Werke geht, auch in der schwärzerischen und beutherischen Geschichte sich auf archivarische und sichere Urkunden überall beruft; der auch, wie Hr. Wiegleb selbst eingestehen muß, ein guter fleißiger Arbeiter war; der von vielen andern gelehrten Chimisten sehr gerühmt wird,

wird, obgleich er freilich als Selbstdenker nicht an die scholastischen Begriffe in der Chimie sich fesselte, sondern der Natur und Erfahrung treu folgte. — Ein solcher Mann wird dann doch wol Glauben verdienen, wenn er etwas erzält, wovon noch jezt im sächsischen Archiv die Beweise vorhanden sind!! Es ist bekannt, und ich habe es oben schon erinnert, daß er vom Churfürsten Joh. Georg II. die Erlaubnis und den Befehl erhalten hatte, alle hieher einschlagende Nachrichten aufzusuchen, und das nötige davon bekannt zu machen. Solte Er es wol haben wagen dürfen, die Unwahrheit zu schreiben, da er bei jeder Gelegenheit selbst den Churfürsten nennt, welcher ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, und von ihm glaubte, daß er fähig sei, die verlorne Kunst wieder zu herstellen? Würde ihm nicht öffentlich widersprochen sein, wenn Er irgendwo nicht die strengste Wahrheit in der Mitteilung seiner Nachrichten beobachtet hätte? Wie läßt sich also von ihm eine Parteilichkeit denken? Daß er die Möglichkeit des Goldmachens glaubte, war ihm nicht zu verargen, denn er hatte davon selbst überzeugende Beweise mit Augen gesehen und erfahren; jedoch zeigen seine Relationen und Anmerkungen, welche die schwärzerischen Handschriften betreffen, daß er gar nicht leichtgläubig war, sondern alles erst genau prüfte und untersuchte, ehe er urteilte. Hr. Wiegleb irret also recht sehr, wenn er glaubt, die schwärzerische Geschichte dadurch vorerst verdächtig zu machen, weil ein Kunkel von Löwenstern sie ausführlich erzälet hätte. Ich werde unten §. 90. noch einige Schriftsteller ohnehin zum Ueberflus anführen, welche die schwärzerische Geschichte ebenfals melden.

§. 80. Hr. Wiegleb wendet sich hierauf zur Beleuchtung der Geschichte selbst, und sagt: „Im

„16ten

„16ten Jahrhunderte hätte die alchimistische Seuche am „stärksten Ueberhand genommen, und die fürstlichen „Höfe wären damit vorzüglich befallen worden. Daher „wären die Lehrmeister der Kunst daselbst günstig auf„genommen. Es sei also nicht zu verwundern, daß, da „Churfürst August ein Liebhaber aller natürlichen „Wissenschaften, insbesondere aber der Arzneikunst „und Chimie gewesen, sich auch die herumschwärmen„den Alchimisten bei ihm eingestellt, und ihm ihre Ein„bildung vorgebracht hätten. Unter diese Art Men„schen nun hätte auch Schwärzer gehört, welcher an „diesem Hofe Beuthers erledigte Stelle gerne wieder „habe besezen wollen." Antwort: Wahr ist es, daß um diese Zeit die Alchimie ein Modestudium war, besonders bei Fürsten und großen Herren. Die Geschichten zeigen aber auch, wie vorsichtig dieselben in der Aufnahme der Adepten zu Werke gegangen sind, um desto mehr, da sie meistens selbst Känntnisse in diesem Fache der Wissenschaften besessen, und also leicht die Betrüger von den ächten Alchimisten unterscheiden konnten. Churfürst August war, wie die sächsische Historie bezeuget, ein gelehrter Herr, und in der schwärzerischen Geschichte ist es klar, daß er selbst ein praktischer Chimist, und nicht bloß Dilettant war. Bei ihm wäre also ein Betrüger grade am unrechtesten Orte angekommen, weil er allen möglichen Grund gehabt hätte zu befürchten, daß er bald entdeft, und ihm die Larve abgezogen werden würde. Die beuthersche Begebenheit war noch im frischen Andenken, und an dessen Schiksal konnte sich ein jeder, selbst ein Adept, spiegeln, der nicht aufrichtig zu Werke gehen wolte. Schwärzer konnte dessen erledigte Stelle nicht wünschen, weil er ja wuste, wie schlecht es demselben gegangen. Schwärzer hat auch, so viel die Geschichte sagt, gar nichts vom Churfürsten zur Belonung verlangt, sondern war unei-

gen-

geennützig, und bot ihm freiwillig seine Geheimnisse an. Dieser muste auch von seiner Aufrichtigkeit, Treue und Liebe zum Wohl des sächsischen Hauses völlig überzeugt sein, weil er ihm vollkommne Freiheit ließ, und ihn nie mittelbar oder unmittelbar hat bewachen lassen. Da auch Schwärzer sieben ganze Jahre lang am sächsischen Hofe gewesen, so würde wol in dieser Zeit sein Betrug an den Tag gekommen sein, wenn er ein Betrüger gewesen wäre. Aber nein, er blieb beständig in der Gnade seiner Herren, weil dieselben durch ihn reich gemacht wurden, und da man einmal von seiner Aufrichtigkeit und Geschiklichkeit überzeugt war, so hat man nachher nie daran gezweifelt. Es fällt also hiemit aller Verdacht einer vorgehabten Betrügerei von Seiten des Schwärzers sowol, als auch eines erlittenen Betrugs von Seiten des Churfürsten weg.

§. 81. Von der oben erzälten, am 5ten May angestellten Probe, wobei 3 Mark Silber in Gold verädelt worden, urteilt Hr. Wiegleb: „daß dabei ein Betrug geschehen, und es Schwärzern leicht sein können, dem guten Churfürsten einmal auf diese Weise „eine kleine Freude zu machen." Da der Churfürst, wie schon oben gesagt ist, selbst ein Chimist war; so würde es gewis nicht leicht gewesen sein, ihn zu betrügen. Vielmehr wird, da in seiner eigenen Gegenwart der Versuch gemacht wurde, dabei alle mögliche Vorsicht gebraucht sein. Von Kosten, welche der Churfürst aufgewandt haben solte, liest man übrigens in der schwärzerischen Geschichte nichts, man sieht also nicht, warum Schwärzer demselben zur Wiedervergeltung eine Freude solte gemacht, und das Gold aus seinem eigenen Beutel hergegeben haben. Die Oefen und sonstigen Werkzeuge, welche zur Alchimie erforderlich sind, waren gewis schon von Beuthers Zeit noch vorhanden,

so

so daß es nicht nötig war, aufs neue kostbare Anstalten zu machen. Da nun aus der von Kunkel im Archiv gefundenen Nachricht es gewis ist, daß am benannten Tage die Versuchprobe nach der schwärzerischen Vorschrift glüklich gemacht worden, und sogar der Rechenmeister die Kraft der Tinktur zu 1024 Teilen berechnet hat; so ist es auch gewis, daß das herausgekommene Gold nicht allein ächt und gut gewesen; sondern auch nicht betrüglicher Weise unterschoben sei. Da auch nachher nach der schwärzerischen Anweisung mehrmals Gold in großer Menge gemacht worden ist, welches von Schwärzer unmöglich hat unterschoben werden können; so läßt sich ohnedem nicht einmal vermuthen, daß die Versuchprobe allein durch Betrug solte gemacht sein.

§. 82. Von dem schwärzerischen Partikular, womit er täglich 10 Mark Goldes zu liefern versprochen, sagt Hr. Wiegleb: „Daß zwar Schwärzer ein solches „angegeben haben könne, es ließe sich aber nicht bewei„sen, daß die Ausarbeitung würklich so geschehen sei.“ Allein Kunkel sagt ja ausdrüklich: Schwärzer hat auch ein Partikular angegeben, dadurch sie alle Tage 10 Mark rheinisch Gold gemacht, und er habe in den Tagezetteln gefunden, daß sie alle Tage, Sonn- und Festtage ausgenommen, damit continuirt hätten. Imgleichen dieses Partikular sei in solcher Menge getrieben worden, daß die Churfürstin Anna davon eine solche Anstalt zu Annaberg gemacht, daß es zu verwundern wäre u. s. w.

§. 83. Hr. Wiegleb fragt ferner: „Woher „wuste Kunkel, daß dieses Partikular so stark getrieben „sei?“ Antwort: Aus eben der Quelle wuste er dieses, aus welcher er die andern Nachrichten hatte, nämlich

aus den chimischen Tagebüchern des Churfürsten, und den andern vorhandenen archivarischen Urkunden, imgleichen aus den großen Kosten, welche die sonst sparsame Churfürstin auf die Erbauung der chimischen Werkstätte gewandt hatte. Dieses leztere läßt ja augenscheinlich vermuthen, daß sie sichere Mittel gewust habe, jene große Kosten wieder herauszubringen.

§. 84. Hr. Wiegleb will auch einen Beweis des Betrugs auf Seiten des Schwärzers daher leiten, „weil dieser in einem von den beiden Büchern, deren Kunkel erwähnt hat, den Anfang mit folgenden „Worten gemacht habe: Weil aus gewissen Ursachen „meines gnädigsten Churfürsten und Herren Hand „weggethan worden, so habe ichs hieher verzeichnen „müssen. Er verlangt, daß Schwärzer diese Ursachen „hätte anführen sollen, und meint, daß er solche dar„um verschwiegen hätte, weil dasjenige, was der Chur„fürst geschrieben, vielleicht zu Schwärzers Nachteil „gereicht haben möchte." Die Mattigkeit dieses Einwurfs ist augenscheinlich. Können nicht hundert andre Ursachen vorhanden gewesen sein, warum des Churfürsten eigene Handschrift damals auf Seite geschaft worden? War solche vielleicht zu unleserlich? War sie zu fehlerhaft geschrieben? War sie vom Churfürsten mit eigenen gelehrt sein sollenden Anmerkungen begleitet? War vielleicht das nötigste und wichtigste darin ausgelassen? Dieses leztere ist besonders wahrscheinlich, weil gleich nach obigen Worten Schwärzer in seiner Schrift sagt: „Wenn dieses in der Sublimation steht, so sol„len die Herren nicht dabei gelassen werden, auf daß, „wenn etwa das Glas zerspringen möchte, ihnen kein „Unglük geschehe. An dieser Arbeit ist alles gelegen „u. s. w." Daß die Wegschaffung der churfürstlichen Handschrift, wenigstens nicht heimlich, sondern mit

Wissen

Wissen und Willen des Churfürsten geschehen sei, beweiset der Zusammenhang der ganzen Erzälung.

§. 85. Was sonst Hr. Wiegleb von den schwärzerischen Arbeiten noch sagt, läuft alles auf die vorgefaßte Meinung heraus, daß derselbe ein Betrüger gewesen sei. Hr. W. bringt keinen einzigen Beweis davon bei, und behilft sich mit bloßem Vielleicht, bei den ihm angedichteten Kunstgriffen. Ich kann solches deswegen ohne Nachteil unbeantwortet übergehen. „Wenn er aber die vom Churfürsten Christian nachgelassene viele Millionen an Goldstücken nicht als einen „Beweis gelten lassen will, daß derselbe die Goldmacherkunst getrieben;" so kann man billig fragen: woher hat gedachter Churfürst das Gold alle erhalten? Daß das Gold würklich nach Christians Tode vorhanden gewesen sei, beweiset das oben angeführte Buch, welches Churfürst Joh. Georg II. dem Kunkel gewiesen, und worin eine solche Summe Goldes verzeichnet gewesen, daß der damalige Sekretär, welcher die Summe von Blatt zu Blatt vorsagte, sagte: Gnädigster Herr! aussprechen will ich es wol, aber in Empfang möchte ichs nicht nehmen. Ferner beweiset es die Aeußerung des gedachten Churfürsten Joh. Georgs II gegen Kunkel: Es wollen meine ꝛc. sagen, das Gold könnte eingewechselt worden sein, aber so wahr Gott lebet! wenn das Gold hätte sollen eingewechselt werden, so wäre es nicht möglich, daß ein einziger Silbergroschen im ganzen Churfürstentum hätte übrig bleiben können. Dieser Churfürst wird ja auch ohne Zweifel die Umstände seines Vorfahren gekannt und gewust haben, woher das Gold gekommen sei, und daß solches nicht, wie ohnedem unwahrscheinlich ist, aus der Verlassenschaft des Churfürsten Augusts hergerührt habe, wie solches Hr. Wiegleb meinet. Und gesezt, es wäre unter diesem

sem Golde vieles aus Augusts Nachlassenschaft gewesen; so ist ja bekannt, daß diesem August eigentlich von Schwärzer das Geheimnis zuerst übergeben worden, und da er erst im Jahre 1586 gestorben, so hat er ja noch zwei Jahre lang, oder wenigstens ein Jahr, die Früchte der schwärzerischen Goldmacherkunst genießen, und das Gold sammlen können. Der Reichtum des Churfürsten Augusts wäre also noch ein Beweis mehr von der Wahrheit und Einträglichkeit der schwärzerischen alchimistischen Kunst. Kunkel sagt: „Daß von diesem „Reichtum so viel Rechenknechte, teils auf Pergament, „teils auf Papier geschrieben und eingebunden vorhan„den wären, daß keiner im Stande sei, selbige zu tra„gen." Imgleichen versichert Kunkel, „daß wenn ei„ner nur die Linien in diesen Rechenknechten nachziehen „wollte, so würde er in einem Jahre nicht fertig wer„den, geschweige alle Ziefern schreiben können, welche „sich darin befinden." Man sehe hiervon den schon mehrmals angeführten Ort im kunkelschen Laboratorio chimico. „Daß zu Christians Zeiten am sächsischen „Hofe (wie Hr. W. sagt, und daraus beweisen will, „daß derselbe nicht reich gewesen, folglich kein Gold ha„be machen können), über Schuldenlast solte geklagt „sein, wie solches aus den Landtagsverhandlungen vom „Jahr 1592, 1595 und 1601 erhelle;" solches ist nicht zu glauben. Denn Churfürst Christian hatte ja, wie die sächsische Geschichte meldet, und Hr. Wiegleb selbst eingesteht, 17 Millionen von seinem Vorfahren geerbt. Dieses Gold konnte ja so geschwinde nicht verzehret werden, zumal Christian weder Kriege zu führen, noch sonstigen außerordentlichen Aufwand zu machen, nötig hatte, und was die Landtagsverhandlungen, und die angebliche Erwehnung der Schulden in denselben betrift, so gingen solche, allem Anschein nach, nicht sowol den Hof und Churfürsten selbst, als vielmehr

das Land an, welches vermuthlich noch die Erschöpfungen empfand, die die ehemaligen Kriege verursacht hatten.

§. 86. Da auch Kunkel noch folgendes erzählt: „Ich habe aus dem Munde des Churfürsten Joh. Ge„org I gehört, daß er diese Worte sagte: daß man es „machen kann, weiß ich wol, wie man es aber machet, „weiß ich nicht;" Imgleichen: „Es hat mir ein alter „Münzmeister erzählt, daß dieser Churfürst im wäh„renden 30 jährigen Kriege einstens mit einem Pagen „in die Münze gekommen, und ein Stük Gold von „hundert Dukaten mitgebracht habe, um Dukaten „daraus münzen zu lassen, und dabei gesagt: das habe „ich mit meiner Hand tingiret" u. s. w.; so muß auch dieses Zeugnis, imgleichen die Erzälung der oben gedachten Jungfer Jänischen, wenn man sie mit den übrigen Zeugnissen und Beweisen vereinigt, klar darthun, daß es mit der damaligen Goldmacherei am sächsischen Hofe seine völlige Richtigkeit gehabt habe. Obgleich nun Hr. Wiegleb haben will, „daß aufs strengste bewiesen wer„den müsse, daß nicht der Churfürst durch einen Be„trüger hintergangen sei;" so kann man doch mit mehrerem Rechte von Hr. Wiegleb fordern, daß Er seinerseits aufs strengste beweise, daß würklich Schwärzer ein Betrüger gewesen sei; denn ihm, als dem bejahenden Teile, liegt der Beweis ob, nicht aber dem verneinenden Teile, und zwar nach den Regeln einer gesunden Logik V. R. W. Diesen Beweis wird aber Hr. W. nie führen können, da hingegen alle Umstände das Widerspiel seiner Behauptung zeigen.

§. 87. Ferner erzält Kunkel, „daß er die ei„genhändigen Nachrichten des Churfürsten August gefun„den, daß man damals nicht recht gewust habe, wie

„man

„man das Gold in eine bequeme Münze bringen sollen, „weil es in der Beschickung nicht einmal wie das andre „herausgekommen sei, auch daß sie zuweilen ein ander „tingirtes Gold aus dem Mercurio hätten zusezen müs„sen, daher dann die Rechenknechte auch so viel tausend„mal wären verändert worden, daß es niemals so her„ausgekommen sei, sondern man habe es ohne fernere „Rechnung finden können. Es stünde allemal so viel „Carat gelb, so viel weiß, so viel roth, muß haben so „viel u. s. w." Weil dieses nun nichts anders sagen will, als daß das Gold von der schwärzerischen Fabrik nicht jedesmal von gleicher Güte gewesen, sondern daß man manchmal Abscheidungen und Zusäze habe vorneh-men müssen; so will Hr. Wiegleb hieraus auf einen Be-trug des Schwärzers schließen. Er bedenkt aber nicht, daß bei Metallscheidungen überhaupt es gar nichts selte-nes sei, daß sich im Gehalt der Metalle ein Unterschied befinde. Genug! das durch die schwärzerische Arbeiten erlangte Produkt war Gold und zwar bald reiner, bald mehr mit andern Stoffen vermischt, je nachdem etwa reines oder unreineres Silber dazu gebraucht, oder auch vorsichtig und weniger vorsichtig bei der Arbeit verfah-ren wurde. Immer kam doch Gold heraus, folglich leistete Schwärzer, was er versprach, und war kein Be-trüger.

§. 88. Noch machet Hr. Wiegleb einen, nach seiner Meinung, wichtigen Einwurf gegen die Geschichte der schwärzerischen Goldmacherkunst. Er sagt: „Kein „einziger sächsischer Geschichtschreiber melde, daß die „17 Millionen, welche Churfürst August hinterlassen „hatte, durch die schwärzerischen Arbeiten erlangt wären, „obgleich sie der alchimistischen Arbeiten dieses Herrn er„wähnten; die sichersten von ihnen sagten vielmehr ein„stimmig, daß die Schäze der Bergwerke und die gro-

„ße Sparsamkeit dießes Herren der Grund davon gewe„sen wären.“ Antwort: Nach dem eigenen Geständnis des Hr. Wieglebs, reden doch viele dieser Geschichschreiber von den alchymistischen Arbeiten des gedachten Churfürsten Augusts. Hiezu kommt noch das eigene Geständnis dieses Churfürsten, welches sich in seinen Briefen, welche Pfeifer herausgegeben hat, Seite 222 und 227 befindet. Hier bezeugt er von sich, daß er aus Silber Gold machen könne. Dieses ist hinreichend zu beweisen, daß er die Goldmacherkunst verstanden habe. Jedoch hat man nicht nötig anzunehmen, daß grade alle 17 Millionen blos und allein durch diese Kunst erworben wären. Dieses wird ja auch nicht behauptet, vielmehr ist es glaublich, daß er einen großen Teil solches Geldes durch Sparsamkeit und aus andern Quellen erhalten habe, weil doch seine alchimistischen Arbeiten mit Schwärzern nur höchstens zwei Jahre lang dauerten, indem er bald starb. Auch ist in der kunkelschen Erzälung nicht eigentlich vom Churfürst August, sondern ausdrücklich von Christian dem ersten die Rede, welcher, ohngeachtet seiner vielen Ausgaben bei der Aufrichtung der großen und kostbaren Gebäude, dennoch viele Millionen an Gold hinterlassen, welches Gold zu seiner Zeit so gemein gewesen, daß die Arbeiter sich über dasselbe und über den Mangel der Scheidemünze beschwerten. Auch das obenerwähnte Buch in Folio, worin die ungeheure Geldsummen verzeichnet waren, ging nicht den Goldvorrath des Churfürsten Augusts, sondern Christians an; als welcher lezterer bis an seinen Tod im Jahr 1591, folglich fünf Jahre lang, die Frucht der schwärzerischen Kunst einerndten konnte, da hingegen August schon im zweiten Jahre, nach der Erscheinung des Schwärzers am sächsischen Hofe, starb. Was übrigens Hr. Wiegleb von der Ergiebigkeit der sächsischen Bergwerke weitläuftig anführet, solches betrift

trift gar nicht die Zeit der Regierung der Churfürsten Augusts und Christians; sondern die Regierungszeit der Churfürsten Ernsts und Friederichs des Weisen. Zur Zeit des ersten, besonders im Jahre 1477, waren, nach anderweitigen historischen Nachrichten, die sächsischen Bergwerke, besonders das Bergwerk zu Schneeberg sehr ergiebig; auch am Ende des gedachten Jahrhunderts unter der Regierung Friederichs des Weisen gaben noch so wol die alten, als auch einige neue Bergwerke, viele Ausbeute, welche aber nach und nach verringert wurde. Daß der große Reichtum Augusts und Christians fast hundert Jahre hernach von den Bergwerken nicht hergerühret habe, läßt sich auch noch daraus beweisen, weil ausdrüklich erwehnet wird, daß derselbe in Gold, in Gold sage ich, und nicht in Silber bestanden habe; dieses viele Gold konnte aber aus den Silberbergwerken nicht gegraben sein. Es konnte auch nicht wol von Ernsts und Friederichs des Weisen Zeit herrühren, weil die bald nachher erfolgten heftigen und kostbaren Religionskriege gewis die gesammleten Vorrathsschäze auffraßen; so daß August, als er im Jahre 1553 zur Regierung kam, von dem ehemaligen Gelde des Ernsts und Friederichs nicht viel mehr fand.

§. 89. „Selbst der Abschied, welchen Schwärzer von dem Herzoge Fried. Wilhelm, als Administrator der Chur, nach Christians Tode erhalten, „wird von Hr. Wiegleb als ein Beweis gegen Schwärzer gebraucht. Er meint, wenn Schwärzer ein so „wichtiger Mann gewesen wäre, so würde ja der Administrator nicht so unvorsichtig gewesen sein, demselben „den Abschied zu geben." Auf diesen Einwurf hat Kunkel in seiner Erzälung schon zum Teil geantwortet, welchen man darüber im oft angeführten Laboratorio chimico nachlesen kann. Die vielen Verwirrungen,

 wel-

welche gedachter Herzog bei Uebernehmung der Verwaltung, teils in andern, teils in Religionssachen fand, worunter vorzüglich die Untersuchung der bekannten vom D. Crell angesponnenen Streitigkeit gehöret; dann auch die Ausschweifungen, zu welchen dieser Herr geneigt war, machten ihn zuweilen unaufgeräumt zu andern Dingen. Ohne Zweifel grade in einem Anfall von übler Laune fragte ihn Schwärzer, wie es ferner mit der alchimistischen Arbeit sollte gehalten werden? Der Administrator antwortete: Ich habe anjezo mehr zu thun, als an eure Bärenheuterei zu denken. Diese Antwort zeigt schon, daß der Herr damals mit andern nötigen Sachen beschäftigt gewesen sei, worin er nicht gerne gestört sein wollte. Obgleich sie aber einen mürrischen Ausfall verräth, so ist sie doch kein eigentlicher Abschied, vielweniger ein Vorwurf eines Betrugs oder einer Ignoranz für Schwärzern, wie es Hr. W. irrig meinet. Indessen da die Adepten eigensinnig sind, und ein Mann, wie Schwärzer, wol anderwärts unterkommen konnte, so gab auch derselbe keine gute Worte, sondern entfernte sich gleich darauf. Daß sich der Administrator bei kälterm Geblüt Mühe werde gegeben haben, den Schwärzer wieder bei sich zu bekommen; daran ist wol nicht zu zweifeln; gesezt aber auch, daß er sich gar nicht bemühet hätte, den Schwärzer aufzuhalten, so wird solches gewis daher gekommen sein, weil er und seine Räthe geglaubt, man könne hinführo wol ohne die eigene Person des Schwärzers mit den alchimistischen Arbeiten zu rechte kommen, um desto mehr, da man die schriftlichen Anweisungen von ihm in Händen hatte. Daß gedachter Herr aber auf jeden Fall unvorsichtig gehandelt habe, da er den gedachten Adepten von sich ließ, solches hat die Erfahrung hinreichend bestätigt; denn nach der Zeit hat man nie etwas rechtes ausrichten können.

§. 90.

§. 90. Zulezt will Hr. Wiegleb noch als einen Beweis gegen die schwärzerische Goldmacherkunst anführen, „daß kein einziger Biograph der Churfürsten „Augusts und Christians der gedachten Geschichte erwähnen, wie doch wol der Mühe wehrt gewesen wä„re, wenn es mit derselben seine Richtigkeit gehabt hät„te. Er führet ein Verzeichnis von schriftlichen Ehren„denkmalen an, welche den gedachten Churfürsten ge„stiftet sein sollen, und worin doch nichts von der al„chimistischen Kunst dieser Herren gesagt würde." Es findet sich aber bei näherer Prüfung dieser vorgeblichen Biographien, erstlich: Daß alle diese Schriften blos und allein vom Churfürsten August und dessen Gemalin, und nur eine einzige von Christian handeln, welcher lezterer doch, wie oben bemerkt ist, länger mit Schwärzer gearbeitet hatte. Zweitens sind diese Schriften, welche Hr. Wiegleb zu Beweisen anführt, fast alle nichts mehr und nichts weniger als — Leichenreden. Ob es sich nun gezieme, in dergleichen Art Reden oder Schriften von Alchimie zu handeln, mag ein jeder Vernünftiger beurteilen, um desto mehr da bekannt ist, daß manche Theologen, besonders in vorigen Zeiten, das Goldmachen für eine unverzeihliche Sünde gehalten haben, weil sie es als einen Eingrif in die Majestätsrechte des Schöpfers ansahen. Die Leichenredner wurden also gewis damals die Alchimie nicht unter die löblichen Beschäftigungen der Verstorbenen zählen, lieber wurden sie diesen Punkt mit Stillschweigen übergegehen. Die von Hr. Wiegleb selbst mit angeführte Leichenrede des Mylius kann einigermaßen selbst hierin zum Zeugnis dienen. Mylius war, wie anderweitig bekannt ist, ein eifriger Mann, dem es sauer ankam, selbst Fehler zu verschweigen, er macht also unter den andern Rednern eine Ausnahme, und erwähnt der alchimistischen Bemühung des Churfürsten Augusts; je-

 doch

doch thut er solches unter dem Titel des auri sacrae famis, folglich nicht als einer löblichen Eigenschaft. Dieser muß also doch von der Alchimie des Churfürsten Nachricht gehabt haben. Auch der von Hrn. Wiegleb angeführte Schilter in seiner Leichenrede über die Churfürstin Anna, versichert zwar, daß diese Dame Arzneien ausgearbeitet und ihre Kammerjungfern dazu angeführet habe; hütet sich aber wol zu sagen, daß sie auch mit der Alchimie sich abgegeben hätte. Wenn also in den von Hrn. Wiegleb angeführten Schriften, nichts von der Alchimie des damaligen sächsischen Hofes gesagt wird; so folgt doch daraus nicht, daß nicht würklich damals daselbst diese Kunst getrieben sei. Die kunkelschen Nachrichten davon gelten mehr als tausend Leichenschriften, und verdienen die gröste Glaubwürdigkeit. Allein auch außer dem glaubhaften Kunkel reden noch andre Schriftsteller von dem Aufenthalt des Adepten Schwärzers und seinen Arbeiten am sächsischen Hofe. Faust in Consil. pro aerar. Class. 16. Cons. 77, ferner Reschius in Experimentis osiandrinis, imgleichen der vom Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie mehrmals angeführte Tutschki können unter andern davon nachgesehen werden, lezterer sagt in seiner Einleitung zur Clavi Schwerzeriana: „daß Churfürst „August seiner Zeit einer von den berühmtesten Artisten „in ganz Europa gewesen sei, gestalt nicht nur er, son„dern auch desselben Gemalin Anna die Tinktur auf „viererlei Art und Weise zu bereiten gewust, und auch „würklich bereitet haben, davon der geringste Stein „1604 Teile eines geringen Metalls mit großem Nu„zen und höchster Verwunderung in das allerfeinste „Gold verwandelt. Ja sie haben nicht allein die Kunst „gewust, geringe Metalle in Gold und Silber zu ver„wandeln, sondern auch daneben solche Lapides berei„tet, womit sie Gold und Silber zurük in Kupfer,

„Eisen

„Eisen, Zinn und Blei tingiren und reduciren kön„nen, laut eigener Hand des hochseeligen Churfürstens „u. s. w."

§. 91. Wie übrigens es gekommen sei, daß nach Schwärzers Zeit die Kunst am sächsischen Hofe nicht mehr getrieben ist, davon kann sowol Kunkel am mehrmals angeführten Orte, als auch der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie 2 Kap. §. V. nachgesehen werden. Ich seze hinzu, daß ohne Zweifel Schwärzer manche Handgriffe gewust habe, welche er nicht schriftlich mitteilen wolte, oder auch nicht mitteilen konnte, und welche doch erforderlich waren, um nach seinen Anweisungen glüklich zu arbeiten. Daß man nach Christians des ersten Tode noch etwas von der Alchimie am sächsischen Hofe gewust habe, folglich die Kunst nicht auf einmal ganz und gar verloschen sei, kann man aus der oben §. 86. erzälten Nachricht schließen, welche ein alter Münzmeister dem Kunkel gegeben, daß nämlich Churfürst Joh. Georg, welcher auf Christian den zweiten in der Regierung folgte, einmal ein Stük Gold in die Münze gebracht, und dabei versichert, daß er solches selber tingiret habe. Der schwere Krieg und andre wichtige Geschäfte, in welchen dieser Herr verwickelt worden, sind unstreitig Schuld, daß er sich nicht bemühet hat, das alchimistische Werk wieder auf den Fuß seiner Vorfahren zu sezen; vielleicht waren zu seiner Zeit noch mehr Hülfsmittel dazu vorhanden, und er hätte darin glüklicher sein können, als sein Nachfolger Johann Georg der zweite. Dieser leztere berief zwar den mehrmals genannten Kunkel an seinen Hof, um die Kunst wieder herzustellen, er konnte es aber nicht völlig nach Wunsch thun. Die hauptsächlichste Ursache davon ist, weil nicht alle Manuscripte des Schwärzers mehr vorhanden, sondern teils gestolen, teils sonst ver-

schleppt waren. Dabei weiß man aus des obenerwehnten Tutschki Nachrichten, daß der Churfürst August einen besondern Schlüssel über die geschriebene Anweisungen des Schwärzers gehabt habe. Da aber derselbe einst aus seinem Gemache ihm entwendet worden, so hat er solchen nicht wieder zu Papier gebracht; sondern nur mündlich seinem Sohne Christian vertrauet. Dieser aber ist am Schlage schnell gestorben, als seine Prinzen noch klein waren; folglich starb mit ihm in so weit die Kunst aus. Die zu Kunkels Zeit noch vorhandenen schwärzerischen Schriften waren also für Kunkel nicht hinreichend, um etwas vollkommenes zu machen. Indessen wird sich künftig §. 121. finden, daß dennoch Kunkel vermittelst der schwärzerischen Schriften im Stand gesezt worden sei, etwas zu leisten. Von den schwärzerischen Metallverwandlungskünsten findet sich sonst noch eine schöne Abhandlung in der zwoten Sammlung der neuen alchimistischen Bibliotek. Ehe ich diese Geschichte schließe, muß ich noch einen Irrtum des Hrn. Wieglebs rügen. Er sagt nämlich: „Schwärzer sei, nach Kunkels Bericht, als er sich in Kaiser „Rudolphs Diensten begeben, ein Münzmeister im Joachimsthal geworden. Diese Bedienung sei für einen „so großen Adepten gewis zu geringe gewesen, wenn „nicht der Kaiser selbst es eingesehen hätte, daß Schwärzer derjenige Mann nicht sei, wofür er sich ausgegeben" u. s. w. Nun lese man die kunkelsche Nachricht hievon, so wird man finden, daß er sage: Schwärzer sei in den Adelstand erhoben und zum Berghauptmann gemacht worden. Dieses lautet ganz anders, und nicht so verächtlich, als Hr W. es aus Kunkel anführt, und man kann mit größerm Rechte jezt schließen: daß, wenn Kaiser Rudolph, als Selbstkenner der Alchimie, die wahren Verdienste des Schwärzers nicht eingesehen hätte; so würde Er ihn nicht auf eine so auszeichnende

Weise

Weise empfangen haben. Beiläufig kann man hieraus sehen, wie fehlerhaft Hr. Wiegleb mit der Anführung der Authoren zu Werke gehe.

§. 92. Die Zeitgeschichte, so wie auch die Ordnung, welche Hr. W. in seinen kritisch-historischen Untersuchungen beobachtet, führt uns nun auf den Kaiser Rudolph den zweiten, welcher ein so großer Kenner der Alchimie gewesen ist, daß man Ihn, wie D. Matth. von Brandau in seinem Buch von der Universalmedicin sagt, den Hermes Trismegistus der damaligen Zeit genannt hat. Gedachter Herr von Brandau, welcher aus dem vornehmen Lobkowizischen Geschlechte gestammet ist, versichert auch, daß dieser Kaiser selbst eine alchimistische Tinktur von großem Wehrte gehabt habe, welche Er gemeiniglich in einer silbernen Büchse bei sich trug. Sein Kammerdiener Rutzken hatte nach des Kaisers Tod dieselbe gestolen, sie wurde aber in dessen Hause wieder gefunden, und dem Kaiser Matthias überreicht. Diese Tinktur soll eine aschgraue Farbe gehabt haben, und sehr schwer gewesen sein. Mehr hievon erzält der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie, welcher auch noch verschiedene Zeugnisse anführt, daß Rudolph ein Adept gewesen, so daß daran nicht zu zweifeln ist. Daß er nach seinem Tode einen großen Schaz zu Prag hinterlassen habe, berichtet unter andern der oben schon angeführte Reschius, worauf sich der Verfasser der Ehrenrett. der Alchimie ebenfals bezieht, wenn er den erstaunlichen Reichtum schildert, welchen Kaiser Matthias nach dem Tode Rudolphs gefunden hat. Dieser Rudolph hat auch an seinem Hofe viele Adepten gehabt. Daß Sebald Schwärzer nach seiner Abreise aus Sachsen sich zu ihm begeben habe, ist oben schon erzält. Außerdem war noch ein vertrauter Kammerdiener dieses Kaisers damals als ein

Adept

Adept bekannt, Namens Martinus de Delle, welchen der Kaiser diese Kunst selbst gelehrt haben soll. Dieser Delle hat die Geschichte der Alchimie damals in deutsche Reimen gebracht, auch findet sich im Quadrato alchimistico eine sonderbare Geschichte und Rede von ihm über die Universalmaterie. Ferner hielt sich an seinem Hofe eine Zeitlang auf ein Engländer, Eduard Kelläus, dann auch noch einer, Philipp Jakob Gustenhover, beide Adepten. Ohne Zweifel hat aber auch mancher Betrüger bei diesem Kaiser sich eingefunden, doch werden diese wol wenig Beifall erworben haben, weil der Kaiser, als Selbstadept und geschikter Alchimist, leicht Betrüger und Windbeutel von wahren Hermetikern unterscheiden konnte. Hr. Wiegleb sucht indessen die Kunst des Kaisers Rudolphs verdächtig zu machen, „weil derselbe so viele Goldmacher am Hof gezogen hät„te, denn Er würde sich ja mit einem einzigen haben „vergnügen können. Er habe folglich nur Gold gesucht, „aber nicht zu machen gewust." Dieses ist aber keine richtige Folge. Denn so wie es mehr als einen Weg, mehr als ein Kunststük in der Alchimie gibt; so konnte der Kaiser ja, als ein neugieriger und auf diese Wissenschaft sehr erpichter Herr, leicht darauf verfallen, dasjenige, was Er schon wuste, mit neuen Känntnissen zu vermehren. Ferner sagt Hr. Wiegleb: „Es wären „der gedachte Kelläus und Gustenhover Betrüger ge„wesen, und hätten auch ihren Betrug im Gefängnis „büßen müssen." Daß aber diesem nicht also sei, beweiset die Geschichte beider dieser Adepten.

§. 93. Denn zufolge der Nachricht, welcher obenangeführter Delle in seinen Reimen gibt, dem die Geschichte ja als Augenzeugen bekannt war, welche Reimen auch der Verfasser des Fegfeuers, imgleichen der Verfasser der Ehrenrett. der Alchimie anführen; kam

Kel-

Kelläus nach Prag zu einem Herrn von Rosenberg, dem er sein Kunststük wieß. Der Kaiser erfuhr es, ließ ihn vor sich kommen, und in seiner hohen Gegenwart gab Kelläus die überzeugendsten Beweise seiner Wissenschaft, welche dem Kaiser so behagten, daß Er ihn öffentlich zum Ritter schlagen ließ. Nach einiger Zeit gerieth Ritter Kelläus mit einem Gürgen Hunckler im Streit, und erstach ihn. Der Gerechtigkeit liebende Kaiser ließ darauf den Kelläus ins Gefängnis sezen. Dieser versuchte zu entfliehen, zerbrach aber das Bein, wurde wieder erwischt und starb. Im Gefängnis hatte er noch ein lateinisches Buch de Lapide philosophorum geschrieben, und dem Kaiser zugeeignet, welches auch nachher gedrukt worden ist. Der Herausgeber der deutschen Uebersezung desselben meldet noch mehr andre Umstände neben den oben erzälten von ihm. Es hat auch dieser Kelläus bei dem berühmten Doktor Hagecius in Prag die Verädlung der Metalle gezeigt, und die Erben dieses Mannes haben noch ein Stük Goldes von 12 Loth gefunden, welches Hagecius selber aus Quecksilber mit einem Gran des kelläischen Pulvers gemacht hatte. Man sieht hieraus, daß Kelläus zwar ins Gefängnis gesezt worden sei, aber als Mörder, und nicht wegen seiner betrüglichen Goldmacherei, wie Hr. Wiegleb doch vorgibt. Daß Kelläus würklich vor dem Kaiser Rudolph Gold gemacht habe, bezeuget auch Elias Ashmol in Theatro chimico anglic., imgleichen D. Matth. von Brandau im Büchlein von der Universalmaterie, ferner Gassendus in Libro de Metallis und Morhof in Epist. ad Langelottum. Dieser leztere erzält zwar den Lebenslauf des Kelläus vollständig und so, daß ihm manches nicht zum Lobe gereichet, muß aber doch gestehen, daß es mit seinen abgelegten Proben richtig zugegangen sei, obgleich Kelläus das Pulver, womit er die Verädlung bewerkstelliget, nicht

nicht selber bereitet, sondern anders woher erhalten hätte. Die ganze Geschichte kann man auch in der Ehrenrett. der Alchymie aufgezeichnet finden.

§. 94. Mit dem andern Adepten aber verhält es sich folgendermaßen: Es wurde dem Kaiser Rudolph erzält, daß ein Goldschmidt zu Strasburg, Namens Gustenhover, die alchimistische Wissenschaft besäße. Er verlangte deswegen vom Magistrate zu Strasburg, man solle ihm diesen Mann zuschicken. Er sandte dieserhalb seinen Kammerdiener, Namens Franck, dahin, nebst einem in Demant gefaßten Gnadenpfennige, um solchen dem Gustenhover als ein Zeichen der kaiserlichen Gnade zu verehren. Franck hatte dabei den heimlichen Auftrag, Gewalt zu gebrauchen, wenn der Adept nicht gutwillig folgen wollte. Der Magistrat ließ, um desto sicherer zu gehen, den Gustenhover gleich in Arrest nehmen, und ihm durch drei Glieder des Magistrats ankündigen, daß er zum Kaiser reisen müsse. Gustenhovern mochte vielleicht dieser Zwang unangenehm sein, indessen war es nicht zu ändern. Vor seiner Abreise legte er noch einen Beweis seiner Kunst vor den gedachten drei Magistratspersonen ab. Jeder von ihnen muste eine bleierne Kugel in einen besondern Tiegel werfen, er gab ihnen darauf ein wenig von seinem rothen Pulver, welches sie aufs geschmolzene Blei thaten. In kurzer Zeit waren alle drei Kugeln zum feinsten Golde geworden. Als er zu Prag angekommen war, ließ ihn der Kaiser als einen Gefangenen bewachen. Er entwischte, wurde wieder ertappt und noch enger bewacht. Daß sich alles dieses erzälter maßen verhalten habe, bezeuget teils der obengedachte Augenzeuge Delle in seinen Reimen; teils Heilmann im sechsten Bande des chimischen Theaters, aus welchem sie auch Mangetus in Bibliotheca chimica angeführt hat; teils auch D. Matth.

Matth. von Brandau in seinem mehrmals benannten Büchlein. Einige wollen zwar behaupten: Es habe Gustenhover seine Tinktur nicht selbst ausgearbeitet, sondern von einem Mönchen, welchen er bei schlechter Witterung beherberget hatte, zum Geschenk bekommen. Indessen kann man doch aus der ganzen Geschichte so viel sehen, daß Gustenhover sich dem Kaiser mit seiner Kunst gar nicht aufgedrungen habe, auch nicht von dem Kaiser als ein Betrüger, wie Hr. Wiegleb vorgibt, sondern nur darum gefangen gehalten worden sei, weil er nicht freiwillig seine Kunst entdecken, sondern weggehen wollen. Es ist aus der Historie der damaligen Zeiten bekannt, daß gedachter Kaiser, um seine Lernbegierde zu befriedigen, zuweilen zu weit gegangen sei, und die Adepten gewaltthätig behandeln lassen, wenn sie zu starrsinnig in Entdeckung ihrer Geheimnisse waren. Daher dann auch die Bedienten desselben überall den Adepten aufpaßten, und sie vor den Kaiser brachten. So wurde unter andern, dieser Ursache wegen, der berühmte Drebbel ebenfals einige Zeit in Alkmar gefangen halten, wie aus dessen Schreiben an den Kaiser zu sehen ist. Uebrigens nehmen auch mehrere Schriftsteller es als eine sehr bekannte Sache an, daß am rudolphischen Kaiserhofe die Alchimie sehr bekannt gewesen sei. Man sehe hievon unter andern Wedels Einleitung zur Alchimie.

§. 95. Um diese Zeit soll auch Leonhard Thurnheyßer, am Hofe des Großherzogs von Florenz Ferdinand des ersten, Beweise seiner Goldmacherkunst gegeben haben. Es wird den Reisenden in Florenz in der Kunstkammer noch ein Nagel gezeigt, dessen eine Hälfte Gold, die andre aber noch eisern ist, weil die Tinktur nur einen Teil desselben durchdrungen hat. An diesem Nagel ist ein Denkzettel mit einer lateinischen Schrift fol-

folgenden Inhalts befestigt: Herr Leonhardt Thurnheißer hat in meiner Gegenwart und Zusicht diesen eisern Nagel, nachdem er ihn im Feuer heiß gemacht und in einem Oel getunkt hatte, in Gold verwandelt, zu Rom den 20 Novembr. am Tische nach dem Mittagsessen. Thurnheißer hat noch mehrmals seine Kunst gezeigt. Unter andern soll der berühmte Theodor Zwinger die Hälfte einer Münze gehabt haben, welche von ihm zu Gold gemacht worden ist, wovon noch die andre Hälfte in der Bibliotek zu Basel aufbewahrt wird. Der Verfasser der Ehrenrett. der Alchimie berichtet, daß er jene halbe Münze bei dem Urenkel des gedachten Theod. Zwingers selbst gesehen habe. Thurnheißer soll nicht selbst die Tinktur gemacht, sondern sie auf eine unehrliche Art von einem gewissen Siebenfreund, welchen er ermorden helfen, bekommen, und damit hin und wieder Gold gemacht, endlich aber ein böses Ende genommen haben, wie der gedachte Verfasser der Ehrenr. der Alchimie weitläuftig aus verschiedenen Schriftstellern erzälet. Obgleich nun dieser Thurnheißer an sich ein böser Mensch gewesen ist, so kann es deswegen doch mit der Geschichte des Nagels selbst seine Richtigkeit gehabt haben. Obgleich auch durch besondre Kunst, welche Tachenius in Hypocrat. chimico beschreibt, und wovon ich künftig in einem besondern Hauptstük von den Betrügereien bei der Alchimie mehr sagen werde, ein halb goldener und halb eiserner Nagel ohne alchimistische Hülfe gemacht werden kann; so ist es doch keine nothwendige Folge, daß auch Thurnheißer hier einen Betrug gespielt haben müsse, weil man sonst auch manche andre Sachen schlechterdings für betrüglich erklären müste, welche, unbeschadet der Aechtheit, durch Betrug nachgemacht werden können. Das Sprichwort: Wenn zwei einerlei Sache thun, so ist doch die Sache nicht einerlei, findet hier

An-

Anwendung. Hr. Wiegleb hat also unrecht, „daß er „des Thurnheißers Kunst so lange für einen Betrug „erkläret, bis die Alchimisten beweisen würden, daß er „sich nicht eines Blendwerks bedient habe." Ich erinnere hier noch einmal, was ich oben schon gesagt habe, nämlich daß ihm, als dem bejahenden Teil, der Beweis obliege, daß Thurnheißer hier würklich einen Betrug gespielet habe, und so lange er das nicht beweisen kann, braucht er auch nicht sich zu verwundern, wie er doch thut, daß der thurnheißerische halbgoldene Nagel noch im Jahre 1772 in der neuen alchimistischen Bibliotek 1 B. zwote Samml. S. 77. als ein Beweis der Goldmacherkunst aufgeführt wird. Noch im Jahre 1788 thue ich eben das ohne Schamröthe; so bald aber würklich bewiesen ist, daß des Thurnheißers Nagel falsch oder durch Betrug verfertigt sei, so mag ein jeder diese Geschichte aus der Reihe der Beweise der Möglichkeit einer Verädlung schlechter Metalle ausstreichen. Es bleiben dann ohnehin noch genug andre unwidersprechliche Geschichten und Beispiele der Goldmacherkunst übrig, und die betrügliche Verfertigung eines halbguldnen Nagels kann der Alchimie eben so wenig, als jede andre Betrügerei schaden.

§. 96. Es gibt noch mehr Adepten, welche in diesen Zeitraum gehören, welche aber von Hr. Wiegleb weder angeführt noch bestritten sind. Daß Claveus, der berühmte Verteidiger der Alchimie gegen Erast, die Alchimie verstanden habe, daran ist nicht zu zweifeln. Er gibt in seiner Apologie unter andern zwei ziemlich deutliche Partikulare an; eines, wie das Quecksilber des Zinnes in Silber, und das andre, wie Silber in Gold zu verädeln sei. Hieher gehöret einigermaßen, was Olaus Wormius in Museo pag. 252. erzält,

zält, nämlich, daß er eine Goldtinktur von Violettfarbe habe, welche dem Silber, wenn es damit gerieben würde, eine Goldfarbe mitteile; imgleichen daß er ein Stükchen Leinwand habe, welches mit eben dieser Tinktur imprägnirt sei, und wenn davon etwas ins Feuer gehalten würde, so verbrenne zwar das Leinwand, aber die goldne Tinktur behalte die Gestalt und Konsistenz der Faden. Mit größerm Rechte kann man die Adepten hieher zählen, welche Kaiser Ferdinand der zweite an seinem Hofe hatte. Unter diesen zeichnete sich ein Polak, Michael Sendivogius genannt, aus. Dieser kam gleich nach dem Regierungsantritt zum gedachten Kaiser, zeigte demselben eine Tinktur, und machte in seiner Gegenwart ein Stük Silber zu Gold. Er kam durch diese seine Kunst bei demselben so in Gnade, daß der Kaiser ihm ein Haus zu Olmüz, und einen ganzen Flecken in Schlesien, Namens Gravèrz Polski, schenkte, welche Güter nachher die einzige Tochter des Sendivogs auch im Besiz behalten hat. Sendivog war überhaupt ein guter Bergwerksverständiger, er versicherte dem Kaiser, daß in seinen, an Polen gränzenden Ländern viele Bleiberge wären, welche er ihm anweisen wolle. Von seinen besondern Künsten wird viel sonderbares erzälet. Morhof gibt Nachricht von einem Thaler, welcher aus goldenen und silbernen Streifen bestanden hätte, und vom Sendivog auf folgende Weise bereitet wäre: Nämlich, er habe einen kleinen Haarpinsel in ein gewisses Wasser getauchet, damit sei er über den Thaler hergefahren, alsdenn habe er sein Pulver darauf gestreut, und den Thaler glühend gemacht, da dann die Tinktur nur so weit eingegangen wäre, als die nassen Streifen sich erstrekt hätten. Das Leben des Sendivogs ist besonders beschrieben, und in dieser Beschreibung kommen noch manche hieher gehörige Dinge vor. Auch Becher, in seiner

ner Metallurgie thut von ihm Meldung; ingleichen Crollius in der unten angeführten Stelle *).

§. 97. Gedachter Sendivog hat aber, nach einstimmender Meinung aller Schriftsteller, seine Tinktur nicht selbst verfertigt, sondern dieselbe von einem schottländischen Edelmann, Namens Alexander Setonius, einige nennen ihn Sutoneus, andre Sidonius oder Sitonius, bekommen. Dieser hatte an verschiedenen Orten schon Metalle verädelt. In Basel machte er sieben Loth Blei mit einem halben Gran seines Pulvers zu gutem Golde, in Gegenwart des D. Jakob Zwingers und anderer glaubhaften Personen, dem er auch ein Stük davon geschenket. Der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie, Creiling, versichert, daß er solches Gold noch bei dem Urenkel des gedachten Jak. Zwingers selbst gesehen habe. Zwinger hat in einem besondern lateinischen Briefe die ganze Geschichte an einen Arzt in St. Gallen, Namens Schobinger, ausführlich berichtet, und dieser ist bei König gedrukt zu lesen. Er hat auch bei dem Apoteker Bletz zu Basel einige Unzen Blei in Gold verädelt, in Gegenwart des gelehrten Juristen, Arztes und nachherigen Professors zu Freiburg, Joh. Wolfg. Dienheim, welcher in seiner Abhandl. von der Universalmedicin noch diese seto-

 nische

*) In Praefatione admonitoria zur Basilica chimica, wo er sagt: er habe den Stein der Weisen gesehen, apud Magnum aliquem, cui in aeternum bene sIt, & Cumprimis egregium Helioe Antharum borEaLem, nunc in christo quiescentem: cujuSimodi lENtis DenIque consueVerunt latitare temporum currIcUliS. Wenn man die grössern Buchstaben heraus zusammensezt, so kommt MICHAEL SENDIVOIUS heraus.

nische Geschichte ausführlich beschreibt, woraus zu sehen ist, daß dabei gar keine Betrügerei hat vorgehen können. Daß auch in Strasburg, Frankfurt, Kölln, und andern Orten, vom Setonius Beweise seiner Kunst gegeben sei, wird, so wie die vorige Geschichte, in der Ehrenrettung der Alchimie gemeldet. Der Verfasser bezieht sich auf glaubhafte Schriftsteller und Urkunden, führt auch den Morhof noch an, welcher in seiner lateinischen Epistel versichert, „daß auch zu Enkhusen von diesem Setonius Blei in Gold verädelt sei, „welches ein berühmter Arzt, Joh. Antonid. von der „Linden, aufbewahrt habe, und auf welchem noch die „Jahrszahl, ja Tag und Stunde verzeichnet gewesen, „als die Verädlung geschehen, nämlich 1602 den 13ten „März, Nachmittags um vier Uhr. Der gedachte „Setonius wurde einsmalen aus einer großen Gefahr „durch den Polacken Sendivog gerettet, darauf verehrte „jener diesem, zur Dankbarkeit, etwas von seinem „goldmachenden Pulver. Als kurz darauf Setonius „gestorben, hat Sendivog dessen Witwe geheiratet, in „der Meinung, auch mit ihr die Kunst des Setonius „zugleich zu erhalten, worin er sich aber betrogen ge„funden.“ Der Verfasser dieser Nachricht bezieht sich hiebei auf des Borells Dictionar, sagt auch, daß Sendivog, obgleich er des Setonius Schriften nicht verstanden, sie dennoch unter seinem eigenen Namen, unter dem Titel: Novum Lumen chimicum, herausgegeben habe. Mehrere gute Zeugnisse und Nachrichten vom Setonius und Sendivogius, deren Geschichten mit einander verwebt sind, kann man in der Ehrenrett. der Alchimie §. XXXIII. selbst nachlesen, weil es zu weitläuftig wäre, sie anzuführen. Imgleichen in Hrn. Güldenfalks Sammlung wahrhafter Transmutationsgeschichten No. 35 und 84.

§. 98.

§. 98. Auch am Hofe des Kaisers Ferdinand III haben sich einige alchimistische Begebenheiten zugetragen, welche merkwürdig sind, und allen Glauben verdienen. Diejenige, welche mit einem, genannt Richthausen, vorgefallen ist, ist die merkwürdigste. Dieser wandte sich mit seiner Kunst an gedachten Kaiser, und erhielt, zum Zeichen des Beifalls, die freiherrliche Würde und das Amt eines ungarischen Kammergrafen, und wurde nunmehr der Baron von Chaos genannt. Er hatte dem Kaiser nur einen einzigen Gran seines Pulvers gegeben, womit derselbe eigenhändig aus drei Pfund Quecksilber drittehalb Pfund Gold gemacht hat. Aus diesem Golde wurde sofort eine große und dicke Münze verfertigt, und dieselbe in einem besondern Kästchen vom Kaiser aufbewahrt. Auf der einen Seite steht eine hieroglyphische Figur, welche teils das Gold, teils das Quecksilber vorstellt, nämlich das nackende Bildnis Apolls, dessen Kopf mit Sonnenstralen umgeben ist, in der rechten Hand hat er die Leyer des Apolls, in der linken aber den Schlangenstab des Merkurs, auch sind beide Füße geflügelt. Oben herum steht: Divina metamorphosis, das heißt: göttliche Verwandlung. Neben dem Bilde lieset man die Worte: exhibita Pragae XV Jan. Ao. MDCXLVIII, in praesentia sac. cael. majest. Ferdinandi tertii, das heißt: bewiesen zu Prag den 15 Januar. 1648, in Gegenwart Sr. kaiserl. Majest. Ferdin. des dritten. Auf der andern Seite steht: raris haec ut hominibus est ars, ita raro in lucem prodit. Laudetur Deus in aeternum, qui partem suae infinitae potentiae nobis suis abjectissimis creaturis communicat. Das heißt: Gleichwie diese Kunst nur wenig Menschen bekannt ist, also kommt sie auch selten ans Licht. Gelobt sei Gott in Ewigkeit, welcher einen Teil seiner unendlichen Macht uns seinen allergeringsten Geschöpfen

 mit-

mitteilt. Diese Münze ist ohne Zweifel noch jezt in der kaiserlichen Schazkammer vorhanden. **Zwölfer** hat zur Zeit Kaisers Leopold I dieselbe gesehen, und von gedachtem Kaiser die Vergünstigung erhalten, selbige in Kupfer stechen zu lassen; wie sie dann auch im ersten Teile seiner Mantissae spagiricae sich abgebildet befindet. Sie gibt einen so augenscheinlichen Beweis von der Möglichkeit und Wahrheit der Verädlung der Metalle, daß dagegen gewis nichts erhebliches eingewandt werden kann, und dieses um desto weniger noch, wenn es wahr ist, wie einige versichern, daß **Richthausen** oder der **Baron von Chaos** nicht einmal bei der Verädlung gegenwärtig gewesen, sondern dem Kaiser solches Pulver, womit die Verädlung bewürkt worden, unbekannter Weise anfangs zugesandt hätte. **Zwölfer** versichert auch, daß er von dem Baron von Chaos, als seinem guten Freunde, selbst einige Unzen Gold geschenkt bekommen habe, welches von ihm aus Quecksilber bereitet war. **Harsdörfer** im historischen Spiegel und **Becher** in oedipo chimico, imgleichen **Morhof** und **Schröder**, auch mehr andre Schriftsteller, melden ebenfals diese Geschichte. Nicht allein aber am kaiserlichen Hofe, sondern auch zu Mainz, hat der **Baron von Chaos** einmal in Gegenwart des churmainzischen Großvicarii, und ein andermal im Beisein des Churfürsten **Johann Philipp**, welcher dabei alle Behutsamkeit beobachtete, im Jahr 1658 vier Unzen Quecksilber in Gold verädelt. **Monconys** versichert, daß der Churfürst selbst ihm solches erzälet habe. **Wedel** in der Einleitung zur Alchimie sagt, daß er selbst davon noch ein Stükchen Gold besize. Auch soll, nach dem Zeugnis des D. **Tackii**, davon dem damaligen Landgrafen von Hessendarmstadt etwas verehret worden sein. Ob aber die mainzische Dukaten, worauf das Zeichen des Mercurii gesehen wird, aus diesem alchimistischen

Golde

Golde geschlagen worden, wie Becher in oedipo chimico behauptet; oder ob dieses merkwürdige Zeichen eine andre Bedeutung habe, bleibt unentschieden. Uebrigens wird erzälet, daß der Baron von Chaos eigentlich nicht selbst das Verwandlungspulver gemacht, sondern solches von einem Grafen von Mansfeld bekommen habe, welcher dasselbe von einem Alchimisten hatte verfertigen lassen.

§. 99. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts ist auch ein Florentiner, Namens Antonio Neri, eben derjenige, welcher um die Glaskunst sich so verdient gemacht hat, als ein Adept bekannt geworden. Er soll, wie Matth. von Brandau in dem mehrmals angezogenen Büchlein meldet, aus Kupfervitriol und Gold in gar kurzer Zeit eine Tinktur haben verfertigen können, welche Blei und Quecksilber in Gold veredelt hat, und wovon der damalige Herzog von Florenz einen Teil bekommen. Zu gleicher Zeit war auch Butler, ein irrländischer Edelmann, als Alchimist berühmt. Er hatte das Unglük gehabt, in seiner Jugend von Seeräubern gefangen, und einem arabischen Emir verkauft zu werden. Dieser Araber war ein Alchimist. Butler entwandte demselben eine Schachtel voll Tinktur, ließ sich durch einen Engländer loskaufen, und machte nunmehr hin und wieder mit seiner Tinktur Versuche, sowol auf Metalle als auch bei Kranken. Als er einmal von seinem verrätherischen Diener bei der Obrigkeit zu London angegeben war, fand man 40 Pfund Gold bei ihm, welches alle Proben aushielte. Dem Herzoge von Buckingham verehrte er einen Wechsel von 200000 Dukaten. Er kam endlich wegen seines Geheimnisses in Sorge, wolte deswegen nach Spanien fliehen, und verunglükte unterwegens mit dem Schiffe. Die Geschichte hievon erzält der mehrmals genannte

Morhof, dem sie sehr wohl bekannt war, in seinem Briefe ausführlich.

§. 100. Um diese Zeit machte auch Georg Seotus öffentlich aus geringen Metallen Gold, wie Petrus Arlensis de Scudalupis in sympath. septem metallor. & septem Lap. select. ad planet. als Augenzeuge versichert, und zugleich sagt, daß er von ihm etwas goldmachendes Pulver erhalten habe. Wedel in der Einl. zur Alchimie bezieht sich ebenfals hierauf, als auf einen ungezweifelten Beweis der Möglichkeit der Goldmacherkunst. Auch war damals in Rom ein ähnlicher Künstler berühmt, Namens Chadlat, welcher öffentlich Quecksilber in Gold verädelte, und vom Pabst im Schuz genommen wurde, wie solches Agricola in commentar. in Poppium bezeuget. Dieser Schriftsteller versichert auch, daß er in einem Kloster in Italien selbst gesehen, daß ein Mönch zwei Pfund Blei ins beste Gold verädelt habe, imgleichen daß zu Salzburg, in seiner und eines andern gelehrten Mannes Gegenwart, ein Engländer sehr viel Zinn zu Gold gemacht habe, welches Agricola selbst in die Münze gebracht, und Dukaten daraus habe schlagen lassen. Noch ein anderer Alchimist, welcher aber seine Tinktur nicht selbst gemacht, sondern einem Mönchen geraubet hatte, Namens Mamugnanus, hat, nach Bonvicini Bericht, zu Venedig zehn Jahre lang fast täglich mit seiner Tinktur Proben der Verädlung gegeben, und aus Quecksilber Gold gemacht, obgleich er in der Folge wegen gewisser Uebelthaten ein böses Ende genommen.

§. 101. Johann Babtist von Helmont, ein gelehrter Mann, der besonders im chimischen Fache so berühmt war, daß er den Beinamen eines Philosophi per ignem erhielte, fängt in seinem Buch de vita aeterna

aeterna eine Abhandlung de arbore vitae mit folgenden Worten an: „daß es einen gold- und silbermachenden Stein gebe, muß ich glauben, weil ich im Beisein „vieler Leute, zur Verwunderung eines jeden, verschiedenemal mit meiner eigenen Hand, mit einem einzigen „Gran eines Pulvers, einige tausend Grane Quecksilbers „verwandelt habe." Er erzält hierauf, daß ein Adept ihm davon etwas gegeben hätte, welcher einen so großen Vorrath davon besessen, daß er 200000 Pfund Gold damit hätte machen können. Ferner sagt er auch an einem andern Orte: „Ich habe den Stein der Weisen „einigemal gesehen, und in meinen Händen gehabt. „Er sahe aus wie gepulverter Safran, war aber schwer „und glänzend. — Einen Viertelgran davon warf ich „einst auf sechzehn Loth Quecksilber, welches im Tiegel „heiß gemacht war. Alsbald stund das Quecksilber mit „einem kleinen Geräusche geronnen da, sezte sich wie ein „gelber Teig zu Boden, und ich fand beinahe sechzehn „Loth des feinsten Goldes." Diese Erzälung des Helmonts gibt also auch einen Beweis der Möglichkeit des Goldmachens.

§. 102. Noch einige ausländische Adeptengeschichten, welche in diese Zeit gehören, und von den alchimistischen Geschichtschreibern in ihre Sammlungen aufgenommen sind, kann ich wegen ihrer Sonderbarkeit nicht übergehen, ob ich gleich die Wahrheit eben nicht verbürgen kann. Der mehrmals angeführte Hr. von Brandau erzält aus einer zuverlässigen Nachricht, daß ums Jahr 1610 einige Pilgrime in einer arabischen Stadt angekommen wären. Viere von ihnen wären mit der Pest behaftet gewesen, aber von dem Wirth, bei welchem sie einkehrten, und welcher ein alter Mann war, mit wenigen Tropfen eines rothen Oels geheilet worden. Dieser gutthätige Wirth hätte nachher mit

eben diesem rothen Oel 36 Pfund Blei vor ihren Augen zu Gold gemacht, und solches ihnen zum Andenken verehret. Eine andre Geschichte erzälet Paul Lukas in seiner Reise nach der Levante, und sie befindet sich auch in Meisters historischen Nachrichten von Verwandlung geringer Metalle, imgleichen in mehrern Schriftstellern. Ein reisender Dervis, welcher mit einem jungen Barbiergesellen einige Zeit sich zu Girge aufhielte, begab sich auf einem Spaziergange in ein Haus, wo man Kupfer zu Kesseln und Töpfen goß. Er näherte sich dem Schmelzofen, warf, ohne Wissen des Gießmeisters, ein Päckchen mit einem gewissen Pulver darin, und nachher fand sich, daß das Kupfer, am Gewicht mehr als 300 Pfund, zu Gold geworden war. Der Verdacht fiel auf den Dervis, er wurde aufgesucht, aber nicht gefunden. Den Barbiergesellen aber fand man, und der Sangiac überredete ihn, den Dervis mit guter Art wieder an sich zu ziehen. Der Dervis ließ sich locken, wurde gefangen, und als ihn der Sangiac fragte: ob er derjenige sei, der das Kupfer zu Gold gemacht habe? bejahete er solches, versicherte aber, daß er noch weit größere Künste wüste. Ich will nur einige Worte aufschreiben, sagte er, und wenn ich die in den Mund nehme, so wird kein Säbelhieb mich verlezen können. Er erinnerte den Sangiac, nur an ihm die Probe zu machen. Es geschah. Der Sangiac hieb zu, und der Dervis wurde ein Märtirer seiner Kunst, denn als man dem Todten den Mund öfnete, und den Zettel laß, standen nur die Worte darauf: Ich kann wol sterben, aber nicht mein Geheimnis offenbaren.

§. 103. Der schwedische König Gustav Adolph soll, nach dem Bericht verschiedener Schriftsteller und anderer Nachrichten, welche in der creilingschen Ehrenret-

rettung der Alchimie angeführt werden, Adepten an seinem Hofe gehabt haben, welche ihm viel Gold aus Blei gemacht haben. Die Dukaten, welche daraus gemünzt wurden, sollen mit dem chimischen Zeichen des Schwefels und des Merkurs zum Andenken bezeichnet sein, obgleich andre behaupten, daß diese Zeichen einen andern Ursprung hätten. So viel ist gewis, daß gedachter König, die Alchimie sehr hoch geschäzt habe, und daß auch einige Münzen von diesem Könige vorhanden sein, mit der Umschrift: Natura unita usu renata modo tota saturnus fueram nunc sol clarissimus exto: wie dann Samuel Reyher in seinem Buche von chimischen Münzen eine solche Münze anführt.

§. 104. Kaiser Leopold I ist nicht allein ein großer Liebhaber der Alchimie gewesen, sondern hat auch unter andern an seinem Hofe einen Adepten gehabt, Namens Wenzel Seiler, welcher ein Augustinermönch war, und das Pulver in einem Kloster bei Prag gefunden hatte. Er wurde nachher zum Freiherrn von Rheinburg und obersten Münzmeister im Königreich Böhmen erhoben. Vermittelst seines Pulvers, hat er, in Gegenwart des Kaisers und vieler andern vornehmen Personen, Zinn und andre schlechte Metalle zu Gold gemacht. Von seinem Golde sollen noch viele Personen etwas besizen. Man sehe die Zeugnisse dieser Geschichte beim B. Schröder, als welcher damals selbst in Wien gegenwärtig gewesen ist. Auch Ol. Borrichius im Buche de chimic. sapientia gibt davon Nachricht. Es soll auch, nach dem Berichte Hennings in obs. in Epist. III. Itinerar Tollii, eine große Metallplatte, worauf die Bildnisse aller Kaiser des Hauses Oesterreich sich befanden, von gedachtem Seiler, in Gegenwart des Kaisers zum Teil zu Gold gemacht, ein

ein Teil davon aber mit Fleis unverädelt gelassen sein. Auch Becher erzält diese Geschichte von der Seilerschen Goldmacherkunst in Praefat. suppl. II. Physicae subterraneae, wie auch in einigen andern Stellen seiner Schriften, er versichert dabei, daß der Kaiser Leopold von der Tinktur etwas besize, ja daß sogar, er Becher selbst, mit einem Teil des noch vorhanden gewesenen sellerschen Pulvers, Zinn zu Gold gemacht habe. Es sollen auch aus dem sellerschen Golde damals Gedächtnismünzen gepräget worden sein, welche auf der einen Seite das Bildnis des Kaisers, auf der andern aber die Jahrzahl nebst folgendem Reim haben:

Aus Wenzel Seilers Pulvers Macht
bin ich aus Zinn zu Gold gebracht.

Man sehe hievon der neuen alchimistischen Bibliotek zwote Samml. Seite 79. Burghard in seiner wohleingerichteten Destillirk. meldet, daß ein gewisser Graf von Hofmann noch eine von diesen Gedächtnismünzen in Händen habe, welche er von seinem Grosvater, einem ehemaligen kaiserlichen Hofkammerrathe geerbt hätte, der diese Münze vom Kaiser selbst geschenkt bekommen habe. Bei gedachtem Kaiser Leopold soll sich auch, nach B. Schröders Bericht, ein holländischer Goldschmidt Sommer aufgehalten haben, welcher in kurzer Zeit eine Tinktur ausarbeiten konnte, welche die Kraft hatte, Kupfer und Quecksilber zu gutem Silber zu machen. Eben dieser Schriftsteller hat auch die merkwürdige Geschichte eines Barons von Wagnerek, welcher mit 4 Gran seiner Tinktur 7 Loth geringer Metalle zu Gold machen konnte, und davon glaubhafte Beweise abgelegt hat. Ferner soll zur selbigen Zeit noch ein solcher Künstler unter dem Namen Pantaleon zu Wien bekannt gewesen sein, welcher eigent-

gentlich D. Franz Gaßmann geheißen, und aus Quecksilber gutes Silber machen konnte. Die Anweisung dazu hat er dem Kaiser angeboten. Der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie sezt noch eine Geschichte hinzu, welche sich ebenfals zu Leopolds Zeiten in Wien zugetragen hat, daß nämlich ein unbekannter Mann zu dem kaiserlichen Hofgoldschmidt Bauhof gekommen sei, und in dessen Gegenwart 25 Loth Kupfer zu Gold gemacht, gleich darauf aber sich entfernt habe.

§. 105. Der Pater Athanasius Kircher in seiner unterirrdischen Welt erzählt ein Exempel von einem Chimisten, welcher einen Besuch von einem fremden Manne bekommen hatte, der ihn einen Proceß gelehret, wie er Quecksilber in Gold verwandeln könnte. Einmal ward die Sache richtig befunden, nachher aber wolte die Arbeit nicht wieder glücken. Dieses Zeugnis ist wichtig, weil Kircher ein bekannter sehr heftiger Gegner der Alchimie war; ob er gleich die Geschichte selbst für eine Zauberei und ein Gaukelspiel des Satans erklärt, der sich doch sonst nicht in die Alchimie, besonders in unsern aufgeklärten Zeiten, zu mischen pflegt. Auch Borrichius in seinem Buche de ortu & progressu chem. versichert, daß er nicht allein bei Gottfried Gersdorf in Amsterdam den Stein der Weisen gesehen, welchen, wie oben in der Geschichte des Paracelsus schon erzählt ist, sein Grosvater von gedachtem Paracelsus verehrt bekommen hatte; sondern er erzählt auch aus glaubwürdigen Nachrichten, daß im Jahr 1648 in Brüssel ein unbekannter Mann einem gewissen Sansimon ohngefähr einen Gran eines Pülverchens gegeben habe, womit man auf besondre Weise das Quecksilber zu Silber machen konnte. Noch ist merkwürdig, was der Verfasser der Ehrenrett. der Alchim. von dem

in

in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch seine Schriften bekannt gewordenen Philaletha aus glaubwürdigen Nachrichten erzählt, als welcher gewis ein ächter Adept gewesen ist. Eine andre Geschichte erzält derselbe aus Artelmayers Naturlicht, welche sich in Weizenkirchen mit einem Pfarrer zugetragen, zu welchem ein unbekannter Adept gekommen, und ihm ein weniges von einer verädlenden Tinktur gegeben hat. Noch eine Geschichte fügt er aus Happels Relat. curios. Tom II. bei, sie ist auch von D. Sachs in auro chimico, ingleichen in den Ephem. N. C. Decur. I. aufgezeichnet; von einem böhmischen Edelmann, welcher sich zu Hanau aufgehalten, und den Stein der Weisen gehabt hat. Es konnten damit sonderbare Verädlungen gemacht werden. Es soll auch, nach des obengenannten Verfassers Bericht, in Kranichfeld ein verwundeter Soldat, welcher von einer sächsischen Herzogin aus Mitleiden aufgenommen und geheilet worden, derselben zur Dankbarkeit einen Beweis der Verädlung des Bleis in Silber hinterlassen haben. Das Pulver, womit er sein Kunststük gemacht, hat er, nach seiner Aussage, in einem Franciskanerkloster bei der Plünderung erhalten. Daß in Venedig ein berühmter Adept, Namens Friedericus Gualdus, sich aufgehalten und sein Leben sehr hoch gebracht haben soll, ist in einem besondern Buche und aus demselben in Chimiphili Offenbarung, wie auch in andern Adeptensammlungen ausführlich beschrieben. Er hat zwar als ein gemeiner Mensch ohne Glanz gelebt, aber manche dürftige Familie mit viel tausend Dukaten unterstüzt, endlich aber den venetianischen Adelstand mit 100000 Dukaten erkauft. Sein Umgang wurde nicht allein von den dasigen Gelehrten, sondern auch von Ausländern vielfältig gesucht. Er soll sich nachher von Venedig wegbegeben, und in Florenz, Turin, Paris, Haag und andern

großen

großen Oertern wechselsweise aufgehalten haben, und zulezt in der Schelde durch Umstürzung des Fahrzeugs ertrunken sein. Borrichius in Diss. de Ortu & progress. chimiae, und andre Schriftsteller erzälen auch vieles von einem Mayländer, Jos. Franz Borri, welcher sich am dänischen Hofe aufgehalten, und daselbst sowol, als auch an manchen andern Orten viele Metallverädlungen gezeigt hat; obgleich er in andern Stücken ein eben nicht zu redlicher Mensch war, und deswegen von einigen nicht unter die Zunft der ächten Hermetiker gezählt wird. Von einem andern italiänischen Adepten erzält D. Matthias in Decad. arcan. II, daß derselbe einem Fürsten von Troppau anderthalb Pfund Blei mit 3 Granen eines graugelben Pulvers zu Gold gemacht habe, wovon gedachter Schriftsteller selbst ein Pfund in Händen gehabt, welches ihm der gedachte Fürst gewiesen, der ihm zugleich versicherte, daß er vermittelst des vom Adepten erhaltenen Pulvers selbst noch mehr Gold gemacht habe. Mangetus in der Vorrede der Bibliothecae chimicae erzält auch aus glaubwürdigen Nachrichten, daß im Jahre 1650, ein Italiäner in Genf, Zinn und Quecksilber zum feinsten Golde gemacht habe. Junghken in Corpore pharmaceutico chimico medico Sect. III. Cap. 29, versichert glaubhaft und umständlich aus einem Briefe vom 25ten November 1667, daß einer von einem Künstler aus Amsterdam den achten Teil eines Grans einer goldmachenden Tinktur erhalten, und sechs Unzen Blei damit zu einem so hohen Golde verädelt habe, daß mit diesem Golde noch 200 Teile Blei vermischt und zu gutem Golde geworden sein. Das Gold hätte einige mal bei der Arbeit geschmolzen, und in Wasser abgelöscht werden müssen, welches Wasser davon große Heilkräfte bekommen habe. Nach Reyhers Erzälung in Diss. de nummis ex Auro chimico kam im Jahr 1649

zu

zu Chur in Bünden ein Reisender, welcher sonst in Genua wohnte, in die Apoteke, wurde mit dem daselbst servirenden Gesellen Morgenbesser bekannt, nötigte denselben zu sich in die Herberge, und zeigte ihm eine Verädlung des Bleies in Silber, welche er mit einem Gran eines weißen Pulvers bewerkstelligte. Noch sezt dieser Schriftsteller hinzu, daß kürzlich in Koppenhagen, in Gegenwart des Königs, aus Quecksilber Silber gemacht worden sei; imgleichen daß zu Breslau ein Jesuit einen Laboranten gelehret habe, aus jeder Unze Silbers anderthalb Dukaten Goldes zu bringen. Theobaldus ab Hoghelande in der Vorrede seines Buchs de difficultat. alchimiae sagt: Es wären viele in Frankreich, England, Deutschland, Böhmen und den Niederlanden, welche mit ihren Händen durch ein von andern erhaltenes Pulver aus gewärmtem Quecksilber Silber und Gold machen könnten. Hiebei muß ich bemerken, daß vielleicht mancher Adept vorgebe, um sich nicht in Gefahr zu stürzen: er habe das verädelnde Pulver von andern erhalten, da er doch selbst solches ausgearbeitet hatte.

§. 106. Man sieht hieraus, daß das 16te und 17te Jahrhundert sehr fruchtbar an alchimistischen Geschichten sei. Hr. Wiegleb, zu dem ich mich nun wieder wende, drükt dieses nach seiner Art aus: „Es habe „die Goldmacherseuche zu dieser Zeit sehr überhand ge„nommen. Um die Alchimisten und ihre Wissenschaft „verächtlich zu machen, führt er eine Stelle aus Mo„resinus und Scaliger an, welche beide den Alchimi„sten sehr abhold sind.“ Es ist aber nicht einzusehen, wie dieses der Alchimie schaden könne; denn solches beweiset doch weiter nichts, als daß, so wie von je her, also auch um diese Zeit die alchimistische Wissenschaft ihre Verächter gehabt habe. Moresin und Scaliger

mochten in andern Dingen gelehrt genug sein, sie waren aber Menschen, und hatten ihre menschlichen Vorurteile und Schwachheiten, so wie jeder Mensch sie hat. „Auch das Histörchen, welches er vom Pabst „Leo X. anführt, der dem Augurellus einen leeren „Beutel zum Geschenk gemacht haben soll, als dieser „ihm sein Gedicht von der Goldmacherkunst überreicht „hatte, wobei der Pabst die Worte gebraucht hätte: „Wer Gold machen kann, bedarf nur eines Beutels, „um es darin zu thun;" ist sehr unerheblich. Man weiß aus der Geschichte, daß Pabst Leo X. zuweilen sehr böse und mürrisch gewesen sei, zuweilen auch eine scherzhafte Laune gehabt habe, welche er manchmal übertrieb. Dieses leztere ist aus der närrischen Komödie zu sehen, welche er mit seinem Schreiber Tarascono Parmensi spielen ließ, imgleichen aus demjenigen, was er mit Baraballo Cajetano, einem eingebildeten närrischen Poeten, vornahm, wovon man die Lebensgeschichte des gedachten Pabstes nachlesen kann. Obgleich es auch gewis ist, daß Augurellus diesem Pabst sein Gedicht, Chrysopoeia oder die Goldmacherkunst genannt, zugeeignet habe, so ist es doch ungewis, daß der Pabst dasselbe auf eine so lustige Art, wie das Anekdötchen besaget, aufgenommen haben sollte. In dem Leben dieses Pabstes, welches Jovius ausführlich beschrieben hat, findet sich wenigstens davon nicht das mindeste, obgleich Jovius viele andre Schwänke und Anekdoten solcher Art von ihm erzählet. Er versichert vielmehr, daß dieser Pabst die Künste und Wissenschaften aller Art sehr geliebt, auch vorzüglich in seinen jungen Jahren mit gelehrten Alchimisten, z. B. Marsilius Ficinus, Pico Mirandulanus u. s. w. täglichen und vertrauten Umgang gehabt habe. Hierzu kommt noch das Zeugnis, welches Fanianus in seinem Traktat de jure alchimiae aus dem Responso des Thomä Arsoncini an-

anführet, welcher ausdrüklich sagt: „Joh. Augurellus, „ein grosser Poet, hat sein Werkchen von der Alchimie „freimütig zugeeignet und präsentirt, dem Pabst Leo „dem zehnten, welchem, wie bekannt ist, dieses Ge„schenk höchst angenehm gewesen ist." Diese von einem Gegner der Alchymie ersonnene Anekdote hätte also Hr. Wiegleb wol weglassen können, um desto eher, da die Alchimisten keine Mückenstiche fühlen.

§. 107. Als in Helmstädt der Professor Cornelius Martini eine Abhandlung gegen die Goldmacherkunst öffentlich verteidigen wolte, trat ein angesehener aufrichtiger Mann, und guter bekannter Freund des gedachten Professors in den Hörsal, ließ Kohlen und Blei bringen, und machte dieses öffentlich zu Gold; nachdem er in das geschmolzene Blei ein wenig von einer Tinktur geschüttet hatte. Er überreichte davon einen Teil noch ganz waren dem Martini mit diesen Worten: solve mihi hunc syllogismum. Nicht allein die Zuhörer wurden darüber bestürzt, sondern auch der Professor selbst so schamroth und umgekehrt, daß er seine Meinung änderte, und nachher selbst ein eifriger Anhänger der Alchimie wurde. So wird kürzlich diese Geschichte von Zwölfer Part. I. Mantissae spagyricae erzählt. „Hr. Wiegleb sucht diese Geschichte verdächtig „zu machen, und meinet, jener habe den Martini durch „einen Betrug angeführet, Gold vorher unter dem „Blei geschmolzen, und dieses Blei zum Versuche ge„braucht." Dis läßt sich aber von jenem Künstler nicht gedenken, weil es ein schlechtes Freundschaftsstük von ihm gewesen sein würde, seinen Bekannten und Freund auf eine solche Weise zu betrügen, und öffentlich der Verspottung vieler Zuhörer bloß zu stellen. Von Martini, als einem gelehrten Manne, läßt sich noch weniger

geden-

gedenken, daß er sich auf eine solche Art hätte anführen lassen. Wenn er auch nicht gleich in der ersten Bestürzung die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Goldmachens hat untersuchen können, so würde er es doch wenigstens in der Folge zu Hause gethan haben. Dieses lezte ist auch gewis geschehen. Da aber ausdrüklich gesagt wird, daß Martini nachher ein eifriger Anhänger der Alchimie geworden sei; so läßt sich ja nicht anders gedenken, als daß er bei einer genauen Untersuchung gar keinen Betrug, wol aber die vollkommene Wahrheit der geschehenen Verädlung entdekt habe, er würde sonst vielmehr ein noch größerer Gegner der Alchimie geworden sein. „Ob aber Hr. Wiegleb bei solcher au„genscheinlichen Gewisheit der Geschichte Recht habe, „hier zu fordern: daß man beweisen solle, daß das zu „diesem Versuche gebrauchte Blei kein Gold enthalten; „oder ob man nicht vielmehr von ihm, als dem bejahen„den Teil, einen strengen Beweis verlangen könne, daß „würklich unter diesem Blei Gold gewesen, oder sonst „ein Betrug vorgegangen sei," solches mag ein jeder beurteilen. Uebrigens verliert diese von Zwölfer ausführlich erzählte Geschichte nichts an ihrer Wahrheit, wenn auch, wie Hr. Wiegleb sagt, Morhof davon in Helmstädt nichts gewisses hat in Erfahrung bringen können; denn seit Martini und Morhofs Zeit konnte dieselbe leicht vergessen sein; auch Morhof konnte zufällig nur an solche sich gewandt haben, denen davon nichts bekannt war, da ihm hingegen andre davon einen ausführlichen Bericht hätten geben können.

§. 108. Johann Fried. Helvetius oder Schweizer, ein gelehrter Arzt und Naturforscher im Haag, erzählt in seinem Buch, vitulus aureus genannt: Es sei im Jahr 1666 den 27ten December ein unbekannter

Mann zu ihm gekommen, habe sich für einen Rothgießer ausgegeben, allerlei alchimistische Reden geführt, fünf Goldplatten hervorgezogen, und darauf mystische Sprüche gekrazet, endlich eine elfenbeinerne Büchse geöfnet, worin drei Stücke, von der Größe einer welschen Nuß, einer bleichgelben glasartigen Materie sich befunden hätten. Hievon hat er ihm ein Stükchen von der größe eines Rübsamens gegeben. Als Helvetius mit dieser vermeintlich kleinen Gabe nicht zufrieden war, teilte der Fremde dieses Stükchen mit dem Daumen, warf die Hälfte weg, und überreichte ihm den Rest, indem er sagte: Da hast du noch genug davon. Dieses wenige hat Helvetius in Wachs eingewickelt, nachher auf anderthalb loth geschmolzenes Blei geworfen, welches dann zum besten Golde geworden ist. Der Künstler hat sich gleich entfernt. Diese Geschichte wird in allen Sammlungen der Adeptenbegebenheiten ausführlich erzälet, und die nachdrüklichen Reden, welche der Künstler geführt, sind dabei aufgezeichnet. Helvetius ist, nach Chimiphili Bericht, vorher ein heftiger Gegner der Alchimie gewesen, aber von einem rosenkreuzerischen Adepten, Namens Gottmann, bekehret worden, nachdem dieser, in seiner Gegenwart, eine bleierne Kugel in Gold verädelt hatte. Uebrigens hat gedachter Helvetius noch viele Jahre lang den Tiegel und die sonstigen Ueberbleibsel von jener Verwandlung den Reisenden vorgezeigt, und an der Geschichte selbst ist nie mit Grund gezweifelt worden. Außer der oben erzählten Geschichte, hat Helvetius im angeführten Buche noch eine Begebenheit aufgezeichnet, mit einem Silberschmidt Grill, welcher im Haag, im Jahr 1664 durch einen auf besondre Weise bereiteten Salzgeist Blei also zeitigen konnte, daß er aus einem Pfunde dieses verächtlichen Metalls 12 Unzen Silbers und zwei Unzen Goldes erhielte.

§. 109.

§. 109. Der bei allen Alchimisten wol bekannte Montesnyder kam im Jahr 1655 schlecht bekleidet zu Achen in das Haus eines Münzmeisters und Goldschmidts, Guillaume genannt, nahm aber gleich wieder Abschied, weil der Münzmeister einen Besuch von andern guten Freunden hatte. Aber nach 12 Jahren stellte er sich wieder ein, ließ einen Ring, welcher aus sprödem Golde bestund, von ihm fein machen, und des andern Tages muste Guillaume 28 Loth Blei nehmen, welches mit keinem andern Metall vermischt war, und als es geschmolzen war, noch ein halbes Loth Kupfer dazu thun. Der Adept zog nun ein Pulver aus der Tasche, welches viertehalb Grane wog, und dieses wurde auf das geschmolzene Metall geworfen. Nach dem Ausgießen war es grau, spröde wie Glas, und ein halb Loth leichter als vorher. Es wurde nochmals geschmolzen, ausgegossen und noch ein und ein halb Loth leichter wie vorher, aber gelb und wie vorher spröde gefunden. Dieses Schmelzen und Ausgießen wurde sechs mal wiederhohlet, es wurde immer weniger am Gewicht, aber schöner jedesmal, zulezt blieben 18 Loth des feinsten Goldes übrig, welches Montesnyder zu sich nahm, und sich darauf entfernte. Guillaume bekam aber noch aus den im Tiegel hängen gebliebenen Reliquien, welche er sorgfältig sammlete, für 18 Rthl. Gold. Die Geschichte wurde in der ganzen Stadt bekannt, und von den Bürgermeistern untersucht. Sie wird von dem berühmten Metallurgen und Chimisten, Goosen van Breeswyck, erzählt in seinem Traktat de Goude Leeuw. Auch hat D. Blondel, ein achenscher Arzt, sie mündlich gegen den Olaus Borrichius bekräftiget, und demselben noch ein Stükchen des von Montesnyder gemachten Goldes gezeigt. Auch Wedel, in der Einleit. zur Alchimie, sagt, daß ein glaubwürdiger Mann, welcher mit Montesnyder Umgang ge-

gehabt, ihm versichert habe, daß er Quecksilber in Gold tingiret hätte. * Gedachter Montesnyder soll mit seinem eigentlichen Namen Johann Snyder geheißen haben, ein Pfälzer von Geburt, und sehr freigebig mit seinem Pulver gewesen sein. Er hat dasselbe nicht für den Stein der Weisen, sondern bloß für ein Partikular ausgegeben, auch sogar guten Freunden den Proceß der Bereitung desselben mitgeteilet, wobei er jedoch immer etwas verschwiegen hat. Einige haben ihn deswegen für einen Sophisten und Betrüger gehalten, und behaupten wollen, daß er die Tinktur von seinem Grosvater mütterlicher Seite, dem berühmten Levinus Lemnius geerbt, und sich derselben bei seinen Verädlungen bedienet habe, ohne übrigens die Verfertigung derselben selbst zu verstehen.

§. 110. Eine ähnliche Adeptenerscheinung soll, nach dem Berichte des Verfassers der Ehrenrettung der Alchimie, welcher die Wahrheit derselben aus Privatbriefen wuste, im Jahre 1680 zu Frankfurt am Mayn vorgefallen sein. Es kam nämlich ein unansehnlicher Mann zu dem Goldarbeiter Carl le Blon, begehrte von demselben einen Tiegel, in welchem er gemein Blei schmelzen ließ, worauf er dann ein rothes Pülverchen warf. Das Blei wurde hierauf zu feinem Golde. Er hat dem le Blon anderthalb Loth von diesem Golde für seine Mühe gegeben. Einige glauben, daß dieser Mann eben derselbe Adept gewesen sei, welcher 16 Jahre zuvor beim Helvetius sich eingefunden hatte. Im Jahre 1685 soll ebenfals ein schlecht gekleideter Mann beim berühmten Boyle gekommen sein, und demselben ein kleines Pulver gegeben haben, um solches auf geringe Metalle zu werfen. Boyle that dieses. Der Adept befahl, das geschmolzene Metall so lange stehen zu lassen, bis das Feuer ausgegangen, und der Tiegel erkaltet sein

würde.

würde. Mitlerweile entfernte er sich, und nachher wurde alles ins feinste Gold verändert befunden. Nicht allein Boyle, sondern auch Mangetus bezeugen diese Geschichte. Lezterer versichert auch, von diesem Golde selbst etwas bei einem Bischofe gesehen zu haben. Es würde übrigens sehr leicht sein, noch eine Menge historischer Beweise der geschehenen Metallverädlung aus den beiden vorigen Jahrhunderten anzuführen, da aber die angeführten schon zu meiner Absicht hinreichen, so will ich den Leser nur auf die Sammler dieser Geschichten, besonders auf Creilings Ehrenrettung der Alchimie, und Güldenfalks Sammlung wahrhafter Transmutationsgeschichten verweisen, wo mehrere Geschichten anzutreffen sind. Jezt werde ich noch aus dem gegenwärtigen 18ten Jahrhunderte die wichtigsten alchimistischen Begebenheiten erzälen, auch dasjenige, was Hr. Wiegleb dagegen etwa einzuwenden hat, kürzlich prüfen.

§. 111. Im Anfange dieses Jahrhunderts hat vorzüglich Cajetano sehr viel Aufsehen gemacht. Die Rolle, welche er am königl. preußischen Hofe gespielt hat, ist noch im Andenken. Er spielte den Betrüger, und bekam dafür seine gerechte Strafe. Dennoch war er ein würklicher Goldmacher. Seine Geschichte an diesem Hofe hat er in einer Specie facti beschrieben, und zu Frankfurt übergeben; man kann solche in Creilings Ehrenrettung der Alchimie lesen. Da sie, wie leicht zu gedenken ist, einseitig von ihm abgefaßt ist, so will ich daraus gar nichts anführen, sondern mich blos an dem vom geheimen Sekretär Hesse im Druk gegebenen Gegenbericht vom dato Berlin den 31 Januar 1708 halten, welcher gewis nicht für parteiisch erklärt werden kann. Zufolge desselben kam Cajetano im August 1705 zu Berlin an, sezte sich daselbst in Equipage,

wandte sich an den Hof, bat um Schuz, und erbot sich, die Verwandlung der Metalle zu zeigen. Er machte in Gegenwart des Hofes drei kleine Proben, übergab auch zugleich einige Grane von der rothen und weißen Tinktur, nebst der Methode, wie solche multiplicirt werden solten. Er ordnete dazu alles an, und versprach nach 60 Tagen acht Loth rothe und sieben Loth weiße Tinktur zu liefern. Man begegnete ihm hierauf freundlich, fand aber nicht rathsam, ihm sonst etwas zu geben, sondern wolte den Ausgang der Multiplication erwarten; Cajetano aber entfernte sich nach Hildesheim. Vorher hatte er geleugnet, daß er das gold- und silbermachende Pulver selbst verfertigen könnte, nun aber schrieb er von Hildesheim aus an den König, versicherte, daß er selbst der Besizer dieser geheimen Kunst wäre, und erbot sich, solche zu lehren, wenn er den verlangten Schuz erhielte. Nun ward der Kammerherr von Marschall an ihn geschikt, der ihm das mit Brillanten besezte Portrait des Königs und das Diploma eines Generalmajors überbrachte. Beides nahm er an, und nun wurde das alchimistische Werk zu Coswig vorgenommen, der Proceß schriftlich eingehändigt, und darnach gearbeitet. Mitten in der Arbeit wurde die Phiole geöfnet, etwas Liquor herausgenommen, und damit drei bis vier Pfund Quecksilber zu Silber gemacht. Nach einiger Zeit wurde wieder etwas herausgenommen, und damit ein Reichsgulden zu Golde tingiret. Um diese Zeit fing Cajetano an, impertinent zu werden, machte allerlei Forderungen, und als er seinen Zwek nicht erreichen konnte, flohe er wieder weg, und zwar nach Stettin, verklagte von daher den Herrn von Marschall beim Könige, und verlangte Geld. Der geheime Sekretär Heß wurde zwar abgeschikt, ihn wieder zur Rükreise zu bereden, es war aber alles umsonst. Er ging vielmehr nach Hamburg, ver-

klagte

klagte von da aus nochmals den Herrn von Marschall heftig, und nun wurde beschlossen, ihn aufheben zu lassen. Die zu Coswig befindliche Phiole ward geöfnet, und nichts darin gefunden. Als er zu Berlin wieder ankam, solte er nicht allein seine Anklage wider den Hrn. von Marschall wahr machen, den er beschuldigt hatte, als wenn er das Arkanum für sich behalten wolte, und ihn übel behandelt hätte; sondern auch den zu Coswig angegebenen chimischen Proceß verificiren. Er erbot sich zwar, solches zu thun, suchte aber allerlei Aufschub, und wolte auch die schon zehn Monate lang in der Multiplication zu Berlin gestandene Phiole, nebst der darin befindlichen Materie, welche doch bei sechs Millionen austragen solte, nicht für die seinige erkennen. Er muste indessen die zu Coswig vorgenommene Operation wiederholen, mitten in der Arbeit wurde die Phiole wieder geöfnet, etliche Löffel voll wurden herausgenommen, und damit zwei Pfund Quecksilber in Silber verwandelt. Nach einigen Wochen ward sie wieder geöfnet, und mit etwas Liquor ein Pfund Quecksilber zu Gold tingiret. Das Residuum in der Phiole wolte Cajetano dem Könige in flüssiger Gestalt überliefern, und damit tingiren. Es wurde ihm aber anbefolen, die Tinktur zur Trokne zu bringen, und so dann in Gegenwart des Königs damit zu tingiren; das Gemach wurde wohl verwahrt, und er in genauer Aufsicht gehalten. Dieses stund ihm nicht an; er ließ also zwar die Phiole aufs neue einsezen, ließ aber ein solches Feuer darunter legen, daß die Phiole in kurzer Zeit zersprang, und alles verloren ging. Nun schüzte er vor, daß es unmöglich sei, eine solche Arbeit im Arrest zu verrichten, und verlangte Freiheit, da er dann alles leisten wolte, was er versprochen hatte. Es wurde ihm hierauf das Fürstenhaus angewiesen, er selbst ward aus der königlichen Küche gespeiset, und jedes Bedürfnis zu

seinem Unterhalt wurde besorget, so daß die Unkosten, welche man seinetwegen anwandte, nebst dem, was zur Auslösung seiner versezten Juwelen und sonst aufgegangen war, sich zu funfzehn bis sechzehn tausend Thalern beliefen. Er stellte nun dem Könige nochmals vor, daß sein chimischer Proceß gerecht sei, und wolte er auch in wenig Monaten darthun, daß seine Beschuldigungen des von Marschalls gegründet wären. Dennoch suchte er immer Aufschub und Ausflüchte. Gegen Anfang des Augusts wurde die Phiole geöfnet, und mit etwas Liquor 30 bis 32 Mark Quecksilber zu Silber gemacht, die Goldprobe aber kam erst in der Mitte des Novembers zum Vorschein; ohngeachtet er sie früher versprochen hatte. Der Hof erwartete indessen mit Ungeduld, was aus dem Zögern werden würde, allein Cajetano suchte nur Geld zu machen, und heimlich davon zu schleichen. Bei dieser lezten Goldprobe nun solte die Tinktur in trokner Gestalt und genugsamer Menge übergehen, und ein halber oder ganzer Centner Goldes in des Königs Gegenwart damit tingiret, und also der Proceß verificirt und der Hr. von Marschall convincirt werden. Aber acht Tage vor seiner, des Cajetano, Flucht, öfnete er die Phiole, worin der Reichtum stecken solte, und welche während der Arbeit wol über drei Wochen kalt gestanden, und goß 15 bis 20 Tropfen daraus auf 40 Loth Quecksilber, welches zu Gold tingirt wurde. Dieses Gold ließ er sich bezahlen, versprach aber, die große Probe am 23ten November abzulegen, ehe aber dieser Tag herbei kam, machte er sich heimlich davon. Bisher geht der Auszug aus der Nachricht des Hrn. Heß, welcher man um so viel mehr Glauben beimessen kann, da er sie mit Vorwissen des Hofes kund gemacht hat. Das fernere Schiksal des Cajetano ist bekannt. Er wurde wieder ertappt, und nach formirtem Criminalproceß zu Cüstrin

im

im Jahre 1708 den 23ten August an einem mit goldenem Lahn beschlagenen Galgen gehenket. Er soll kein wahrer Graf, sondern der Sohn eines neapolitanischen Goldschmidts gewesen sein, obgleich er sich für einen Grafen ausgegeben hatte. Aus seiner Geschichte gehet aber hervor, daß er würklich eine Tinktur gehabt habe, womit er schlechtere Metalle in Silber und Gold hat verädeln können, daß er folglich ein Alchimist gewesen sei. Daß er seine wiederhohlten Proben durch Taschenspielerkünste oder Betrügerei solte gemacht haben, ist nirgend gemeldet, solches läßt sich auch nicht gedenken, weil man ihm so sehr genau aufgepaßt hat. Ob er aber die Tinktur, womit er die Verädlung bewerkstelligte, von andern bekommen, oder ob er sie selbst bereitet habe, oder solche nach seiner angegebenen Anweisung habe bereitet, oder wenigstens vervielfältiget werden können, dieses kann in so weit einerlei sein, weil nur hier die Frage davon ist: Ob er würklich Gold gemacht habe? Daran kann man dann nicht zweifeln. Eine Tinktur dazu hat er besessen, vermutlich ist ihm solche zu Ende gegangen, so daß er hernach den kleinen Rest derselben zu seinen Versuchen verbraucht, und geglaubt hat, dadurch Geld oder sonstige Vorteile zu erhaschen. Es ist anderweitig bekannt, daß er die Hostie darauf genommen, und mit der Versicherung gestorben sei: er sei ein wahrer Adept. Auch haben die Geistlichen, welche ihn zum Tode bereitet hatten, nachher versichert, daß sie alle Ursachen hätten, solches von ihm zu glauben. Er soll auch sehr um Aufschub seiner Hinrichtung gebäten haben, mit dem Versprechen, daß er nunmehr, weil er Ernst sähe, sein Versprechen, bei Strafe eines weit ärgern Todes, erfüllen wolle. Nicht allein aber hat er am Hofe, sondern auch vor Privatpersonen in Berlin Beweise gegeben, daß er ein Pulver zur Verädlung der Metalle besize. Hannemann in seinem Tubalcain

und

und Jason führt unter andern davon ein Beispiel an, daß nämlich Cajetano von einem andern Chimisten, welcher sehr genau Achtung gab, ob auch Betrug vorginge, ein 16 Groschenstük gefordert, solches glühend gemacht, darauf ein weniges von seinem Pulver mit Sand vermengt genommen, und in demselben das glühende Silberstük gelegt und in dem Sande verscharret habe, welchen er mit der Hand zusammendrükte, worauf dann die Tinktur sich in das Silber gezogen, und die Münze ganz zu Golde geworden ist. Auch vor seiner Flucht nach Frankfurt hat er in seinem Quartier viele Pfunden Gold gemacht, und mit auf die Reise genommen. Imgleichen hat er noch sieben Pfund Quecksilbers mit einem Grane seines weißen Pulvers in Gegenwart eines andern berühmten Chimisten zu Silber veradelt, wie solches nebst noch andern hieher gehörigen Dingen Hr. Güldenfalk in seiner Sammlung wahrhafter Transmutationsgeschichten erzälet. Schon vor seiner Reise nach Berlin hatte er an verschiedenen Höfen Beweise seiner Kunst gegeben, dieses versichert Petraus in der Vorrede zu Basilii Valentini Werken, imgleichen der oben angeführte Hannemann. Unter andern soll er bei dem Kaiser Leopold, wie der Verfasser der Abhandlung über die schwärzerische Metallverwandlungskünste in der zwoten Sammlung der neuen alchimistischen Bibliotek versichert, einen Klumpen Blei, bei dem Churfürsten Maximilian von Bayern aber gar 300 Pfund Blei zu Gold gemacht haben. Auch der Landgraf Karl von Hessen hat, vermittelst der Tinktur dieses Cajetano, ein Stük Kupfer zu Gold, auch ein halb Pfund Quecksilber zu Silber veradelt, welches Gold und Silber noch jezt zu Cassel im Kunsthause nebst folgendem eigenhändigem Certificat des gedachten Landgrafen zu sehen ist: Hierin befindet sich ein von Kupfer auf der Capelle abgetriebenes Stük Gold,

Gold, so zwei Loth und ein achtel wieget, welches ein Italiäner, le Comte Cajetano, auf Kupfer tingiret, benebenst einem Stük Silber, so ebenfals obgemeldter aus Quecksilber gemacht. Das Gold hat die Probe durch das Antimonium und Quecksilber auf der Capell gehalten, wie die beiliegenden zwei Probkörner ausweisen, und hat das Silber gleichfalls die Capell gehalten. Es ist dieses Gold und Silber vor meinen Augen durch einige wenige Körner, wie Mohnsamen groß, so die Tinktur war, aus einem Stük Kupfer von vier Loth weniger ein Quintin, und das Silber aus einem halben Pfund Quecksilber gemacht worden, und hat dieses Silber gewogen 14 Loth. Unbegreiflich ist es, wie bei solchen offenbaren Beweisen der Möglichkeit der Metallverädlungskunst, es noch Gelehrte geben kann, welche daran zweifeln können, und nicht erröthen, wenn sie behaupten, daß besonders die cajetanischen abgelegten Proben bloß ein Gaukelspiel gewesen wären. Denn obgleich Cajetano im übrigen Betracht ein aller Strafe würdiger Schurke war, so wird doch niemand verabreden können, daß er eine gold- und silbermachende Tinktur gehabt habe, ja es läßt sich auch vermuthen, daß er diese Tinktur selber habe machen können.

§. 112. Joh. Friedr. Böttcher, ein Voigtländer, andre sagen, ein Magdeburger, war im Anfange dieses Jahrhunderts in Berlin, um bei dem Apoteker Zorn die Apotekerkunst zu lernen. Er hatte eine besondre Lust zur Alchimie, und laß fleißig die hermetischen Schriften. Einst bekam er ein Manuscript, welches von dieser Wissenschaft handelte, und nach dessen Anweisung verädelte er mehrmals Kupfer und Zinn in Silber. Er machte sich darauf mit einem gewissen Sibert bekannt, welcher in der Vorstadt wohnte, und

in

in dem Ruf eines Alchimisten stund, gab endlich die Apotekerkunst dran, und nahm sich vor, nach Wittenberg zu reisen, um die Arzneikunst zu studiren. Vor seiner Abreise legte er in dem Hause des gedachten Zorns und im Beiseln zweier fremder Prediger, Winkler und Borst, einen Beweis der Möglichkeit des Goldmachens ab, und verädelte einige doppelte Gutegroschen, welche er in einem Tiegel schmelzen ließ, durch Hinzuthuung eines wenigen Pulvers, in das feinste Gold. Peträus in praefat. ad Basil. Valent. sezt noch hinzu, daß Bötticher 13 Zweigroschenstücke in Zorns Apoteke, in Gegenwart vieler Zeugen, in Gold verädelt, auch noch vorher einem Laboranten daselbst acht Loth Queksilbers und acht Loth Bleies binnen einer halben Viertelstunde, vermittelst eines kleinen Körnchens seines braunrothen Pulvers, zu Gold gemacht habe; auch hätte dieses Pulver die Kraft gehabt, das Glas weich und unzerbrechlich, oder vielmehr malleabel zu machen. Nicht allein alle Zeitungen waren damals von der Bötticherischen Goldmachergeschichte voll; sondern sie wird auch in Paullini anmutiger Langenweile erzält. Auch Buddeus in Quaest. polit. an alchimistae in Republica sint tolerandi, ingleichen Christianus Democritus oder Dippel im aufrichtigen Protestanten, erzälen dieselbe umständlich. Lezterer sezt noch andre Lebensumstände des Böttichers hinzu. Er wurde in Wittenberg bald bekannt, vom König August nach Dresden gefordert, und in genauer Aufsicht gehalten. Hier zeigte er noch manche Proben seiner Kunst, verschwendete aber seine Tinktur so sehr, daß sie zu Ende ging. Er hatte sie selbst nicht gemacht, sondern von einem griechischen Archimandriten bekommen, welcher in unansehnlicher Gestalt damals umherreisete, und mit ihm in Berlin bekannt geworden war. Dieser teilte ihm dann einen Vorrath von Tinktur mit dem ausdrüklichen Be-

Bedinge mit, daß er aller Orten die Ungläubigen von der Möglichkeit der Metallverädlungskunst dadurch überzeugen solte. Da Bötticher sich selbst für den Verfertiger derselben ausgegeben hatte, so zog er sich dadurch die Gefangenschaft auf dem Sonnenstein zu, woselbst er, unter der Aufsicht des Herrn von Tschirnhausen, sich mit alchimistischen Arbeiten beschäftigen muste. Obgleich er nun hierin nicht glüklich war, so erfand er doch durch seine vielfältigen Mischungen und Schmelzungen das bekannte schöne sächsische Porcellän. Er war also, so lange der Vorrath seiner Tinktur währte, ein würklicher Goldmacher, und würde glüklicher gewesen sein, wenn er damit nicht so verschwenderisch umgegangen wäre. Sein Wohlthäter, der Archimandrit, soll ihm zwar auch einige Anweisung zur alchimistischen Kunst gegeben haben, aber so unvollständig, daß er nie seinen Zwek erreicht hat. Uebrigens soll dieser Archimandrit, welcher sich Lascaris genennt hat, nachher noch einem jungen Arzt in Berlin, Namens Pasch, ebenfals etwas vom Stein der Weisen gegeben, und demselben aufgetragen haben, zur Befreiung des gefangnen Böttchers 800000 Dukaten in seinem Namen zu bieten, welcher Pasch aber darüber selbst unglüklich geworden ist. Die Geschichte findet sich, wie gesagt, ausführlich hievon bei dem oben benannten Christ. Democrit. aus welchem sie auch Hr. Güldenfalk in seine Sammlung wahrhafter Transmutationsgeschichten aufgenommen hat. Der berühmte Leibniz, welcher selbst bei einer alchimistischen Gesellschaft Sekretär war, gibt auch in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften von diesem Böttcher und seiner Geschichte in Berlin Nachricht.

§. 113. Gedachter Hr. Güldenfalk erzält auch die Geschichte eines andern Apotekerburschen aus Frizlar, wel-

welcher nicht nur zu Frankfurt bei dem Apoteker Salzwedel, sondern auch an mehr Orten Beweise des Goldmachens gegeben, und versichert hat, daß er die Tinktur von einem alten sterbenden Doktor der Arznei, dem er in seiner Krankheit aufwartete, zum Geschenk bekommen habe. Allem Vermuten nach ist diese Geschichte eben dieselbe, welche Peträus in Praefat. ad Bas. Val. und aus demselben der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie erzälet, wo es heißt: „Vor 15 Jahren sind „zu Frankfurt beim Apoteker Salzwedel Projectiones „geschehen, mit einem rothen Oel auf Saturnum und „Mercurium, wie dann davon Horlacher in seiner „Praefation über die hellscheinende Sonne Fabri und „C. H. E. D. in Itiner. Angl. & Batav. Meldung ge„than. — Ich habe gleichfals die Projection mit vier „Tropfen von diesem Oel auf ein Quintlein Mercurii „vivi zu Münster in Westphalen nicht allein gesehen, „sondern selber verrichtet, und alles vorher, als den „Tiegel, Mercurius vivus, ein wenig Wachs und Bo„rax dazu gekauft, damit gar kein dubium bei mir „restiren möchte — und nachdem mir der Possessor vier „Tropfen von der Tinktur auf das ausgebreitete Wachs „gegossen, habe solches zusammengeklebt, und zu den „andern Sachen alles mit einander in den Tiegel gethan, „eine große Kohle darauf gelegt, und in der Schmiede „allmählig zublasen lassen, so ist in einer halben Vier„telstunde das schönste Gold bei einer Dukaten schwer „daraus geworden." In der zwoten Samml. der neuen alchimist. Bibliotek wird Seite 80 gemeldet, daß in der salzwedelschen Apoteke von solchem alchimistischem Golde noch etwas aufgehoben sei, und den Fremden gezeiget werde.

§. 114. Im Jahr 1704 kam in Leipzig bei Wolf Georg Stollen, einem berühmten Künstler und Gold-

Goldscheider, ein fremder Herr, und wünschte etwas von seiner Arbeit zu sehen, übergab ihm darauf zur Dankbarkeit ein Stük eines Metalls, welches grüngelb und spröde aussahe, mit dem Bedeuten, daß solches ein neugebornes Gold sei, und könne er solches durchs Antimonium gießen, und sehen, ob die Masse auch in der schärfsten Probe bestehe. Dis geschah zu dreienmalen, und es kam ein hochfarbigtes Gold, 12 Loth am Gewicht, heraus. Des andern Tages ließ der Fremde hievon Schaumünzen mit mystischen Ueberschriften verfertigen, und verehrte dem gedachten Stollen zwo davon, versprach auch Morgen wieder zu kommen, und den Rest von dem Nachgolde aus dem Antimonio vollends abzuholen; blieb aber aus. Stolle fand noch bei acht Dukaten schwer fein Gold in der übrig gebliebenen Masse. Diese Geschichte ist damals in den Zeitungen, ferner im beschäftigten Secretario und andern öffentlichen Blättern kund gemacht. Der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie führt sie auch weitläuftig aus einem erhaltenen Privatschreiben an. Im 25ten Gespräche im Reiche der Weltweisen wird gemeldet, daß eine von den gedachten Schaumünzen in das Cabinet des Königs von Polen, eine andre aber nach Gotha gekommen sei.

§. 115. Der durch sein trauriges Schicksal bekannte königl. pohlnische Obristlieutenant von Paykul wird mit allem Rechte unter die Alchimisten gezälet, welche im Anfange dieses Jahrhunderts bekannt gewesen sind. Er hat eine Partikulartinktur gehabt, und selbst ausgearbeitet, mit welcher sechs Teile Blei oder eines andern Metalls in Gold verädelt werden konnten. Hievon hat er gegen die schwedischen Kommissarien eine Probe abgelegt, welche dabei alle Vorsichtigkeit beobachteten, damit kein Betrug vorgehen konnte. Er

hofte dadurch, und weil er dem schwedischen Könige Karl XII jährlich so viel Gold, als zur Unterhaltung von 20 Regimentern erforderlich ist, zu machen versprach, sein Leben zu retten. Es war aber seine Hofnung vergebens, weil die Lieblinge des Königs nichts von der Alchimie hielten, und demselben vorstellten, als wenn Paykul nur dadurch Zeit zu gewinnen suchte. Der Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie führt dieses als eine sehr bekannte Sache an, teilt auch einen Brief mit, welchen ein vornehmer Graf aus Stokholm *) an ihn, zur Bestätigung der Sache, geschrieben hat; imgleichen beruft er sich auf den schwedischen Leibarzt D. Hiärne und dessen Privatzeugnis, sezt auch sonst noch einige hieher gehörige Umstände hinzu.

§. 116. Daß der berühmte Joh. Christian Dippel auch unter die Adepten der ersten Jahre dieses Jahrhunderts gehöre, daran ist fast nicht zu zweifeln. Er gibt unter dem verlarvten Namen Christiani Democriti im Wegweiser zum Licht und Recht, und zwar in der Vorrede zum 2ten Teil, von sich selbst folgende ins Enge gezogene Nachricht: Er glaubte ehmals, daß alles, was die Alchimisten vorgäben, noch weniger als Nichts sei. Als er aber zum Lesen der alchimistischen Bücher von einem Prediger überredet worden war, glaubte er zu finden, daß die Kunst, Gold und den Stein der Weisen zu machen, nicht so gar verstekt, vielweniger wider und über die Natur sei. Er bekam also Lust zu diesem Studio, und als ihm einstens ein chimi-

*) In dem Exemplar der Ehrenrettung der Alchimie, welches ich besize, hat der Verfasser eigenhändig dabei geschrieben, daß dieser der Graf von Piper gewesen sei.

chimisches Manuscript in die Hände fiel, worin die Wissenschaft umständlich beschrieben war, fing er an, selbst zu arbeiten, und verfertigte binnen acht Monaten eine Tinktur, welche 50 Teile Silber oder Quecksilber in Gold verädelte. Er war damit weder geheim, noch sonst sparsam, denn er glaubte, dieselbige durch die Multiplikation leicht erhöhen zu können. Ja er kaufte sogar um 50000 Gulden ein schönes Landgut, und gedachte solches mit dem, vermittelst des multiplicirten Steins der Weisen, verfertigten Golde zu bezalen. Die Multiplikation aber misglükte ihm, denn das Glas zerbrach während der Arbeit, so daß alles verloren ging. Er fing darauf zwar die erste Arbeit wieder an, hatte aber damit gar kein Glük, sondern wurde von manchen Hindernissen umhergetrieben. Dieser Dippel herbergete einstens zu Frankfurt in dem Wirthshause, die Reichskrone genannt, in einem Zimmer, worin kurz vorher ein Adept gewohnt hatte. Er fand daselbst noch in einer kleinen Nebenküche verschiedene chimische Gefäße mit alten Materien; diese versuchte er in einer Retorte, und schied daraus noch eine schöne Partikulartinktur, womit er geringe Metalle zu Gold machen konnte. Diese Geschichte ist auch eine von den Ermunterungen zu seinen chimischen Arbeiten gewesen. Sie wird nebst der Geschichte jenes Adepten in der güldenfalkischen Sammlung wahrhafter Transmutationsgeschichten ausführlich erzält. Dippel selbst sagt, er habe fünf Besizer der metallischen Tinktur gekannt; den lezten hätte er im Jahre 1707 in Amsterdam angetroffen. Dieser hatte eine besondere Erfindung, wodurch er die Verädlung der Metalle deutlich und ohne Betrug zeigen konnte. Er nahm ein Kupferblech, machte dasselbe glühend, und trug im Mittelpunkt desselben etwas weiße Tinktur darauf, wodurch sie zu Silber ward bis auf den Rand, welcher unverändert blieb. Hierauf ließ er das Blech

wieder glühen, und trug im Mittelpunkt etwas rothe Tinktur auf, wodurch ein ansehnlicher Flek zu Gold verändert wurde. Er schnitte sodann das Blech in schmale Striemen, so daß auf diese Weise in jedem Striemen das Gold, Silber und Kupfer sichtbar zu unterscheiden war. Dippel meldet ferner, daß er auch mit einem andern Adepten in Frankfurt Umgang gehabt, und dessen Tinktur und Projektion mehrmals gesehen habe. Er hieß Schmolz von Dierbach aus Großpohlen. Auch Peträus in der oft angeführten Vorrede zu Basilii Schriften gibt von diesem Schmolz Nachricht. Er war Obristlieutenant, kam zu Lissa, in einem Wirthshause, mit andern Officieren in ein Gespräch von der Alchimie. Er verteidigte dieselbe, so gut er konnte, und bewegte dadurch einen gegenwärtigen fremden Adepten, sich seiner thätlich anzunehmen, und ihm unter gewissen, sehr sonderbaren Bedingungen, welche er vorher beschwören muste, ein halbes Pfund einer Partikulartinktur zu verehren, wovon ein Teil 600 Teile feinern Silbers in das beste Gold veradeln konnte. Das Silber ward nur durchglühet, und dann die Tinktur darauf getragen; sie hatte die Gestalt eines blaßrothen Pulvers. Auch diese Geschichte kann man ausführlich bei obgedachtem Güldenfalk nachlesen. Im siebenten Bande, und zwar im vierten Stük des hamburgischen Magazins, unter dem Titel: Umgeworfene zwei scheinbare Stüzen der Gold- und Silbermacherei, sucht man diese schmolzische Geschichte verdächtig zu machen. Dem Verfasser dieses Aufsazes ward einstens ein Stük Metall gewiesen, und solches für Gold ausgegeben, welches aus Kupfer gemacht worden. Es war von einem Regimentsfeldscherer, vermittelst einer wenigen hineingeworfenen Tinktur, verfertigt worden, welche röthlich und durchsichtig aussahe. In der vom Verfasser dieses Aufsazes angestellten Wasserprobe fand es sich aber,

daß

daß es kein Gold war. Dieser Regimentsfeldscherer konnte auch mit eben der Tinktur dem Silber eine Goldfarbe geben, wovon jedoch dasselbe, wie er sagte, etwas brüchicht wurde. Diese Begebenheit gibt dem Verfasser Anlas, zu glauben, daß die schmolzische Tinktur mit dieser von einerlei Art gewesen sei; seine Gründe dazu sind folgende: „1) weil zu diesem Silber auch „nur ein wenig Tinktur gekommen, und in beiden Ge„schichten sonst noch viele Aehnlichkeit sei. 2) Weil in „der dippelschen Nachricht von Schmolz zwar stünde, „daß das Silber in das beste Gold verwandelt worden, „aber keine Kennzeichen angegeben wären, wodurch er „davon überführt worden. 3) Weil das schmolzische „Gold, laut der ausdrüklichen Nachricht, welche Dip„pel davon gibt, und wie man am angeführten Orte „näher nachlesen kann, brüchicht gewesen. 4) Weil „laut eben dieser Nachricht das Gold nicht so schwer ge„wesen, als das beste Gold sein müste, indem es nur „um $\frac{1}{8}$ schwerer als vorhin geworden; da doch das „Verhältnis der Schwere des reinsten Silbers sich zur „Schwere des feinsten Goldes wie 11 zu $19\frac{1}{2}$ verhielte. „Er sezt noch hinzu, daß Dippel entweder hier selbst „betrogen sei, oder andre habe betrügen wollen, weil er „ja mit seiner eigenen Tinktur nur 50 Teile Silbers „habe färben können." Zur Beantwortung dieser Einwürfe muß ich vorab sagen, daß es gar keine Folge sei, daß, wenn jemand ein falsches oder scheinbares Gold machet, auch deswegen jedes andre alchimistische Gold falsch oder scheinbar sein müsse, noch weniger kann man 1) die Goldmachung des Regimentsfeldscherers und des Schmolzens darum für einerlei erklären, weil beide Operationen nur mit einer kleinen Menge des Pulvers oder der Tinktur geschehen, oder auch sonstige Aehnlichkeiten dabei vorgekommen sein. Denn die Tingirung der Metalle geschieht meistens durch eine kleine

Menge der Tinktur, und die Tinkturen konnten ja deswegen gar wol in beiden angeführten und verglichenen Fällen wesentlich unterschieden, und die eine falsch, die andre aber ächt sein. Der Unterschied beider Tinkturen fällt auch schon gleich in die Augen, denn die schmolzische Tinktur war ein blaßrothes Pulver, die Tinktur des Regimentsfeldscherers aber war roth und glasartig. Auch die sonstigen Aehnlichkeiten, welche in beiden Operationen vorkommen, sind nur scheinbar, und beweisen nichts. Sie beziehen sich blos und allein auf die Art der Applicirung der Tinktur, hieraus läßt sich aber nicht folgern, daß die Tinktur selbst einerlei gewesen sei. Was den 2ten Einwurf betrift, so steht ja in der dippelschen Nachricht ausdrüklich, daß er die Projektion des Schmolzens mehrmals gesehen, und das Gold in Händen gehabt habe. Nun war Dippel ein Kunstverständiger, dem man sehr wol zutrauen kann, daß er wahres Gold vom scheinbaren und falschen Golde werde haben leicht unterscheiden können. Allem Vermuten nach wird er, bei dem genauen Umgange mit Schmolzen, auch das Gold probiret haben, obgleich er solches nicht ausdrüklich erzält. Und wenn auch 3tens das schmolzische Gold spröde und brüchicht gewesen, so konnte es demohngeachtet ächtes Gold sein, welches, um geschmeidig zu werden, noch einen kleinen Zusaz oder Handgrif erforderte. Gold wird ohnedem leicht brüchicht; nur ein wenig Zinn oder Blei, ja gar der Dampf hievon gibt ihm diese Eigenschaft, welche doch leicht verbessert werden kann. Wenn 4tens auch nach hydrostatischer Berechnung das Gold, welches Schmolz gemacht hatte, nicht völlig so schwer gewesen, als das feinste Gold im Verhältnis gegen Silber seyn muß; so beweiset doch dieses nicht, daß das schmolzische Produkt gar kein Gold gewesen sei. Daß solches nicht das gehörige Verhältnis hatte, konnte daher rühren, weil es

noch

noch mit fremden Teilen verunreiniget war. Die dippelsche Nachricht wäre also allenfals in so weit zu berichtigen, daß das schmolzische Metall nur Gold, und eben nicht das beste Gold gewesen sei, weil aber doch ein unreines Gold leicht durch Abscheidung des heterogenen Teils fein gemacht werden kann, so kann man doch allenfals noch behaupten, daß dieses Gold in seiner Art und innern Eigenschaft das beste gewesen sei, um destomehr, da es doch heißt, daß solches um einen fünften Teil schwerer als vorhin geworden. Es kann auch sein, daß Dippel diese Berechnung nicht so genau genommen habe, oder ein Drukfehler in der Zahl eingeschlichen sei. Daß endlich die eigene Tinktur des Dippels nur 50 Teile Silbers habe verädeln können, beweiset weiter nichts, als daß dessen Tinktur nicht so vollkommen gewesen sei, als die schmolzische war; denn es ist bekannt, daß es schwache und starke Metalltinkturen gebe, je nachdem sie in der Bearbeitung einen niedrigen oder höhern Grad der Kraft bekommen haben. Wenn also das Gold des Regimentsfeldscherers auch nicht ächt, sondern nur scheinbar war; so war die Verfertigung desselben doch ein hübsches alchimistisches Kunststük, aber es folgt gar nicht, daß auch das Gold, welches Schmolz gemacht hat, nicht ein wahres ächtes Gold gewesen sei. Der Verfasser des angeführten Aufsazes im hamburgischen Magazin führt übrigens noch den D. Glaser an, welcher im Commercio literario 1733. pag. 134. bezeugt, daß er zu Wien zweimal gesehen habe Queksilber in Gold verwandeln. Obgleich man nun dem D. Glaser wol zutrauen kann, daß er sich nicht werde haben durch ein Gaukelspiel täuschen lassen, so meint doch der Gegner, daß vorher Gold im Queksilber aufgelöset worden sei, und also hier ein Betrug gespielet wäre. Er gibt aber davon nicht den geringsten Beweis an, und schwazt nur ein langes und breites von der

Unmöglichkeit, aus Quecksilber Gold zu machen, welches zu widerlegen der Mühe nicht wehrt ist. Das übrige, was er hinzusezt, beweiset eher die Möglichkeit einer Metallverädlung, als daß es die Unmöglichkeit darthun könnte.

§. 117. In dem mehrmals angeführten Güldenfalk findet sich auch eine aus Struvens Bibliotheca antiqua genommene Geschichte, welche sich mit dem Westerburgischen Rathe Liebknecht zugetragen hat. Derselbe war von der fränkischen Ritterschaft an den kaiserlichen Hof gesandt. Auf seiner Zurükreise durch Böhmen, im Jahr 1704 gerieth er mit einem andern Reisenden in Gesellschaft, und in ein Gespräch über die Alchimie. Der Reisende erbot sich, nach allerlei gewechselten Reden, ihm einen thätlichen Beweis von der Wahrheit dieser Kunst zu geben. Am 16ten Hornungs kamen sie in dem Städtchen Asch an der Eger an, gingen zu einem Schmidt, sezten in einem Tiegel Quecksilber ins Feuer, und als das Quecksilber zu rauchen anfing, warf der Fremde ein pfirsich farbenes Pülverchen darauf. Sogleich stund das Quecksilber, und beim Ausguß fand sichs, daß es zum schönsten Golde geworden war. Er wiederhohlte die Operation noch einmal, und das Quecksilber ward abermals zu Gold. Das leztere Gold that er in einen andern Tiegel, streute ein anders Pulver von neuem auf, und die Masse ward weiß und zu Silber. Das Gewicht des leztern war 9 Loth, das Gold aber betrug im Werthe 16 Dukaten. Beides hat der Adept dem Rathe Liebknecht zum Andenken verehrt, die Tiegel aber, in welchen die Verädlung geschehen ist, sollen noch in der Bibliotek zu Jena aufbewahrt sein.

§. 118. Diese und mehr andre Geschichten hat Hr. Wiegleb in seiner historisch kritischen Untersu-

chung

chung übergangen; ohne Zweifel, weil Er sie kurz und gut alle für Fabeln hält, da sie doch mit guten Zeugnissen bestätigt sind. Er hält sich aber mit einer andern Geschichte etwas länger auf. Es ist diejenige, welche sich mit einer Gräfin von Erbach zugetragen hat. Sie ist in Putonei Enunciat. & Consil. juris Tom. II, ferner in Paul Bergmanns gründlicher und ausführlicher Nachricht von Ausarbeitung des Steins der Weisen; imgleichen in Kleeblatts Herausgabe einiger rar gewordenen chimischen Traktätlein; dann auch in der zu Hildesheim herausgekommenen Sammlung der neuesten Adeptenbegebenheiten, und mehr andern Schriftstellern, ausführlich zu lesen. Ihrer Wichtigkeit wegen will ich hier nochmals die der Juristenfakultät in Leipzig im Jahre 1715 übergebene Speciem Fakti in einem Auszuge wiederhohlen: Vor einigen Jahren kam Abends spät ein fremder Mann vor das Schloß Tankerstein, dem Witwensize der Gräfin von Erbach, und bat flehentlich auf einige Zeit Schuz und Sicherheit sich aus, weil er unvorsichtiger Weise ein Wild geschossen habe, und deswegen verfolgt würde. Er erhielt auch das gebätene Quartier. Nach einigen Tagen, als er sich wieder zur Abreise fertig machte, erbot er sich, der Gräfin alles Silbergeschirr vorher aus Dankbarkeit in Gold zu verwandeln. Die Gräfin machte Schwürigkeit, überreichte ihm aber endlich einen silbern Pokal, befahl jedoch dem Gesinde, diesen Mann fleißig zu beobachten, weil sie ihn für einen Betrüger hielte. Nach einigen Tagen kam er wieder vor sie, und brachte ihr das in eine Stange gegossene Gold, und als sie solches probiren lassen, und ächt befunden hatte, entschloß sie sich endlich, ihm ihr ganzes Silbergeschirr anzuvertrauen, welches er ihr dann nach etlichen Tagen in lauter ächten Goldstangen wieder zugestellt hat. Hierauf hat er sich, ohne seinen Namen

von sich zu geben, entfernt. Der Ehegemahl dieser Gräfin, welcher sich in ausländischen Kriegsdiensten befand, hat von dem Golde seinen Teil, oder wenigstens den Nießbrauch begehrt, welches sie aber nicht eingehen wollte. Die Juristenfakultät hat darauf verlangter maßen folgendes Responsum erteilt:

Ehrenvester und Hochgelahrter,
Günstiger Herr und Freund!

Auf dessen an uns gethane Frage erachten wir, hat ein fremder Mann, so des Wildschießens halber verfolget wurde, sich unter den Schuz Frauen Annen Sophien, Gräfin von Erbach begeben, und zur Dankbarkeit derselben auf ihrem Witthumsiz, Tankerstein genannt, all ihr Silberwerk, vermittelst einer gewissen Materie, dem Anziehen nach, in Gold verwandelt, und vermeinet der Ehgemahl, daß solches ihm gehöre, dannenhero Er

Quaestio

Ob und was derselbe daran vor ein Recht habe? zu wissen verlanget.

Rationes I. dubitandi

Ob nun wohl ermeldter ihr Eheherr anführt, daß er Dominus territorii sei, und also Kraft des juris territorialis das in Gold verwandelte Silber, indem es pro thesauro zu achten, und an einigen Orten die gefundene Schäze dem Landesherren jure fisci zustünden, nächstdem und wenn dieses nicht wäre, daß allenfals derselbe als maritus solches veräußern, und an dessen Stelle ander Silberwerk ihr anschaffen, das übrige aber administriren, und ob matrimonii onera den Usum fructum davon genießen mögte, es das Ansehen gewinnet.

II. Decidendi

Demnach aber und dieweil besagtes Silberwerk der Gräfin

sin eigentümlich zugestanden, auch derselben eigentümlich geblieben, ohnerachtet es in Gold verwandelt sein soll; indem keine in Rechten gegründete Ursache, warum sie des Eigentums verlustig zu achten, vorhanden, und die angegebene Transmutation ihr zu gut unternommen worden; hiernächst besagtes Eigentum ihr Eheherr, weder in Ansehung, daß die Verwandlung des Silbers in Gold zu Tankerstein, dessen Dominus er ist, geschehen, derselben nicht entziehen, noch solches zu Gold gemachte Silberwerk für einen Schaz, da keine inventio thesauri sich äußert, sondern das Silber der gräflichen Gemalin jure proprietatis zukommen, noch aus der Erden als ein kostbar Metall gebracht worden, ausgeben, vielweniger es wider ihren Willen verkaufen, das daraus gelösete Geld, oder was davon, wenn ander Silberwerk dafür angeschaft worden, übrig bleibt, administriren, und derselbe es schlechterdings nuzen und gebrauchen kann.

Decisio

So ist wohlermeldter Frau Gräfin Eheherr desjenigen Goldes, so aus ihrem Silberwerk durch Transmutatio bereitet sein soll, ohne deren Einwilligung sich anzumaßen, und sich einig Recht davon zuzueignen nicht befugt. V. R. W.

§. 119. Man sollte nicht glauben, daß gegen einen solchen Beweis der Möglichkeit der Metallveredlung etwas einzuwenden wäre; dennoch sagt Hr. Wiegleb: „Es können die Alchimisten auch nicht den „allergeringsten Beweis aus diesem akademischen Be„scheid (dessen Richtigkeit er sonst anerkennt) für ihre „Kunst hernehmen. Denn erstlich enthielte ja die Spe„cies facti nichts weiter, als eine bloße Erzälung, so „dem in der ferne sich aufhaltenden Grafen vorgebracht „worden, von einer Geschichte, die schon einige Jahr

„zu-

„zuvor bei dessen Gemalin sich zugetragen haben solle; „es sei aber Zweitens, von der Würklichkeit der Ge„schichte, von Seiten der Gräfin selbst, die doch ein„zig und allein das Zeugnis hievon hätte ablegen kön„nen, nicht das mindeste Zeugnis vorhanden." Hier hätte Hr. Wiegleb bedenken sollen, wer der klagende Teil war. Dieses war nicht die Gräfin, sondern der Graf. Das Zeugnis des leztern war also eher erforderlich, als das Zeugnis der erstern, denn wie wäre es der Gräfin zuzumuthen gewesen, daß sie ein Zeugnis gegen sich selbst abgelegt hätte. Es war ihrem Vorteil gemäß, von dieser Geschichte kein Geräusch zu machen, wie würde sie also dazu gekommen sein, sie selbst zu bestätigen, oder öffentlich bekannt zu machen. Es benimmt also der Wahrheit der Geschichte nichts, daß selbige nur von Seiten des Grafen, und nicht von Seiten der Gräfin bekannt geworden ist. Der Rechtsstreit war ja auch nicht um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der alchimistischen Kunst, sondern um das Gold der Gräfin, wie kann man dann ein Zeugnis der Gräfin hier, noch dazu in einer Sache erwarten, von der eigentlich die Frage nicht war. Daß das Faktum richtig sei, davon liegt der Beweis einigermaßen schon in der Klage selbst, oder Hr. Wiegleb müste etwa den Grafen für einen Alchimisten, folglich, nach seiner Meinung, für partheiisch halten, welcher nur die Ehre der Alchimie mit seiner Klage zu retten gesucht hätte. Der klagende Graf war, allem Ansehen nach, freilich zu der Zeit abwesend, als die Verädlung des Silbergeschirrs seiner Gemalin geschah, und er konnte also diese Geschichte nicht anders, als durch schriftliche oder mündliche Erzälung von andern erfahren; es ist aber zu glauben, in der Specie facti steht auch nichts, woraus man das Gegenteil schließen könnte; daß er zu der Zeit, als er das rechtliche Gutachten gefordert hat, wieder zu

Hause,

Hause, oder wenigstens in der Nähe gewesen sei. Daß er auf eine simple Sage oder ungewisse Nachricht solle den Rechtsbescheid gefordert haben, läßt sich nicht gedenken; er würde sonst nicht einige Jahre lang gewartet haben, ehe er denselben forderte. Gewis hat er sich erst diese Zeit genommen, um entweder selbst, oder durch andere vorher die strengste Gewisheit zu erhalten, ob das Faktum sich würklich zugetragen habe. Daß ihm übrigens diese wichtige Sache, gleich nachdem sie geschehen war, hinterbracht sei, daran ist wol kein Zweifel. „Drittens sagt Hr. Wiegleb: Die Erzälung „selbst enthielte einen Widerspruch, denn es stünde darin: Die Gräfin habe, als sie den silbernen Pokal dem „Adepten übergab, zugleich dem Gesinde befolen, diesen Mann genau zu beobachten: gleich darnach aber „hieße es, daß er die vorgegebene Verwandlung in der „Entfernung vom Schlosse, und also nicht unter den „Augen der Bedienten, vollführet, sondern nach etlichen Tagen erst wieder zurük gekommen sei, und das „Gold überbracht habe." Antwort: In der Specie facti steht nicht, daß er sich vom Schlosse entfernt habe, auch nicht daß er wieder zurük gekommen sei; sondern die Gräfin reichte ihm den Pokal, befahl dem Gesinde ihn zu beobachten, und er kam nach einigen Tagen, und brachte ihr das Gold. Das heißt: als er den Pokal von der Gräfin empfangen hatte, so ging er in das ihm angewiesene Zimmer (denn daß ihn die Gräfin beständig bei sich im Gemache solte behalten haben, wäre ja unschiklich gewesen), und nach einigen Tagen wurde er wieder vorgelassen. Der Widerspruch fällt also weg, welchen sich Hr. Wiegleb hier selbst erdichtet hatte. Hiemit wird zugleich der Einwurf gehoben, welchen Hr. Wiegleb viertens machet: „Daß die „Gräfin dem Manne nicht alles Silbergeschirr würde „anvertraut haben, und dasselbe an einen entfernten „Ort

„Ort mitnehmen lassen." Denn nirgends steht hier; daß er damit an einen entfernten Ort gegangen wäre, sondern er blieb damit, obgleich nicht im Wohnzimmer der Gräfin, doch auf dem Schlosse und unter den Augen der Bedienten. „Fünftens sagt Hr. Wiegleb, „es sei diese Geschichte als eine bloße Erdichtung anzuse„hen, welche man vielleicht dem leichtgläubigen Grafen „aufgebunden hätte, der vielleicht die Wahrheit davon „gewünscht und vielleicht mit seiner Gemalin nicht ein„trächtig gelebt hätte, weil er aber in der Güte nichts „von dem Golde erhalten können, indem die Gräfin da„von nichts wissen wollte noch konnte; so habe er sich „durch den Weg Rechtens zum Besiz des eingebildeten „Reichtums verhelfen wollen." Hr. Wiegleb sezt noch hinzu: „jedermann könne auch über einen erdichte„ten und grundfalschen Umstand ein rechtliches Gutach„ten erhalten." Schade ist es, daß Hr. Wiegleb nichts von allem, was er hier einwendet, beweisen kann. Das Vielleicht, womit er Er sich zu behelfen suchet, bedarf keiner Widerlegung. Und obgleich man über einen erdichteten Fall wol ein Rechtsgutachten erhalten kann; so ist es doch unerwiesen, ja unwahrscheinlich, daß hier ein solcher erdichteter Fall gewesen sei. Ueber einen unmöglich sein sollenden, und ohne Noth oder hinreichenden Grund erdichteten Fall ein Rechtsgutachten für baares Geld einzuholen, wäre eben so lächerlich, als wenn man in allem Ernste die Juristenfakultät förmlich befragen wollte: Ob ein Bürger aus dem Saturn, welcher einem Erdbürger Geld schuldig wäre, solches mit Reichsmünze, oder mit einer Papiermünze, welche im Saturn gangbar wäre, bezalen müste? Was Hr. Wiegleb sonst noch saget, um die Wahrheit dieser Geschichte zu entkräften, widerlegt sich schon aus dem Zusammenhange der Geschichte selbst. „Er meint, der Adept könne heimlich erst wahres Gold

„un-

„unterschoben, und nachher, als die Gräfin sicher war, „sie um das Silberwerk betrogen haben." Dann würde aber nicht nötig gewesen sein, um das erlangte Gold einen Rechtsstreit zu führen, vielmehr würde der Graf seiner Gemalin gerne den Profit alleine überlassen haben.

§. 120. In diese Zeit gehöret eine andre Geschichte, welche in der kaiserlichen freien Reichsstadt Dortmund, anderthalb Meilen von dem Orte meines Aufenthalts geschehen ist. Hier wohnte ein Doktor der Gottesgelahrtheit, der zugleich Superintendent war, Namens Johann Georg Joch. Nach dem Zeugnis aller derjenigen, welche ihn gekannt haben, war er ein sehr gelehrter, kluger und frommer Mann, und dabei ein Liebhaber der Alchimie. Im Junius des Jahrs 1720 kam ein durchreisender Adept zu ihm, und legte zu dreienmalen vor ihm einen Beweis seiner Kunst ab. Er berichtete damals den Vorfall in einem lateinischen Briefe, an den berühmten Wedel, welcher sich gedrukt in Meisters Nachricht von der Verwandlung der Metalle, wie auch in der Güldenfalkschen Samml. wahrhafter Transmutationsgesch., ingleichen in der zu Hildesheim herausgekommenen Sammlung der Begebenheiten mit Adepten, befindet. Er lautet in der Uebersezung folgender maßen:

Dem hochberühmten und vortreflichsten
Hrn. D. Wedel
wünschet Heil
Joh. Georg Joch.

Was längst mein Wunsch war, das ist mir endlich gewähret. Ich habe einen Adepten angetroffen, und zwar einen wahren, und keinen Betrüger, noch ein solches Thierchen, welches nach leerem Ruhm begierig wäre. In meiner Gegenwart und vor meinen Augen, hat

hat er, fast ohne Kosten, zu dreien verschiedenen malen, das reinste Geld gemacht. Hier sende ich Ihnen einige Grane davon, nebst dem Gefäße, dessen er sich bei der Arbeit bedient hat. Nächster Tagen wird er wiederkommen, und sich bei mir aufhalten, denn dieser biedere und fromme Mann liebet die Einsamkeit. Er besizt die seltensten Bücher, welche er alle aufs fleißigste durchforscht, lieset und beurteilt. Nach seiner Freigebigkeit hat er nicht wenige derselben zu meinem Gebrauch zurükgelassen, eines davon sende ich Ihnen, ich weiß nicht in welcher Sprache es geschrieben ist. Ihre Einleitung in die Alchimie wünscht er zu sehen, denn er verehrt Ihren Namen. Leben Sie wol, hochberühmter Mann, und bringen Sie Ihre Lebenszeit erwünscht zu. Gott erhalte Sie.

Gegeben Dortmund den 17ten Brachmonats 1720.

§. 121. Es ist schon oben bei der schwärzerischen Geschichte von dem Herrn Kunkel von Löwenstern Meldung geschehen, und daß derselbe vom Churfürsten Johann Georg II den Auftrag erhalten habe, die nachgelassene schwärzerische Schriften zu untersuchen, und die verlorne Kunst zu herstellen. Ob er nun gleich nicht völlig das gesuchte Ziel erreichte, so hat er doch einiges versucht und wahr befunden. Er erzählt im dritten Teile seines chimischen Laboratorii, daß er den schwärzerischen Proceß aus dem Vitriol einmal für sich in seiner Stube meistens ausgearbeitet hätte, bis auf eine Versuchprobe. Nun ließ er durch seinen untergebenen Laboranten, Grummet genannt, 12 Loth Silber in einem Tiegel einsezen, und warf ohngefähr anderthalb Loth seiner ausgearbeiteten Tinktur darauf, er erhielte alsdann ein, obwol blasses, Gold. Ob er nun zwar die Sache geheim halten wollte, so wurde er doch

doch vom gedachten Grummet verraten, und er merkte, daß man ihn gefangen sezen wollte. Er brachte deswegen das Gold selbst zum Churfürsten, und erzälte alles, was geschehen war. Obgleich er nun für diesesmal noch die Gnade des Churfürsten und seine Freiheit behielt, so war er doch nachher allerlei Verfolgungen bloß gestellt, so daß er genötigt war, seinen Abschied zu nehmen, und sich in brandenburgische Dienste zum Churfürsten Friedrich Wilhelm zu begeben. Nach dessen Tode wurde er vom König Karl XI. nach Schweden berufen. Als er noch in sächsischen Diensten war, und die Direktion des laboratorii führte, fand er unter den Papieren im alchimistischen Archiv, folgenden geschriebenen Proceß: „In Ungarn wächst ein Kraut, „von einer schönen grünen Farbe, und trägt gelb und „weiße Blumen, und wenn mans verbrennt, wirds zu „einer rothen Asche. Wenn man auf dieses Kraut Essig gießt, so löset es den martem auf, und was gut „ist, schwimmt oben, was aber nicht taugt, fällt zu „Grunde. Das Oel, welches oben schwimmt, tingirt „80 bis 100 Teil." Kunkel, welcher leicht denken konnte, daß dieses Kraut kein anders sei, als der Vitriol, machte nun damit allerhand Versuche, indem er Essig darauf goß. Es wollte sich aber kein Oel zeigen. Er ließ also die Gläser, worinn er seine Sachen hatte, offen vor dem Fenster stehen, alwo täglich die Sonne darauf scheinen konnte. Nun traf es sich, daß er in wichtigen Angelegenheiten auf ein Vierteljahr verreisen muste. Bei seiner Wiederkunft öfnete er die Stube, und da kam ihm ein sehr lieblicher Geruch entgegen. Er besah seine Gläser, und fand in einem derselben ein schönes rothes Tröpfchen Oel schwimmen. Erstaunt und freudig ging er so fort zum Geheimenrathsdirektor, Baron von Friesen, welcher von dieser Arbeit wuste. Dieser fuhr mit ihm, um die Sache in Augenschein zu neh-

nehmen. Der Tropfen wurde mit ein wenig Baumwolle vorsichtig abgenommen, und in einem Tiegel gelegt, dabei aber ein loth reiner Silberkalk gethan, und solches vor dem Gebläse geschmolzen. Nach dem Ausgießen wurde es geschieden, und es fand sich reichlich ein halbes Quentchen des allerschönsten Goldes. Er hat, wie er sagt, den Proceß nachmals oft wiederholet, ist aber nie wieder so glüklich gewesen, einen Tropfen Oels zu erhalten. Aus beiden Geschichten erhellet klar, daß Kunkel zu zweien malen wahres Gold gemachet habe. Die Behauptung des Hrn. Halle im ersten Teil seiner Magie, oder Zauberkräfte der Natur, ist also völlig ungegründet, wenn er sagt: Es hätte nie ein Scheidekünstler (unter welchen er ausdrüklich Kunkeln nennet), aus den einfältigen Schriften der Alchimisten etwas kluges herausgebracht, noch einen Schatten von der geheimnisvollen Sache entdecken können.

§. 122. Der berühmte breslauische Arzt Kundmann, in der Abhandlung vom Verstande des Menschen, imgleichen in der Beschreibung seines Kunst- und Naturalienkabinets, versichert, auch Stahl hat es im Programm zu dessen Inauguraldissertation angeführt, daß er in Holland die Verädlung des Bleies in Gold gesehen, und von dem Künstler, welcher diese Verädlung vorgenommen hatte, vier loth von solchem Golde geschenkt bekommen habe. Das Blei war vorher mit Quecksilber amalgamirt worden. Der oft angeführte Hr. Güldenfalk erzält auch eine Geschichte, welche im Jahr 1726. in Wien vorgefallen ist. Ein fremder Edelmann hat daselbst in Gegenwart der Fürsten von Lichtenstein, Stahremberg und Lobkowiz, imgleichen des Grafen von Dehn 2 Pfund Quecksilber zu Gold gemacht. Der Adept hatte erst 2 loth Spiesglas, und eben so viel Arsenik in einen Schmelztiegel gethan, und wie dieses zu

rau-

rauchen anfing, zween Löffel voll von einem bei sich habenden Salze dazu geschüttet, nachher ausgegossen, da dann die Materie die Gestalt eines rothen Glases hatte. Nun ließ er in einem andern Tiegel Gold schmelzen, trug von der rothen glasartigen Materie etwas darauf, goß es nach einer Stunde wieder aus, und es fand sich abermal eine glasartige Materie, jedoch nicht so durchsichtig wie die vorige. Mit dieser Materie nun nahm er die Verädlung vor, indem er etwas weniges davon auf gedachte zwey Pfunde des Quecksilbers trug, nachdem dasselbe vorher bis zum rauchen erwärmt war. Nach eben diesem Schriftsteller hat auch im Jahr 1739 zu Amsterdam in Gegenwart des Hrn. von Koppenstein und du Fais, beide aus Frankfurt, ein junger Mann, der sich Abbe nannte, aus Blei Gold gemacht. Die Veranlassung dazu war ein Gespräch, welches sie über die Alchimie führten, worin der von Koppenstein sehr auf diese Kunst schimpfte, worauf sich der Adept erbot, die Möglichkeit derselben zu zeigen, wenn sie nur etwas Blei holen lassen wollten. Sie ließen also für 30 Kreuzer Blei kommen, solches wurde in Ermangelung eines Tiegels, blos in einem Kroppen oder Kohlengefäs geschmolzen. Der Adept warf etwas weniges von einem bräunlichen Pulver darauf, ließ es eine Weile im Flusse stehen, stieß alsdenn das Gefäß mit dem Fuß um, daß die Materie auf die Flur floß. Er befahl darauf, daß niemand hinzu gehen solte, bis er von seinem Zimmer, aus welchem er etwas holen wolte, zurük käme. Er bezahlte aber heimlich den Wirth, und reisete fort. Nachdem man eine halbe Stunde lang vergebens auf ihn gewartet hatte, ging man näher hinzu, und fand das beste Gold. Hieher gehöret auch noch die Geschichte, welche Hr. Güldenfalk aus Burghardts neuen Zusäzen zur woleingerichteten Destillirkunst erzälet, nämlich, daß ein gewisser Graf, welcher

ein ungeheuer Vermögen besessen, und ein Liebhaber der Alchimie gewesen, ihm, Burghardt, ein großes Stük eines feuerbeständigen sogenannten Mercurii gewiesen habe, wovon er in seiner Gegenwart ein Stükchen abbrach, welches er auf eine eiserne Kelle legte, diese hierauf glühend machte, und dann mit kaltem Wasser ablöschte. Das Eisen wurde von dieser Operation weich, und nachdem man es auf dem Teste mit Blei abtrieb, kam ein Korn des feinsten Silbers zum Vorschein, am Gewichte 3 Loth. Noch eine Geschichte hat sich bei dem Materialisten Koch in Frankfurt zugetragen. Diesem gab ein fremder Graf einen Gran von einer Tinktur, womit Koch selbst eine Unze Queksilbers zu gutem Golde gemacht hat, ohne daß der Graf eine Hand dabei anlegte. Von der Hälfte dieses Goldes hat er einen Hemdeknopf verfertigen lassen, welcher noch jezt, nebst dem andern Golde, bei ihm zu sehen sein soll; wie Hr. Güldenfalk, imgleichen der Verfasser der schwärzerischen Metallverwandlungskünste, in der neuesten alchimistischen Bibliotek, versichert. Ersterer führt auch aus Burggrafs nov. act. physic. med. noch von eben diesem Materialisten an, daß derselbe durch ein drei As schweres, wie Eisensafran gestaltetes Pulver, so ihm von einem Franzosen gegeben worden, aus zwo Unzen Quecksilbers, sechs und ein viertel Drachmen des besten Goldes bereitet habe. In den Actis Naturae Curiosorum, und zwar im 3ten Jahrgange finden sich ebenfals einige Nachrichten von Rosinus Lentilius und Alphonsus Kohn, welche den Stein der Weisen in Händen gehabt und versucht haben. Uebrigens könnten aus dem obenangeführten Burghardt, imgleichen aus des sich so nennenden Eckhardts medicinischen Maulaffen, ferner aus Mangeti Bibliotheca chimica, und Philalethens Kern der Alchimie, Creilings Ehrenrettung der Alchimie, Güldenfalks Sammlung

sung wahrhafter Transmutationsgeschichten, und mehr andern Schriften und Schriftstellern, noch viele Beispiele angeführt werden, welche sich vor der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts zugetragen haben, ich übergehe sie aber, um noch einige zu erzälen, welche seit dem Jahre 1750 geschehen sind, und wovon, wo nicht alle, doch die meisten Zeugen noch leben.

§. 123. Die erste Geschichte soll die Sehfeldische sein, welche Hr. von Justi im 2ten Bande seiner chimischen Schriften umständlich erzälet, und da er sie gründlich untersucht hat, den vollkommensten Glauben verdienet, um desto mehr, da sie in Wien noch jezt sehr wol bekannt und im Andenken ist. Sehfeld war ein Oberöstreicher von Geburt, und hatte von seiner Jugend an einen besondern Trieb zur Alchimie. Ehe er die Wissenschaft vollkommen verstund, ließ er sich schon mit verschiedenen vermögenden Leuten in eine Verbindung ein, stürzte aber dieselben durch seine stümperhafte Arbeiten in Schaden, und es wollte mit seiner Kunst nicht recht fort. Er begab sich hierauf in die Fremde, um seine Känntnisse zu erweitern, kam nach 8 oder 10 Jahren wieder ins Oestreichische zurük, und wählte seinen Aufenthalt zu Rodaun, eine Meile von Wien, um daselbst in der Stille zu leben, und nach seiner nunmehr wol erlernten Kunst, Gold zu machen. Er miethete sich bei dem dort wohnenden Bademeister Friederich ein. Dieser hatte eine Frau und drei Töchter; die ganze Familie war im Rufe der vollkommensten Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit. Als Sehfeld sich einige Wochen bei dem Gebrauche des Bades daselbst aufgehalten hatte, und ihm der Aufenthalt gefiel, so entdekte er sich dem Bademeister Friederich, seinem Wirthe, und veradelte in seiner Gegen-

wart ein Pfund Zinn zu Gold, welches Friederich selbst in die Münze trug, und für das feinste Gold erkannt wurde. Sehfeld versprach immer bei ihm zu bleiben, nur solle er das Geheimnis bewahren, und in der Stille Schmelztiegel, Kolben und ander Geräthe anschaffen. Bald darauf wurden auch Frau und Töchter Zeugen dieses wichtigen Werks, und die Familie sahe nun die Gegenwart dieses Mannes für ein außerordentliches Glük an. Das Frauenzimmer mochte vielleicht gegen vertraute Freundinnen sich des Glüks rühmen, obgleich es ihnen scharf verboten war; denn es entstand bald davon in Rodaun ein Geschwäz, und es hieß sogar, als ob die Obrigkeit willens wäre, den Sehfeld aufzuheben. Da es aber dem Adepten hier sehr wol gefiel, so hielt er, an statt sich weislich zu entfernen, bei dem Kaiser um ein Protektorium an, und stellte vor, daß er gewisse kostbare chimische Farben, Arzneien und andre Präparate ausarbeite, welche in fremde länder gingen, und ihm viel einbrächten, daß er aber dabei in der Stille leben, und nicht beunruhigt oder zur Rede gesezt werden wolle. Für diesen Schuz erbot er sich jährlich eine ansehnliche Summe zu entrichten. Einige sagen, er habe jährlich 30000 Gulden versprochen, andre aber behaupten, er habe gar diese Summe monatlich geben wollen, und auch richtig abgeführt, so lange man ihn in Ruhe ließ. Er erhielt den gebätenen Schuzbrief, wieß solchen der Friederischen Familie, und sagte, daß er nun nichts mehr zu befürchten hätte, er verschwieg aber die Summe, welche er dafür versprochen hatte, weil er vermutlich anfing, in ihre Verschwiegenheit ein Mistrauen zu sezen. Nun machte er einige Monate lang ruhig, wenigstens zweimal in der Woche, im Beisein der ganzen Familie, vieles Gold, indem er ein rothes Pulver auf geschmolzenes Zinn streute. Das Zinn schäumete sehr, der Schaum zeigte allerlei

Far-

Farben, nach einer viertel Stunde sezte sich derselbe, das Metall ward ruhig, und wenn mans ausgoß, war es zum feinsten Golde geworden. Indessen erregte Sehfeld viel Aufmerksamkeit, und diese wurde noch durch das in der Münze und bei den Juden verkaufte Gold viel vermehret. Als er also sich dessen am wenigsten versahe, wurde er mit einer Wache des Nachts gefangen genommen. Nun traten diejenigen auf, welche er vormals, als er noch in den alchimistischen Lehrjahren war, durch seine Arbeiten in Schaden gebracht hatte, und hierüber, so wie auch über seine gegenwärtigen Arbeiten, ward eine Untersuchung angestellt. Es heißt, man habe ihn zur Entdeckung seines Geheimnisses mit Gewalt zwingen wollen, wobei er aber versichert, daß er sich lieber das Leben nehmen lassen wolle. Aus seinen ehemaligen, vor seiner erlernten Kunst bezeigten Handlungen wurde geschlossen, daß er ein Betrüger sei, und auch jezt noch eine betrügliche Absicht habe; er ward deswegen auf den Vestungsbau nach Temeswar abgeführt. Der dasige Befehlshaber, Hr. von Engelhofen, lernte diesen Gefangenen bald kennen, und Sehfeld wuste ihm seine Unschuld dergestalt vorzustellen, daß seine Gefangenschaft sehr leicht gemacht wurde. Ja, nach einem Jahre, als der Hr. von Engelhofen in andern Verrichtungen zu Wien war, stellte derselbe dem Kaiser die Unschuld dieses Mannes nachdrüklich vor. Hierauf wurde der Bademeister Friederich vorgerufen, um alle Umstände zu erzälen. Als er damit zu Ende war, so bezeugten Ihro kaiserliche Majestät, daß Sie an der Kunst des Sehfelds zweifelten, und er Friederich sich vielleicht irren würde, worauf dieser erwiderte: Ihro Majestät! und wenn der liebe Gott vom Himmel käme und spräche: Friederich, du irrest dich, Sehfeld kann kein Gold machen; so würde ich antworten: du lieber Gott, es ist gleichwol wahr, ich bin davon so gewis

 über-

überzeugt, als du mich erschaffen hast. Diese Offenherzigkeit des Friederichs bewegte nun den Kaiser, eine bessere Meinung von Sehfeld zu fassen, und ihn wenigstens für einen guten Chimisten zu halten, der zum Vergnügen manches Experiment machen könnte. Es wurde ihm also die Freiheit angekündigt, mit der ausdrüklichen Erklärung, daß er zwar alles haben solle, was er wünsche, er könne auch hinreisen, wohin er wolle, nur solle er sich gefallen lassen, zween kaiserliche Officiere zur beständigen Begleitung bei sich zu haben. Dieses ging Sehfeld ein. Zween Officiere wurden ausgesucht, welche von Geburt Lothringer waren, und nicht allein von Kindheit an den größten Eifer für Se kaiserliche Majestät bezeiget hatten; sondern deren Familien auch, wegen ihrer unverbrüchlichen Ergebenheit gegen das lothringsche Haus längst bekannt waren. Kurz, hätte man treuere Officiere als diese gewust, so würden sie gewiß gewälet worden sein. Sehfeld war nun in nichts eingeschränkt, obgleich stets in der Begleitung dieser Officiere. Er bediente sich also dieser Freiheit, that sogar verschiedene Lustreisen mit ihnen, arbeitete auch fleißig an verschiedenen Experimenten, welche zum allerhöchsten Vergnügen des Kaisers ausfielen. Ehe man sichs aber versah, war Sehfeld nebst seinen beiden Begleitern verschwunden, und alle Nachforschung, wo sie geblieben sein möchten, ist bisher vergeblich gewesen. Herr von Justi sezt übrigens dieser wahrhaften Geschichte hinzu, daß er selbst noch verschiedene Präparate gesehen habe, welche bei der Gefangennehmung des Sehfeld, in den Händen der friederischen Familie geblieben, und von ihm untersucht worden sind. Die Hauptmaterie, woraus er seine Tinktur gemacht hat, ist ein himmelblaues Mineral aus den ungarischen Bergwerken gewesen, welches, weil noch ein Stük davon vorhanden war, Hr. von Justi für ein Kupferla-

sur

für hielt. Dieses Mineral hatte er erst in einem Scheidewasser aufgelöset, dann die Feuchtigkeit abgegossen und abgezogen, bis ein braunröthlicht Pulver übrig geblieben, auf welches er hiernächst ein röthlichtes Oel geschüttet, und solches lange in gelinder Wärme stehen lassen, bis das Pulver aufgelöset worden. Die Auflösung hatte er abermals abgegossen und abgezogen, bis zur Trokne, da dann eine schwere Masse übrig geblieben, welche er abermals oft in die Arbeit genommen, und zu einem Hauptmaterial auf eine Art gebraucht hat, welche nicht bekannt ist, wenigstens konnte die friederichsche Familie davon nichts gewisses sagen. Die Reste des Sehfelds werden indessen noch immer bei dieser Familie wie Heiligtümer verwahret.

§. 124. Bei dem verstorbenen Baron von Creuz zu Homburg vor der Höhe, welcher ein Liebhaber und Kenner der Chimie war, kam ein Reisender, welchen der Hr. Baron wol bewirthete, weil er hörte, daß derselbe sehr gründlich von der hermetischen Weisheit sprach. Er äußerte den Wunsch gegen ihn, etwas von dem Verädlungspulver zu besizen, um die Richtigkeit der Kunst gegen andre damit beweisen zu können. Der Fremde ließ darauf bei seiner Abreise in seinem Zimmer etwas weniges Pulver in einem Papier wol verwahrt zurük, auf welchem der Bericht stand, wie man damit verfahren müsse. Auch traf der Hr. von Creuz eine von seinen Schuhschnallen halb in Gold tingiret vor seinem Fenster liegend an, welche noch bei der Familie aufbewahrt wird. Mit dem Pulver wurde in Gegenwart vieler vornehmen Freunde die Probe gemacht, und richtig befunden. Auch ins Haus des Hrn. Oberlandcommissarius Güldenfalk daselbst kam im Jahr 1755 ein junger Mensch, und hielt sich hier einige Wochen auf. Binnen dieser Zeit wurde vieles

von der Goldmacherkunst gesprochen, und Hr. Güldenfalk wünschte einmal selbst die Verädlung der Metalle zu sehen. Der Fremde versprach ihm, daß, ehe er seine Wonung verließe, sein Wunsch erfüllt werden solte, gab ihm hierauf ein Pulver eines Hirsekorns groß, und am Tage vor seiner Abreise ließ er einen leeren Tiegel mit zwei loth Blei, in Gegenwart des fürstlichen Kammerdieners Pauli, ins Feuer sezen, und das Pülverchen herein werfen, den Tiegel aber mit einem Ziegelstük bedecken. Hierauf entstand im Tiegel ein Geräusch, als dieses aufhörte, wurde die Masse ausgegossen, und beim Silberschmidt probiret. Sie ward etwas zu spröde zum Hämmern befunden, und muste wegen Reichhaltigkeit der Tinktur noch mit etwas schlechtem Silber versezt werden. Es wurden nun davon Ringe, Knöpfe und andre Sachen verfertigt, welche noch jezt bei verschiedenen in Homburg lebenden Personen in Augenschein genommen werden können. An der Wahrheit dieser beiden erzälten Geschichten ist nicht zu zweifeln, weil der hessisch darmstädtische Oberlandcommissar, Hr. Siegmund Heinrich Güldenfalk, sie selbst in der Sammlung wahrhafter Transmutationsgeschichten erzält, welcher auch noch eine Geschichte einer Metallverädlung anführt, die sich in Darmstadt zugetragen hat. Nämlich: Der Durchlauchtige Landgraf Ernst Ludwig war ein Liebhaber der Alchimie, und wandte viele Kosten an, ohne jedoch das Vergnügen zu haben, den Stein der Weisen zu sehen. Endlich aber bekam dieser Fürst mit der Post von einem unbekannten Adepten etwas tingirendes Pulver, nebst einer Vorschrift, wie damit zu verfahren sei. Diesem war eine dringende Ermahnung beigefügt: von allen Geld verschwendenden Arbeiten abzustehen. Das Pulver wurde auf eine gewisse Quantität unädler Metalle vorschriftsmäßig versucht, und die Würkung entsprach der Erwartung.

Aus

Aus diesem gemachten Golde sollen Dukaten geschlagen sein, wovon Hr. Güldenfalk selbst 100 Stük gesehen, der hessenhomburgische Hr. Rath Schmalen auch eine in Händen hat, weil er solche von der Princessin Eleonora von Hessen Homburg zum Geschenk bekommen hatte.

§. 125. Hr. Joh. Gottfr. Jugel erzält in seiner Experimentalchimie vom Jahre 1766 verschiedene Geschichten, die er selbst erlebt hat, und welche die Möglichkeit der Metallverädlungskunst beweisen. Ein Freund zeigte ihm ein Glas von blauer Farbe, welches er durch die Ausziehung der Wismutminer, vermittelst eines wolbekannten Menstrui erhalten hatte. Dieses Glas, welches des andern Tages in seiner Farbe verändert und violettbraun geworden war, schmolz er mit Hornsilber, woraus alsdenn ein zwiefaches Produkt entstand, nämlich ein blaues und ein milchfarbichtes Glas. Er trennte dieselben, versuchte erst das blaue Glas auf einem Silbergroschen, es wolte aber nicht eingehen. Das weiße Glas aber zerfloß, so bald es auf den glühend gemachten Groschen kam, zu einem blutrothen Oel, und gab demselben nicht allein die schönste Goldfarbe, sondern veränderte ihn auch so, daß das gewöhnliche Aquafort denselben nicht mehr angriff, und bei näherer Untersuchung ward er für gutes Gold erkannt. Aus der Erzälung dieses Schriftstellers erhellet nicht undeutlich, daß diejenige Wismutminer, woraus diese Partikulartinktur verfertigt war, natürliches Gold enthalten habe, weil sie nach seinem eigenen Geständnis mit großen gelben Punkten eingesprengt war, es würde also ein Gegner der Alchimie hier manches einzuwenden haben. Indessen erzält er doch außerdem, daß er den wahren Stein der Weisen zweimal in Händen gehabt habe, und mit vier Besizern desselben bekannt sei.

§. 126. Nach des oftgedachten Hrn. Güldenfalks Erzälung, herbergete vor einigen Jahren bei dem Gastwirth Merkel, im güldenen Apfel zu Frankfurt, ein fremder Herr, welcher sich für einen Baron ausgab. Nachdem er eine geraume Zeit daselbst alle Pflege genossen hatte, und keine Miene zur Bezalung machte, so wurde er vom Wirthe einigemal gemahnet. Nun forderte der fremde Herr etwas Blei. Der Wirth brachte ihm einen zusammengedrükten Klumpen von diesem Metall, worin vorher Tobak eingepakt gewesen war. Der Fremde langte aus seinem Koffer eine kleine papierne Kapsel hervor, stekte solche in das zusammengeballte Blei, faßte hierauf den Klumpen mit einer Papierscheere an, und hielt ihn über glühende Kohlen. Davon erhizte sich das Blei, und zog sich immer dichter zusammen, als wenn es schmelzen wolte. Nun ließ er den Klumpen erkalten, gab ihn dem Wirthe, der es als feines gutes Gold verkaufte, und sich davon bezalt machte. Der Adept verehrte demselben auch, bei seinem Abschiede, noch sechs kleine Doses von seinem Verwandlungspulver, wovon er bei gewissen Anlässen drei gebrauchte, um die Verädlung damit zu beweisen. Die übrigen drei wurden von einem gewissen Baron versudelt, welcher ihm versichert hatte, daß er die Kunst der Multiplication des Steins der Weisen verstünde. Hieher gehört auch die Geschichte, welche eben dieser Schriftsteller von einem andern frankfurtischen Bürger, Namens Dömmler, erzälet. Dieser lösete in einem ehemals verfertigten Scheidewasser, wovon er jedoch die eigentliche Bereitung vergessen hatte, etwas Silber auf. Es fiel ein aschfarbichtes Pulver zu Boden. Als er nachher Kupfer darin that, fiel abermals ein Kalk. Diesen süßte er aus, und schmelzte ihn. Bei dem Abtreiben fand er, daß es das beste Gold war. Er hat dem Hrn. Güldenfalk im Jahr 1777 noch etwas

was von diesem Wasser gezeigt. Auch wurde ihm von einem redlichen Freunde erzält, welcher zu Maynz bei einem Materialisten servirt hatte, daß im Jahre 1760 daselbst ein fremder Mann in seiner Gegenwart, vermittelst einiger Tropfen eines sehr schweren Liquors, ein halbes Pfund Quecksilber in Silber verädelt hatte. Imgleichen daß im Jahre 1777 ebenfals ein Fremder zu dem Herrn Br. gekommen sei, und sich ausgebeten habe, mit ihm zu speisen. Unter andern Gesprächen kamen sie auch auf die Verädlung der Metalle. Der Fremde versicherte ihm die Möglichkeit dieser Kunst, ließ von einem bleiern Tobaksdosendeckel etwas herausschneiden, zog ein Fläschchen aus der Tasche, worin sich ein dickes blutrothes Oel befand, von diesem nahm er einen Tropfen, wischte denselben auf ein Papierchen, verdünnte ihn noch mit ein Paar Tropfen Brandwein, wickelte das Papier ums Blei, um dieses aber Wachs, und legte es in einer Kohlpfanne übers Feuer. Als es warm war, nahm er es mit einer Zange heraus. Es hatte noch seine vorige Form, und war nicht geschmolzen, aber es war wahrhaftes Gold. Hernach machte er die zweite Probe, indem er etwas von einem rothen Pulver in geschmolzen Blei warf, welches auch sofort zu Golde wurde. Auch bei dem Apoteker Horter zu Schafhausen, welcher im Jahre 1783 noch gelebt hat, soll, nach Hr. Güldenfalks Erzälung, von dem jungen Horter in Gegenwart verschiedener Zeugen, und unter andern des Pfarrers Bayer, zwei Loth Blei in Gold verädelt sein. Der junge Mensch hatte die Tinktur dazu von einem fremden Menschen bekommen, welcher sich eine Zeitlang in Amsterdam aufgehalten hatte, als woselbst der junge Horter als Gesell in einer Apoteke diente.

§. 127.

§. 127. Die Geschichte, welche zu Coblenz mit einem Adepten, Namens Joh. Georg Stahl, sich zugetragen hat, ist zu merkwürdig, um übergangen zu werden. Sie ist von dem damaligen trierschen Münzdirektor und Hofrath M. ausführlich in einem Traktate beschrieben, welcher im Jahr 1783 zu Leipzig, unter dem Titel: Die Richtigkeit der Verwandlung der Metalle, gedrukt worden; auch Hr. Güldenfalk hat sie in seine Sammlung aufgenommen. Im Jahre 1761 den 5ten Brachmonats, kam ein gemeiner Mensch in Coblenz, Namens Schamberg, auf die Münzstatt mit einem Klumpen Silber von ohngefähr 6 Loth, verlangte von Münzwaradein, denselben zu probiren, und fragte zugleich, wie viel man für jeden Centner eines solchen Silbers, wenn davon wöchentlich einige Centner geliefert würden, bezalen wolle. Schamberg wurde beordert, nach einer Stunde wieder zu kommen, da er dann Antwort erhalten solte. Der Waradein zeigte diesen Vorfall dem Direktor an. Dieser befahl, daß Schamberg bei seiner Wiederkunft zu ihm geführt werden solte. Das geschah. Der Direktor überreichte ihm den Probierschein, und fragte ihn, was es mit diesem Silber für eine Bewandnis habe. Er antwortete, es habe ihm solches ein Mann, Namens Stahl, gereicht, um es probiren zu lassen. Der Direktor trug ihm auf, mit demselben zu ihm zu kommen. Er kam. Der Direktor fragte den Stahl: ob er das Silber gemacht habe? Stahl gab lächelnd zur Antwort: Das Silbermachen sei seine geringste Kunst; er könne auch aus Silber oder Kupfer Gold machen, und wünsche nur, davon einen Beweis zeigen zu können. Als Schamberg weggegangen, und Stahl mit dem Direktor allein war, fing er an bitterlich zu weinen, und klagte, daß er ein unglüklicher Mensch bei aller seiner Kunst sei; er bäte deswegen um Schuz, wofür er den Churfürsten

fürsten und das ganze land reich machen wolte. Der Direktor tröstete ihn, und versicherte ihm: daß er glüklich und zufrieden werden solte, wenn er nur kein Betrüger wäre, und verlangte desfals eine Probe von ihm. Nun ließ Stahl etliche loth geschlagenes Kupfer nehmen, und solches auf eine besondere Art glühen, ablöschen und bereiten. Ein getreuer Münzarbeiter muste alles, in Abwesenheit des Stahls, den der Direktor bei sich im Zimmer hielte, vornehmen. Endlich brachte der Münzarbeiter das zubereitete Kupfer, Stahl befand es gut, es wurde gewogen, und drittehalb loth schwer befunden, sahe auch in der Farbe weislicht aus. Es ist noch kein Silber, sagte Stahl, allein binnen einer Stunde soll es Silber sein. Er zog ein Papier aus der Tasche, in welchem ein grauweislichtes Pulver war, und nahm davon zwo Messerspizen voll, legte es auf ein ander Papier, langte dann aus seiner Hosentasche ein Fläschchen heraus, mit einer gelblichten Tinktur, wovon er einen Tropfen auf das Pulver tröpfelte. Nun muste der Münzarbeiter das Kupfer, in Abwesenheit des Stahls, wieder schmelzen, und nach Stahls Vorschrift das angefeuchtete Pulver darauf werfen. Er brachte in kurzer Zeit das Metall herein. Es war Silber, und wog vier loth und $3\frac{2}{4}$ Quentchen, folglich zwey loth $1\frac{3}{4}$ Quentchen schwerer, als zuvor das Kupfer gewesen war. Der Gehalt des Silbers wurde in der Probe zu acht loth neun Grane befunden. Als der Direktor mit dieser Probe noch nicht zufrieden war, sondern eine größere sehen wolte, wurden abermals zehn Mark und sieben loth Kupfer auf vorige Art zubereitet. Alles geschah in Abwesenheit des Stahls, und er gab die nöthige Tinktur dazu her. Als das Metall ausgegossen wurde, wog es vierzehn Mark und neuntehalb loth. Das Silber hielt dismal auf der Kapelle nicht mehr als vier loth neun Grane fein. Der Direktor erstaunte

über

über diese so merkliche Vermehrung des Gewichts, fragte aber auch: warum das Silber nicht so fein, als das vorige mal wäre? Stahl antwortete: Er habe zu dem leztern weniger Tinktur im Verhältnis des Kupfers genommen, um zu zeigen, daß jemehr Tinktur er nähme, desto besser das Silber würde. Indessen hatte ihn doch der Direktor diesmal angeführt, und drei loth von der Tinktur heimlich zurükbehalten, um es auf allerlei Weise zu untersuchen. Er traf darin nicht die mindeste Spur eines metallischen Wesens an. Nachdem nun der Direktor nicht mehr an der Richtigkeit der Sache zweifeln konnte, ließ er ihn noch eine Probe von zwanzig Marken machen, und versprach ihm, nunmehr dem Churfürsten davon Anzeige zu thun, und ihm dessen Gnade zu verschaffen. Dies geschah; der Churfürst erstaunte darüber. Dem Stahl wurde angedeutet, von der Sache nichts zu reden, und sich stille zu verhalten; allein, er plauderte davon überall, zeigte auch sonst, daß er ein unruhiger und lüderlicher Mensch sei. Indessen wurde auf Befehl des Churfürsten des andern Tages eine neue Probe von 50 Marken Kupfer gemacht, zu welchem Stahl zwey Pfund und fünf loth seines Pulvers, und etliche Tropfen aus seinem Fläschchen mischte. Das Silber wog 96 Marken und acht loth, der Gehalt desselben aber war sieben loth und acht Graine. Nun fing man an mit Stahl zu handeln; er wolte sich aber nicht nach Wunsch lenken lassen, und zur Entdeckung des Geheimnisses war gar keine Hofnung. Endlich verpflichtete er sich doch schriftlich, wöchentlich zween Centner Silber zu liefern, wofür er Schuz, Wohnung, Holz, und wöchentlich 20 Rthlr. haben solte. Er wurde zugleich der Vorsorge des Direktors übergeben, dieser hatte aber seine liebe Noth mit ihm, weil er, wie gesagt, sehr schwazhaft, lüderlich, und selbst gegen vornehme Personen brutal war. Er fing

zwar

zwar an zu arbeiten, und machte unter andern eine Plantsche von 81 Marken zehntehalb Loth, welche acht Loth fünf Grane fein hielte, nachher verfertigte er wieder 16 Marken drittehalb Loth, welche zehn Loth, dreizehn Grane fein waren; allein man konnte ihn doch nicht zur ernstlichen Arbeit bringen. Endlich legte er doch noch eine Probe von anderer Art ab, und machte aus Kupfer Gold in Gegenwart des Direktors, Münzwaradeins und Münzmeisters. Er sezte nämlich sieben Loth reines Kupfer zum schmelzen im Tiegel, und warf ein gelblichtes Pulver, eines Quentchen schwer darauf. Beim Ausguß und Probiren wog der Zahn sechs Loth $1\frac{3}{4}$ Quentchen, und hielt 16 Karat und eilf Grane fein Gold. Er muste noch eine Probe machen, und verädelte ein Mark $1\frac{3}{4}$ Loth Kupfer zu Gold, welches dismal 12 Karat $10\frac{3}{4}$ Grane fein hielt. Hierauf kam Stahl in Arrest, und zwar versichert oben benannter Direktor und Schriftsteller, daß solches wegen seiner lüderlichen und ungetreuen Aufführung geschehen sei. Im Arreste machte er noch einmal Gold, wolte aber sein Geheimnis nicht entdecken, obgleich er bedroht wurde, sondern verlangte auf freie Füße gestellt zu werden. Es wurde ihm aber der Proceß gemacht, und man wolte ihn auf die Tortur bringen, weil man dazu wegen seines getriebenen Ehebruchs und anderer Thaten hinlänglichen Grund zu haben glaubte. Aber an eben dem Tage, welcher hiezu bestimmt war, früh Morgens war Stahl aus dem Kerker entwischt, und seine Kette lag aufgesprengt da. Niemand weiß, wo er geblieben ist. Seine in Coblenz gebliebene Familie machte sich unter der Hand weg, nachdem sie alle Schulden richtig bezalt hatte.

§. 128. In der im Jahre 1771 zu Berlin herausgekommenen: großen Herzstärkung für die Chimisten

sten, nebst einer Dose voll guten Niespulvers für die unkundigen Widersprecher der Verwandlungskunst der Metalle u. s. w. findet sich folgende Nachricht: Ein Maurergeselle muste vor ohngefähr sechs Monaten im Kloster zu Oderberg bei einer vorzunehmenden Veränderung etwas einreißen. Er traf auf eine Oefnung, worin dem Ansehen nach ein Buch in Oktav war, in Schweinsleder gebunden, und mit zwo Haken versehen. Er öfnete solches, und fand darin eine von verzinntem Eisenblech verfertigte, aber schon stark verrostete Dose. Auf dem Deckel derselben stunden verschiedene Charaktere mit Dinte gezeichnet. Der Maurergeselle vermuthete darin Geld, fand aber bei der Eröfnung derselben nichts als ein Pulver, welches er auf den um ihn herumliegenden Schutt warf, auch vorsichtig mit seiner Maurerkelle auskrazte, um die Dose desto reiner zu machen, damit er sich derselben zur Schnupftobaksdose bedienen könnte. Er betrachtete nunmehr das wie ein Buch gestaltete Futteral genauer, und fand darin 12 emblematische illuminirte Blätter, welche unmittelbar unter der Dose gelegen hatten. Er bestimmte sie gleich zum Spiel der Kinder, und stekte sie deswegen vorläufig in seinen Sak. Nachdem er sich entschlossen hatte, Oderberg zu verlassen, so wanderte er nach Berlin, kam in der Maurergewerksherberge an, und suchte Arbeit. Seine mit chimischen Charakteren bezeichnete Dose zog die Aufmerksamkeit des Wirths auf sich, um desto mehr, da derselbe schon viele Jahre lang mit alchimistischen Arbeiten sich beschäftigt hatte. Er beredete den Gesellen, ihm die Dose um einige Groschen zu verkaufen, und erhielt noch das Futteral dazu im Kauf. Mit diesem lezten nahm der Wirth eine besondere Untersuchung vor, und fand im verkleibten Boden desselben sechs Blätter, welche in einer sehr alten fast unleserlichen Schrift, mit einer schon ziemlich gelb

gewor

gewordenen Dinte beschrieben waren. Diese Schriften wurden vom Wirthe, bald diesem, bald jenem vorgewiesen, bis sie endlich einem berühmten Scheidekünstler übergeben wurden, der davon diejenige Deutung gab, welche sich in der angeführten Herzstärkung für die Chimisten befindet. Ob nun gleich mit jenem in der Dose befindlich gewesenen Pulver keine Probe hat gemacht werden können; so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß dasselbe der wahre Stein der Weisen, oder wenigstens eine wichtige Partikulartinktur gewesen sei, welche nach jener Deutung aus Eisen- und Kupfersalz bereitet war. Die Dose sowol als die Schrift war, zufolge der Nachricht, von einem Adepten, Hans von Osten genannt, im Jahre 1416 in die Mauer des gedachten Klosters verstekt und in derselben aufbewahrt worden. Uebrigens meldet der Verfasser dieser zu Berlin gedrukten Herzstärkung noch eine Adeptengeschichte, welche sich zu Aussee in Oberöstreich vor einigen Jahren zugetragen hat. Daselbst kam ein Fremder zu dem Gastwirth Schrottenbach, und nach einigen Tagen forderte er eine Hacke, machte dieselbe im Feuer glühend, warf etwas weniges eines rothen Pulvers darauf, und ließ sie, so weit sie zu Gold geworden war, abschlagen. Die Wirthin brachte dasselbe zum Goldschmidt, welcher dafür 500 Gulden bezahlte; indessen machte sich der Fremde weg.

§. 129. Der berühmte hallische Lehrer, Herr Semler, hat, wie er in seiner Lebensbeschreibung meldet, einmal einen sonderbaren hermetischen Vorfall gehabt. Ein Jude in Halle, welcher ziemlich gelehrt war, und zuweilen den Herrn Semler besuchte, kam einsmal zu ihm mit einem fremden Juden, welcher nicht lange vorher aus Afrika gekommen war, und bat ihn sehr, dem guten Manne in seinem Anliegen zu helfen. Der Frem-

de fing nun an, sein Unglük zu erzälen, und zwar in der Absicht, demselben durch irgend einen deutschen Gelehrten ein Ende zu machen, da er in Italien schon vergeblich darnach umgefragt hatte. Nachdem Hr. Semler ihn hatte sizen lassen, fuhr er folgender maßen fort: Es ist bekannt genug, daß es sehr viel Juden in Fez, Tunis, Tripoli u. s. w. gibt. O ja sagte Hr. Semler welcher ganz etwas anders als die Frage über einen alchimistischen Proceß vermutete, es muß auch da manche jüdische arabische Schrift geben, die uns wol ganz nüzlich sein solte. Freilich, antwortete der Jude, gibt es da viel andre Sachen, und alle Freiheit zu studiren, wenn man nur sein Kopfgeld jährlich richtig abführt; es gibt auch viel einzelne böse Fälle und Noth, die von bösen Menschen zubereitet wird. Daher habe ich mich nach Europa begeben wollen, um mehrere Ruhe zu genießen, bin aber so unglüklich gewesen, daß ich nun bei allen Gelehrten anfrage, die einige Känntnis orientalischer Sprache haben: ob sie mir wieder zum Besiz meiner Glükseligkeit helfen können? das ich sehr hoch belohnen wolte — Er brachte nun ein schmales langes Papier heraus, das sehr oft eingewickelt und wol verwahrt war. Es stunden etwa 13 bis 14 halbe Zeilen darauf, mit jüdischen gemeinen Buchstaben, die Worte aber waren arabisch und türkisch. Hier zeigte er auf die sechste bis siebente Zeile, und seufzte kläglich: diese Worte machen mich so unglüklich, indem ich ihre Bedeutung vergessen habe. — Ich war, fuhr er fort zu erzälen, in Afrika bei einem wolhabenden Juden; wir müssen uns freilich nicht merken lassen, daß wir irgend was übrig haben, sonst fehlet es nicht an allerhand bösen Menschen, die es uns mit Gewalt, oder vor dem Richter nehmen. Da hat nun manches Haus oder Familie von Vater oder Mutter her so ein Geheimnis, davon sich viele heimlich erhalten, und äußerlich arm scheinen.

nen. Einige können gut scheiden das Gold aus Silber, Silber aus Kupfer mit einer Kunst, die fast niemand erfährt. Einige können Gold zu wege bringen, zusammensezen oder reinigen, ich weiß nicht wie ich es sagen soll; und mein Hausherr hatte diese Kunst auch, und wir haben alle Jahr einmal oder zweimal so etwas gemacht, in einem schlechten Ofen, den wir selbst heimlich gebauet haben. Da nahmen wir diese Species nach der Reihe, und thaten sie in einen Tiegel, oder starken Topf, den wir auch selbst machten, und schaarten es ins Feuer, und so fanden wir nach etlichen Tagen so viel Gold, als wir auf einige Monate nötig hatten. Wir haben niemals mehr gemacht als zur Nothdurft; wir hätten es ja auch nicht gebrauchen oder wegbringen können, wegen der großen Aufsicht, die über uns ist. Da habe ich mir nun diesen Zettel selbst geschrieben, und dis kleine Papier sehr leicht verbergen können, wolte nun in einem bessern Lande etwa ruhiger studiren, und davon auch zur Nothdurft ehrlich leben. Da ist mir nun ganz entfallen, was diese zwei Worte bedeuten; und so fehlet mir alles; denn wenn eins von diesen Stücken fehlet, gehet es nicht in der Ordnung, wie ich es in Afrika so oft gesehen und gemacht habe. Dieser Mann hatte sonst gar keine Känntnis von dieser Kunst oder ihrem Dialekt, wie er in Europa so gemein worden ist. Herr Semler fragte ihn vom schwarzen Raben, vom grünen Löwen, Pfauenschwanz u. s. w., er wuste aber nichts davon, auch nicht daß es so viel Zeit erfordere, so leicht alles verderbe und auffliege; er wolte auch dis alles nicht hören, das möchte alles ins Große gehen, dergleichen sei seine Sache nicht. Indessen stuzte er, als ihm Hr. Semler Tutia und Antimonium nannte, und sagte, ja es wäre auch dabei. Er ließ ihn den Zettel abschreiben, oder er half es ihm lesen, und sprach es aus, Hr. Semler aber versprach, daß er teils

nachschlagen, teils mit dem Professor Simonis darüber sprechen wolle, den alten Doktor Michaelis könne er ja selbst sprechen — Hr. Semler schlug indessen in allen Lexicis nach, fand aber nirgend bei den ähnlichen Buchstaben eine passende Bedeutung. Der Professor Simonis konnte auch nichts finden. Als nach einigen Tagen der Jude wieder kam, und man nichts aufweisen konnte; wehklagte der Jude sehr und äußerte: so muß ich noch einmal wieder nach Afrika, wenn ich es sonst in Deutschland nicht lernen kann, was es heißt. Hr. Semler sagte noch zu ihm, es möchten dis wol selbst gemachte Worte sein, worin die Hauptsache enthalten wäre, die sein Hausherr wolbedächtlich darunter verstekt hätte — es sei vielleicht Goldsand oder Goldstaub, den manche Juden insgeheim sich schaften oder von den Reisenden bekämen, und um die Hausgenossen, vor denen sie ihre Arbeit nicht verhelen könnten, zu hintergehen, und in einer treuen Anhänglichkeit zu erhalten, ihnen selbst solche Zettel abschreiben ließen, um hiemit sich für hinlänglich versorgt zu halten. Er meinte aber, er sei von der herzlichen Liebe seines Herrn so versichert, daß er ihm keine solche Verheimlichung zutrauen dürfe u. s. w.

§. 130. Nach dem Berichte der Zeitungen, aus welchen Hr. Güldenfalk auch solches erzälet, starb im Jahr 1783 zu Brüssel ein reisender Engländer, Namens Rollesson. Nach den Umständen, welche aus London von ihm gemeldet worden, war er zuverlässig ein Adept. Er hatte viele Jahre lang in Thamesstreet zu London die Chimie getrieben, und ganz einfach gelebt. In seinem 50ten Jahre miethete er sich plözlich ein großes Haus in Großvenor-Square, kaufte sich Güter in Nordhampton, Kent, Essex und andern Grafschaften; ingleichen eine Plantage auf Jamaika, und legte so viel.

Ka-

Kapitalien in die öffentlichen Fonds, daß er jährlich 2 bis 3000 Pfund Sterling an Interessen aus der Bank zog, und keiner konnte wissen, woher er so schnell seinen großen Reichtum bekommen hatte. Man weiß aber, daß er immer eine chimische Werkstatt unterhalten habe, worin er in einem besondern kleinen Zimmer allein gearbeitet hat. Sein Aufwand belief sich jährlich bei 15000 Pfund Sterling, und er ist besonders in Geschenken sehr prächtig gewesen. Man hat also allen Grund zu glauben, daß er ein Geheimnis zur Verädlung der Metalle besessen habe. Er war im Begrif, seiner Gesundheit wegen nach Italien zu gehen, als der Tod zu Brüssel seinem Leben und Geheimnis ein Ende machte.

§. 131. Im fünften Bande der Nachrichten des Hrn. **Biörnstahl** von seinen ausländischen Reisen Seite 264, meldet er etwas von einem 99 jährigen Adepten, Namens **Urbin**, welcher im Hause eines Goldschmidts in Hanau gewohnt hat. Er hätte ihn gerne gesprochen, weil **Urbin** Page bei der Königin Christina von Schweden gewesen war, allein er war zu der Zeit, als **Biörnstahl** in Hanau sich befand, in Gesellschaft eines andern Adepten nach Italien verreiset. Dieser Schriftsteller sagt ohngefähr 10 Seiten vorher, man habe in Hanau ihm versichert, daß die Familie dieses Mannes das wichtige Geheimnis besize, vermittelst eines unbekannten Elixirs die Gesundheit und das Leben zu verlängern, wie er dann einen Oheim zu Offenbach gehabt habe, welcher 109 Jahre alt gestorben wäre.

§. 132. Ein berühmter englischer Arzt, Namens **James Price**, hat im Jahre 1782 in Gegenwart vieler angesehenen Männer, mancherlei Standes,

aus Quecksilber, vermittelst eines rothen Pulvers, ein Geldgleiches, und vermittelst eines weißen Pulvers, ein Silbergleiches Metall gemacht. Die Versuche sind in der Schrift beschrieben, welche den Titel führt: An account of some Experiments on Mercury, silver and Gold made at Guilford in May 1782 in the Laboratory of *James Price*. Die Personen, welche bei dem ersten Versuch gegenwärtig waren, waren Mr. Anderson, ein Geistlicher und erfahrner Chimist, Kapitain Grosse, ein berühmter Altertumsforscher, Mr. Russel, eine Magistratsperson in Guilford und sehr geübter Chimist, und der Fähnrich Grosse. Es wurde ein Loth Quecksilber in einem hessischen Schmelztiegel auf einen Fluß von Borax, Salpeter und Kohlen gethan, und dabei ein halbes Gran eines dunkelrothen Pulvers. Als es eine halbe Stunde lang im Feuer geglühet hatte, fand sich nachher ein Goldkorn von 10 Granen, welches alle Proben hielte. Das sonst flüchtige Quecksilber hatte, so bald das Pulver darauf gekommen war, keine Spur von Ausdünstung mehr gezeigt. Alle hiebei gebrauchten Werkzeuge waren sorgfältig von den anwesenden Herren untersucht worden, und Price selbst ließ alles durch andre verrichten. Die zwei folgenden Versuche wurden mit eben der Genauigkeit angestellt, und man erhielt vermittelst eines wenigen weißen Pulvers, welches dem Quecksilber beigefügt wurde, ein weißes Metall, und das Quecksilber war figirt. Im vierten und fünften Versuche wurde zu Silber ein wenig rothes Pulver gethan, und dasselbe so verädelt, daß es den achten Teil Gold enthielt, welches alle Proben aushielte. Der sechste Versuch geschah im Beisein des Sir Philipp Nordon Clarke, der Herren Anderson, Kapitain Grosse, Dr. Spence, Fähnrich Grosse, und Mr. Hallamby. Er wurde mehrmals wiederholt, nämlich zwei Unzen Quecksilber wurden mit ein Paar Tropfen Vitri-

Vitrioläther in einem steinern Mörser gerieben, darauf ein Gran des weißen Pulvers gethan, und alles ward gemischt. Hievon wurde das Quecksilber zähe, und als es durch ein Tuch gedrukt wurde, blieb ein dickes Amalgama zurük, worin sich 29 Grane wahres Silber befanden. Der siebente Versuch geschahe in Gegenwart der Lords Onslow King und Palmerstone, ingleichen des Sir Robert Barker und Philipp Clarke, ferner der geistlichen Herren Manning, Anderson, Pollen, Robinson und Dr. Spence, wie auch der Herren William Mann, Godschall, Schmid, Gregory und Russel. Eine Masse von Holzkohlen und Borax wurde in einen Tiegel gethan, dazu ein roth Quecksilber, und etwas von dem rothen Pulver. Als die Masse aus dem Feuer genommen war, fanden sich statt des Quecksilbers wahre Goldklümpchen. Die Versuche wurden in der Folge im großen wiederholt, und aus 30 Unzen Quecksilber mit 12 Granen des weißen Pulvers, ein und eine viertel Unze Silbers gemacht. Eben so wurden mit zwei Granen des rothen Pulvers, aus einer Unze Quecksilber, 120 Grane Goldes bereitet. Das Gold und Silber ist dem Könige vorgelegt worden, welcher darüber seine Zufriedenheit bezeigt hat. Der Verfasser versichert, daß er diese Pulver selbst bereitet habe, daß sie aber bei jenen Versuchen alle aufgegangen wären. Ein neuer Proceß oder eine neue Ausarbeitung dieser Tinkturen war ihm, wie er sagt, seiner Gesundheit wegen unmöglich, indem dieselbe sehr langweilig und mühsam sei. Er versicherte auch dabei, daß diese Sache schlechterdings mit keinem Profite zu betreiben, vielmehr für die Gesundheit nachtheilig sei. Es ist dem Buche noch eine Schrift vorgedrukt, welche einen Versuch betrift, ädle Metalle in unädle zu verändern. Es hat nämlich Pyrophilus Boyle mit $\frac{1}{4}$ Gran eines dunkelrothen Pulvers, ein halbes Loth Gold in

 ein

ein schlechtes weißes Metall gleich dem Glockenmetall verändert, welches nicht allein vieles von seiner vorigen Schwere verloren, sondern auch manche andre Verschiedenheit vom Golde hat. Der berühmte Hr. Professor Blumenbach, welcher im ersten Bande seiner medicinischen Bibliotek jene Pricesche Schrift angeführt hat, führt noch dabei das Exempel des Kundmanns an, welchem ein Officier im Vertrauen versichert hatte, daß er Gold in Silber verwandeln könne; imgleichen daß Kundmann selbst ein Zeuge der Verädlung des Bleies und Quecksilbers in Gold gewesen sei, welche Verädlung auch vermittelst eines rothen Pulvers, und überhaupt mit solchen Umständen geschehen wäre, welche mit der Methode, nach welcher Price verfahren hat, viel ähnliches habe. Man sehe, was ich oben §. 122 von dieser Kundmannschen Geschichte gesagt habe. Gedachter Price ist übrigens im Jahre 1783 den 6ten August, im 26ten Jahre seines Alters, unter neuen vorgenommenen chimischen Arbeiten, welche ihm wider seinen Willen aufgetragen wurden, gestorben. Er nahm in einem Anfall von Melancholie eine Portion des giftigen Kirschlorbeerwassers ein, und starb eine halbe Stunde hernach.

§. 133. Ich könnte nun die Adeptengeschichten ziemlich schließen, weil nach Pricens Zeit keine neuere Begebenheiten öffentlich beschrieben sind, denn was von dem berüchtigten Cagliostro, und dessen alchimistischen Künsten in unsern Tagen gesagt und geschrieben wird, erfordert mehrere Bestätigung. Indessen muß ich noch die im sechsten Stük der hallischen Beiträge zur Beförderung der Naturkunde vom Jahre 1774 aufgezeichnete Geschichte kürzlich nachholen, weil Hr. Wiegleb dieselbe ebenfals angeführt hat. Ein Mann, welcher unbekannt und ohne Aufsehen sich in Halle aufhielt, hat mehr-

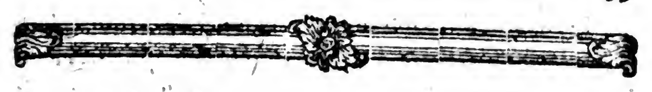
mehrmals in einer dasigen Apoteke verschiedene Dinge geholt, welche er aber oft auf der Straße wieder wegwarf, und also dem Anscheine nach, keine Beziehung auf seine Arbeit hatten. In dieser Apoteke diente ein Gesell, mit welchem der Fremde nach und nach bekannt wurde. Bei Gelegenheit, da der Gesell in einem alchimistischen Buche laß, gerieth er mit demselben in ein Gespräch von der Alchimie. Der junge Apoteker schmälte sehr auf die Alchimisten und ihre dunkle Schreibart, der Fremde aber verteidigte sie, und nötigte ihn zugleich in seine Herberge, um bessere Gelegenheit zu haben, von dieser Sache zu sprechen. Dieser ging noch an demselben Abend hin, und der Fremde empfängt ihn höflich. In seinem Zimmer siehts kärglich aus, auf dem Tische aber stehen verschiedene Gläser und kleine Kolben, in einigen ist ein blutrothes flüssiges Wesen. Es steht da auch eine kleine Büchse von Elfenbein; der Apoteker nimmt selbige in die Hand, findet sie sehr schwer, und verwundert sich darüber. Der Fremde sagt ihm, es wäre ein Gradirglas darin verwahrt, und er wünsche, daß damit ein Versuch angestellt würde, nimmt darauf mit einem kleinen Oehrlöffelchen etwas weniges heraus, um es dem Apoteker zu geben. Dieser glaubt, die Portion sei zu einem Versuche zu klein, der Fremde aber schüttet das Pulver wieder herein, und gibt ihm noch weniger als zuvor, und zwar nur einige Stäubchen, welche er in ein wenig Baumwolle wischet, die er in Papier wickelt, und seinem Gaste überreicht. Er sagt ihm dabei: er solle solche auf geschmolzenes Silber werfen, und wenn es eine Zeitlang im Flusse gestanden, könne er das Silber ausgießen. Der Apoteker geht nach Hause, und als alle Leute darin zu Bette waren, nimmt er einen Löffel von 12 lötigem Silber, welcher beinahe drittehalb Loth wog; läßt das Silber im Tiegel fließen, und trägt das erhaltene Papierchen darauf. Das Silber schäumt gewaltig

waltig mit blutrothen Blasen, so daß er das Ueberlaufen befürchtet. Das Feuer um den Tiegel her spielt mit den schönsten Farben durch einander; diesem prächtigen Schauspiel sieht er eine viertel Stunde lang zu, bis das Metall ruhig, wie ein heller Spiegel fließt. Er gießt es aus, und findet ein schweres biegsames Metall, welches er des anders Morgens für das schönste Gold erkennet. Es hatte eine hohe Farbe, und auf dessen Oberfläche lagen noch hin und wieder sternförmige Tröpfchen eines rubinrothen Glases. Das sonderbarste ist, daß dieses Gold jezt 3 Loth wieget, da doch des Silbers vorher nur drittehalb Loth war. Nun läuft er eilig zum Adepten, um ihm die erstaunliche Würkung des wunderbaren Pulvers zu zeigen; aber er findet das Zimmer leer, nur die Gläser lagen zerbrochen auf der Erde, und auf dem Tisch befindet sich etwas Geld, so viel nämlich, als der Adept dem Wirthe ohngefähr schuldig war. Kurzum! der Adept ist weg. Das Gold wird vom Apotekergesellen an einen Goldschmidt verkauft, der ihm dafür 36 Thaler gibt. Gegen diese Geschichte macht Hr. Wiegleb nach seiner Gewohnheit allerlei Einwürfe, welche ich, so wie es mit allen seinen Einwürfen bei den vorigen Geschichten geschehen ist, leicht widerlegen könnte. Da aber der Verfasser, welcher diese Geschichte beschrieben hat, vermuthlich noch am Leben ist, so mag er solches selbst thun, weil es gewis ihm so wenig an Beweisen der Wahrheit, als an Geschiklichkeit fehlet, diese Erzälung zu verteidigen; wie dann solches schon in der Erklärung, welche dieser Geschichte angehängt ist, genug gezeigt ist, worin auch zum Teil auf die möglichen Einwürfe geantwortet, und hinreichend gewiesen worden, daß er die obige Begebenheit nicht erzält habe, um jemanden zur Goldmacherei zu verführen.

§. 134.

§. 134. Obgleich ich nun selbst aus glaubhaften mündlichen Nachrichten, wie auch sonsten, noch einige hieher gehörige historische Beweise beyfügen könnte, so enthalte ich mich doch derselben, um nicht in die Hände unbarmherziger Kritiker zu fallen, welche auf das bloße Wort eines ehrlichen Mannes nicht trauen. Das Beispiel des Hrn. Güldenfalks schrekt zu sehr ab. Der Hr. Professor Halle hat im dritten Teil seiner natürlichen Magie sehr unsäuberlich mit ihm verfahren, weil derselbe behauptet hatte, daß er den Wunderstein selbst in Händen gehabt habe. Ob es billig sei, einem Manne, der, wie Hr. Güldenfalk, im öffentlichen Ansehen stehet, und in seiner Schrift, ein wenig Hang zum mystischen abgerechnet, genug zeigt, daß er keinen schlechten Kopf habe, so öffentlich allen Glauben abzusprechen; dieses mag ich nicht beurteilen. Was die von mir angeführten Beispiele betrift, so habe ich jedesmal meinen Bürgen genennet, und nun bleibt es jedem überlassen, davon so wenig oder so viel zu glauben, als einer will. Wenn unter so vielen Geschichten, bei allerlei Nationen, in den vorigen Jahrhunderten oder im jezigen, auch nur ein Paar wahr sind; so sind diese schon hinreichend, die Würklichkeit der Goldmacherkunst zu beweisen. Dieses Paar wird sich dann doch wol ohne Mühe, und ohne daß ich nötig hätte, solche auszuzeichnen, finden lassen. Die Einwürfe des Hrn. Wieglebs gegen die Wahrheit der von ihm einzeln angeführten Geschichten sind wenigstens alle so beschaffen, daß sie bei keiner einzigen auf einen unpartheiischen Leser denjenigen Eindruk ferner machen werden, welchen Er sich in Verfertigung seiner Schrift gegen die Alchimie versprach. Könnte übrigens dasjenige, was gelehrte Männer, welche sonst keine Alchimisten von Handwerk, und folglich nicht, wie Hr. Wiegleb meint, einseitig waren, zum Ruhm dieser Wissenschaft, in ältern und neuen Zeiten, gedacht und geschrie-

geschrieben haben, zu dem Wehrte derselben etwas beitragen; so würde es leicht sein, davon unzählige Beispiele anzuführen. Diese könnten den Freunden der Alchimie mit Wucher dasjenige ersezen, was ihnen von andern genommen wird. Aber das persönliche Ansehen hat in unsern Tagen keine Kraft mehr, und also wird weder der Tadel einzelner Gelehrten dieser Wissenschaft Abbruch thun, noch der Beifall großer Männer ihr Zuwachs geben können.



Viertes Hauptstük.

Die Alchimie widerspricht der Vernunft nicht.

§. 135.

Nach so vielen Zeugnissen, daß es würklich Alchimisten, im allereigentlichsten Verstande, so wol in den vorigen als auch zu unsern Zeiten gegeben habe, könnte man nun alle weitere Beweise der Möglichkeit der Alchimie oder Verädlungskunst der Metalle entbehren. Da indessen Hr. Wiegleb, nachdem Er sich vergeblich bemühet hatte, alle Geschichten von der Goldmacherkunst für Mährchen zu erklären, noch einiges, gröstenteils von andern Gegnern schon bis zum Eckel Gesagtes beibringt, welches, wie Er glaubt, der Alchimie den lezten Stos geben soll; so werde ich auch hierauf antworten, und zwar, so viel möglich ist, in derjenigen Ordnung, in welcher gedachter Hr. Gegner seine Einwürfe vorträgt. „Erstlich sezt er die Goldmachergeschichten mit den Hexen- und Gespenstergeschichten in Parallel. Er spricht vieles von dem ehmaligen Gräuel bei den Hexenprocessen, hält sich bei den „Gespenstern, Geistererscheinungen, Poltereien, „Wahrsagereien, und ähnlichen abergläubigen Sachen „auf,

„auf, und sagt: mit allem diesem habe die Alchimie „Gleichheit und Verwandschaft. Hinter dem vermein„ten Wunderbaren dieser Possen verstekten sich die Al„chimisten, und erklärten auch ihre Wissenschaft, so „wie jene Schwärmereien, aus unbegreiflichen und ver„borgenen Naturkräften." Er will ohne Zweifel hiemit sagen, daß so ausgemacht gewis es in unsern Tagen sei, daß weder Hexen, Gespenster u. s. w. existiren, eben so ausgemacht gewis sei es, daß keine alchimistische Künste wären, und so wenig ein vernünftiger Mensch jene Hexen- und Gespenstermährchen glaube, eben so wenig müsse er auch die Goldmachergeschichten glauben, weil diese auf eben dem faulen Grunde gestüzt wären, auf welchem die Zauber- und Gespenstergeschichten gestüzt sind. Oder Er will gar damit sagen: daß das Goldmachen und Zaubern und Gespenstersehen und Wahrsagen und so weiter, alles beisammen gehöre. Was hat aber die Alchimie mit allen diesen Sachen zu thun, und wo stekt das ähnliche? Herzlich gerne gebe ich Ihm zu, daß es weder Hexen, noch Gespenster, noch Poltergeister, noch Geistersehen, noch Wahrsager, und was hierzu gehört, gebe; soll es aber darum keine Metallverädlung, keine Alchimie, keine Alchimisten geben? Welche Folge! Jene Dinge sind alle wider und über die Natur; wer gibt aber die Alchimie für eine übernatürliche Wissenschaft aus? Welcher Alchimist wird sich bei seinen Arbeiten der Hülfe der Geister bedienen wollen? Wer wird die Tödten fragen, um von ihnen die hermetische Kunst zu lernen? Wem wird es einfallen, durch chimische Kunst Geister zu beschwören, oder sich fest machen zu wollen? Muß ein Alchimist notwendig ein Zauberer, oder ein Zauberer zugleich ein Alchimist sein, so daß keine Kunst ohne die andre bestehen kann? Ich meine, nein! Wären zur Zeit, da Hr. Wiegleb seine historisch-kritische Untersuchungen schrieb, schon die

die mesmerische magnetische Kuren bekannt gewesen, ich glaube, er würde auch mit dieser Schwärmerei die Alchimie parallel gestellt haben, obgleich diese eben so wenig Verbindung und Aehnlichkeit haben, als die Hexerei und Alchimie. Nicht allein jeder vernünftige Hermetiker in unsern Tagen wird alle solche Possen verlachen, sondern selbst ältere alchimistische Schriftsteller haben wider einen solchen Aberglauben geeifert. Schon Roger Baco in seinen Briefen von der geheimen Würkung der Kunst und Natur, und der Nichtigkeit der Magie, schmälet sehr auf Hexerei, Anrufung der Geister, zauberische Zeichen, Gesänge und dergleichen, auf eine Art, welche man in dem damaligen dunkeln Zeitalter nicht vermuten solte. Wie sehr irret also Hr. Wiegleb, wenn er sagt: „es würden von allen Alchimi„sten dergleichen Schwärmereien mit Hand und Mund „bekannt.“ Die alchimistische Kunst ruhet warlich nicht auf solchen faulen Gründen, sie hat nichts mit vermeinten übernatürlichen Kräften zu thun, sie erklärt nichts aus magischen Grundsäzen, sie beruft sich nicht auf Würkungen aus der Geisterwelt; sondern sie stüzet sich auf natürliche Gründe, und arbeitet in Körpern aus dem Naturreiche. Sie bedient sich gewisser Naturkräfte, welche zwar freilich nicht ein jeder kennt, also auch nicht ein jeder gebrauchen und gehörig anwenden kann; müssen aber deswegen diese Kräfte übernatürlich oder aus dem Reiche des Aberglaubens genommen sein? Was man nicht begreifen kann, ist darum nicht jedesmal übernatürlich. Die Kraft des Magnets, und die Würkung der Elektricität, wer begreift die? und doch sind diese Kräfte natürlich. Gesezt endlich, es wäre einer oder anderer Alchimist, welcher an Hexen, Gespenster, Beschwörungen, und dergleichen Frazen geglaubt hätte, und in diesem Stük ein Thor war; muste er deswegen in der Alchimie auch ein Thor sein?

Man gehe in die vorigen Zeiten zurük, wie viele brave Theologen, Juristen, Aerzte, Philosophen wird man da antreffen, welche ihrem damaligen Zeitalter gemäs, an Astrologie, Hexen, Besizungen, und dergleichen Possen glaubten, ihrer anderweitigen Gelehrsamkeit und Wissenschaft unbeschadet; vielweniger könnte man ihren Aberglauben der Wissenschaft und Kunst selbst zurechnen. Robert Flud z. B. schrieb in allem Ernste jede Krankheit einem besondern Teufel zu, muß darum die Arzneikunst selbst ihren Wehrt verlieren, und auf Aberglauben gestüzt sein? Oder müssen alle Aerzte um des Robert Fluds willen Schwärmer sein? Es glüket also dem Hrn. Wiegleb hier nicht, wenn Er glaubt, die Alchimie lächerlich und verächtlich zu machen, indem Er sie unschiklicher Weise mit abergläubigen Dingen in gleichlaufender Linie sezet.

§. 136. Ferner wirft Hr. Wiegleb es den Alchimisten vor: „daß sie die Alchimie eine praktische Na„turwissenschaft nennten, aber kein einziger habe sie „doch praktisch ausüben können." Dieses soll doch so viel heißen, als die Alchimisten wären bloße Empyriker, handelten ohne Grundsäze, und beriefen sich blos auf ihre Erfahrungen, welche noch dazu falsch wären. Nicht also! Man lese nur die alchimistischen Schriftsteller; die wenigsten von ihnen sind Empyriker oder Proceßkrämer, die mehrsten aber sind Theoretiker. Sie reden lang und breit von den Anfängen der Natur und der Dinge, von den Urstoffen der Metalle und Mineralien, von der Würkung der Natur u. s. w., und bemühen sich sorgfältig, obgleich oft räthselhaft, und einem Ungeübten unverständlich, die Möglichkeit der Verädlung der Metalle, und die Art dieser Möglichkeit, nebst allen hieher gehörigen Erscheinungen zu erklä-

erklären. Gesezt aber, die Alchimie wäre bei manchem Alchimisten, als Individuum, blos praktisch und er könnte es nicht erklären, wie die Verädlung der Metalle eigentlich zuginge, so verdient er doch eben so wol Glauben, wenn nur anders seine praktische Beweise ächt, und kein Betrug sind; als wenn er zugleich seine Kunst theoretisch demonstriren könnte. Daß aber nicht nur einer, sondern mehrere die Würklichkeit und Möglichkeit der Alchimie praktisch dargethan haben, davon haben wir ja in den Adeptengeschichten Zeugnisse genug.

§. 137. „Man erdichtet Grundsäze von der Alchimie," so fährt Hr. Wiegleb fort, „deren Gespinnst nicht allen gefällt, die bei jedem verschieden „sind. Daher ist kein Alchimist mit dem andern einig „in seiner Erklärung; nicht zween gehen auf einem „Wege zu ihrem Tempel der Geheimnisse. Jeder gehet seinen eigenen Weg." Die Alchimisten sollen also in ihren Grundsäzen uneinig sein? Das ist irrig. Wäre Hr. Wiegleb mit der wahren Sprache der Alchimisten (ich rede nicht von Afteralchimisten) besser bekannt; so würde Er, so wie jeder anderer finden, daß sie alle im Grunde und in der Hauptsache einig sein, alle einerlei Stoffe und einerlei Hülfsmittel rathen und wählen, um zum Ziel zu gelangen. Sie suchen diese Mittel bald auf einem nähern, bald auf einem entferntern Wege, je nachdem ihre Känntnisse größer oder geringer sind; die Mittel selbst aber sind dieselbigen, und der Zwek ist bei allen der nämliche. Und wenn sie auch auf verschiedenen Wegen wandeln, und der eine früher an Ort und Stelle kommt, als der andere; so sind sie deswegen nicht auf einem Irrwege, und der Ort, den sie suchen, ist deswegen nicht eine

Chimäre oder ein Gemälde ihrer Einbildung. Der berühmte Verfasser der Ehrenrettung der Alchimie sagt unter andern hievon: Es sind viele Wege nach Rom, obgleich der eine kürzer und bequemer ist, als der andre. Gesezt einer wäre auf dem Rhein in Holland, von da auf der See um Spanien ins Mediterraneum, und also nach Rom bequem gefahren, wüste auch sonst keinen Weg dahin, würde nicht dieser einem andern auch solche Route vorschreiben, und wenn schon ein Tertius einen nähern Weg durch Graubünden oder Tyrol angäbe, solchen als ihm unbekannt verwerfen? u. s. w. Ich seze hinzu: weil verschiedene Wege nach Rom gehen, gibt es darum kein Rom? Was auch die etwaige Verschiedenheit der Meinungen in der Alchimie betrift, so wissen wir ja überhaupt, daß in keiner Wissenschaft die Gelehrten alle in den Nebensachen sich völlig eins sein. Oft sind sie nicht einmal in Hauptsachen einig, und doch bleibt die Wissenschaft selbst in ihrem Wehrte. Wie viel Zank herrscht unter den Gottesgelehrten, Aerzten, Weltweisen u. s. w., warum solte die Alchimie die einzige Wissenschaft sein, welche vom algemeinen Schiksal der Wissenschaften befreit wäre. Es ist auch gewis, daß es oft nur scheine, als ob die Alchimisten in ihren Vorschriften Umwege nähmen; da sie doch gerade gehen. Selbst die Widersprüche, welche in den alchimistischen Schriftstellern vorkommen, sind nur Scheinwidersprüche, und ein Geübter kann sie leicht heben. So sagen sie z. B. der Stein der Weisen ist natürlich und überall zu finden, andre aber nennen ihn künstlich, und sagen, er sei nirgends anzutreffen. Das erste verstehen sie vom ursprünglichen Stoffe desselben, das andre von seinem Zustande in der Vollkommenheit. Sie sagen ferner: Er bestehe nur aus einem Stoffe oder aus Queksilber, andre behaupten, er bestehe aus zwei Stoffen oder aus Queksilber und Schwefel, oder

auch

auch aus drei Stoffen, nemlich aus Quekſilber, Schwefel und Salz, welche drei Stoffe ſie auch wol Gold, Silber und Quekſilber nennen. In dem erſten Fall verſtehen ſie unter dem Quekſilber oder Merkur alle Urſtoffe zuſammen; im zweiten und dritten Fall aber die einzelen Urſtoffe deſſelben. Einige behaupten, die Ausarbeitung des Steins der Weiſen ſei mühſam und ſchwer, andre ſagen, ſie ſei leicht und kurz. Im erſten Fall verſtehen ſie, die erſte Ausarbeitung des Werks, im andern Fall aber, die Nacharbeit. Auch fällt noch mancher ſcheinbarer Widerſpruch der Alchimiſten weg, wenn man bedenket, daß kein einziger von dieſen Schriftſtellern alles zuſammen lehret und anführet, was zum ganzen Umfange dieſer Wiſſenſchaft gehöret. Es iſt ihnen eigen, zurükhaltend zu ſein; der eine verſchweigt dieſes, der andre jenes. Der eine nennet den Stof, in welchem man arbeiten ſoll, ſagt aber nichts oder nur etwas weniges von der Bereitung ſelbſt; ein anderer iſt bei der Beſchreibung der Arbeiten weitläuftig, nennet aber den Stof nicht, oder läßt auch einzelne Operationen aus. Wer alſo dieſe Schriftſteller verſtehen und beurteilen will, darf ſich nicht blos an einzelne halten, ſondern er muß eine vernünftige Vergleichung unter ihnen anſtellen, und daraus ein Ganzes ſich bilden. Wo die Weiſen übereinſtimmen, da iſt die Wahrheit, ſagt Bernhard Treviſanus. Endlich ſagen auch die Alchimiſten ſelbſt, daß man ihre Worte nicht jedesmal nach der gemeinen Bedeutung nehmen müſſe, weil es ſonſt ſchiene, als ob ſie ſich widerſprächen. Eben der ſchon angeführte Bernhard Treviſanus ſagt: Man muß die Ausſprüche der Weiſen nach der natürlichen Möglichkeit verſtehen, nicht nach dem Klang der Worte, denn ſie haben dieſe Kunſt unter Gleichniſſen, Mährchen, Räzeln, und dunkeln Redarten mit Fleiß verſtekt.

So spricht auch Rosinus, wisset, daß die Weisen niemals ein wahres Wort gesezt haben, ohne viele falschen darunter zu mengen, und daß sie dis ganze Geheimnis mit erdichteten Namen benennet haben. Geber stimmt gleichfals mit folgenden Worten ein: Wir haben unsre Wissenschaft nicht anders, als unter veränderten Worten beschrieben. Mehr Zeugnisse der alchimistischen Schriftsteller über diese Sache übergehe ich.

§. 138. Es behauptet Hr. Wiegleb auch, „daß „die meisten in den Goldmachergeschichten vorkommen„den Personen aus Scham mit verstekten Namen „angeführt würden, und die Geschichten alle nur ein„seitig erzält, und nirgend unparteiische Zeugen zu fin„den wären. Auch sei keine einzige Geschichte vorhan„den, welche so vollkommen bestätiget wäre, daß sich „nicht dagegen die gründlichsten Zweifel aufwerfen lie„ßen. Alle wären des Betrugs verdächtig, und dieser „Betrug fände sich bei allen denjenigen, die untersucht „werden könnten." Antwort: daß nicht die meisten Personen bei den Goldmachergeschichten verstekt, sondern ihre Namen öffentlich genennt sein; davon zeugen die Erzälungen hinreichend. Lullius, Schwärzer, Kunkel, Cajetano, Sehfeld, Stahl, und hundert andre, sind ja bekannte Namen. Daß die Geschichten einseitig erzält würden, ist eben so irrig, oder Hr. Wiegleb müste willkührlich annehmen wollen, daß alle diejenigen, welche solche Geschichten aufgezeichnet hätten, selbst Alchimisten gewesen wären, und von ihren eigenen Personen geredet hätten, welches Er aber nicht beweisen kann, vielmehr zeigen die Erzälungen selbst das Gegenteil. Daß aber die Geschichten alle solten so vollkommen bestätigt sein, daß auch

auch gar kein Zweifel solte dawider eingewandt werden können, dieses ist zu viel gefordert. Jede Wahrheit, jede Geschichte, sie sei so gewis und ausgemacht als sie wolle, kann bezweifelt werden; ob aber diese Zweifel gründlich sein, ist eine andre Frage. Daß wenigstens die Zweifel des Hrn. Wieglebs gegen verschiedene Adeptengeschichten nicht so gar gründlich sein, das hat man im dritten Hauptstük oben gesehen. Wenn es aber auch nur eine einzige Goldmachergeschichte gäbe, welche auf die möglichst genaueste Weise geprüft worden, so wäre das schon hinreichend, die Existenz der Goldmacherkunst zu beweisen. Nicht aber nur eine, sondern mehrere sind, wie ich oben gezeigt habe, von glaubhaften Männern erzält, untersucht und wahr befunden worden. Was kann man mehr fordern? Ein Zweifeler, der sich hiermit nicht begnügen wolte, hätte dann eben so viel Recht, jeden historischen Glauben übern Haufen zu werfen, und alles, ja gar sein eigenes Dasein, wie eine gewisse närrische Sekte der Philosophen gethan hat, zu bezweifeln; weil es ja auch dazu nicht an Gründen fehlet.

§. 139. Auch saget Hr. Wiegleb: „Das historische Zeugnis könne überhaupt bei keiner Sache, „die sich auf natürliche Kräfte gründen soll, auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen, als wenn die Sache „selbst nicht wider die natürliche Möglichkeit läuft, und „es sei schon überflüssig, eine Untersuchung der „Wahrheit der Sache anzustellen, weil solche in sich „schon unwahr und ein Betrug sei, indem sie ja nicht „möglich wäre." Dieses ist zu algemein gesprochen; denn weiß Hr. Wiegleb, wie weit die natürliche Möglichkeit gehet? Kann Ihm nicht manches natürlich un-

möglich dünken, was doch natürlich möglich ist? Gibt Er nicht hier selbst in seiner Schrift ein Beispiel von einer, nach seiner Meinung, natürlich unmöglichen Sache an, wovon Er doch heute die natürliche Möglichkeit sehen kann? Er sagt nämlich zur Erläuterung seines Einwurfs unter andern: „Wenn ihm jemand „erzälen wolte, es sei ein Künstler gewesen, welcher „die Kunst besessen hätte, vermöge gewisser Hülfsmit„tel sich in die Luft zu erheben, und Reisen in dersel„ben anzustellen; so würde er alsbald antworten, daß „hiebei ein Betrug notwendig vorgehen müsse, und daß „dieses nicht natürlicher Weise möglich sei. Wenn „auch tausend bestätigten, es gesehen zu haben; so „würde er ihnen doch die Versicherung geben, daß sie „sämtlich betrogen wären." Ich verweise Ihn kurz und gut auf die in unsern Zeiten erfundene Luftschiffahrt. Freilich war diese zu der Zeit, da Hr. Wiegleb seine historisch-kritische Untersuchungen schrieb, noch nicht erfunden, und sie schien an sich praktisch unmöglich, dennoch war sie nicht natürlich unmöglich, man würde ja sonst jezt nicht würklich durch die Luft seegeln. Aus diesem Exempel läßt sich sehen, wie leicht jemand irren könne, wenn er die Gränzen der natürlichen Möglichkeit so genau bestimmen will. Wer kennt die Würkung der natürlichen Kräfte so ganz und durchaus, um einen solchen Machtspruch zu thun: was ich nach meinen Begriffen und Känntnissen (welche doch selbst bei dem weisesten Menschen eingeschränkt sind) für unmöglich halte, und was bisher noch nicht geschehen ist, auch aus bekannten Naturkräften nicht erklärt werden kann; das ist schlechterdings unmöglich, und wenn mir auch die glaubhaftesten Zeugnisse von einer solchen geschehenen Sache gegeben würden, so will ich doch diese Sache lieber für falsch erklären, ja sie der Untersuchung nicht einmal

wehrt

wehrt halten, weil ich ihre Unmöglichkeit voraussetze. Grade in diesem Fall befindet sich Hr. Wiegleb. Er dehnet den obigen Schlus von der natürlichen Unmöglichkeit, auf die Nichtwürklichkeit einer Sache, solte es auch auf Kosten der fünf Sinne geschehen, auf die Alchimie aus, und sagt: „Wenn von dieser „bewiesen werden könne, daß sie wider die natürli„che Möglichkeit laufe, so würden auch von selbst die „historischen Zeugnisse wegfallen, und man könne sol„che gradezu für falsch erklären, wenn auch hundert „Adepten oder Partikularisten das Gegenteil durch „Thatsachen bewiesen. Hr. Wiegleb hätte hier bedenken sollen, daß obgleich Er nach seinen Begriffen die Möglichkeit der Metallverädlung nicht einsieht, sie demohngeachtet möglich sein könne, und alsdenn ergibt sich die Antwort von selbst aus dem, was ich oben gesagt habe. Denn die Möglichkeit hängt ja nicht von seiner Känntnis der Naturkräfte, und der Verhältnisse derselben gegen einander ab. Er kann die Gränzen der Möglichkeit weder überhaupt, noch in besondern Fällen bestimmen, weil seine Känntnis, so wie die Känntnis eines jeden Sterblichen, eingeschränkt ist, denn niemand wird sich rühmen können, alle und jede Kräfte der Natur, besonders wenn mehrere Kräfte in Verbindung zusammen vereint würken, genau zu kennen. Nichts ist unmöglich, als was einen Widerspruch enthält; wer kann aber immer so genau wissen, ob ein wahrer Widerspruch in einer Sache vorhanden sei? denn dazu gehören die vollkommensten Känntnisse. Ich habe schon an einem andern Orte gesagt, daß besonders derjenige, welcher die Unmöglichkeit der Verädlung schlechter Metalle in Gold beweisen will, die Natur und das Wesen aller Metalle, so wie des Goldes insbesondere, ganz und durchaus, aufs vollkommenste kennen, und demnächst

zeigen müsse, daß eine Verädlung, oder wenn man lieber will, Verwandlung anderer Metalle in Gold, mit dem Wesen derselben gar nicht bestehen könne. Weder Hr. Wiegleb aber, noch jeder anderer Gegner wird sich rühmen können, das Wesen und die Natur der Metalle so genau zu kennen, und daraus den Widerspruch der Verwandlung oder Verädlung ins Licht zu sezen. Würde aber ein Gegner einen eben solchen bejahenden Beweis, welcher aus der Känntnis des Wesens des Goldes, und anderer Metalle genommen sein müste, von den Verteidigern der Alchimie für die Möglichkeit derselben fordern; so kann man antworten, daß vielleicht ein ächter Alchimist wol etwas befriedigendes hier geben könnte, weil er ohne Zweifel tiefer als gemeine Scheidekünstler, in die Natur und in das innere Wesen der Metalle geblikt haben mag; solte er aber es auch nicht können, so hat er doch den Vorteil auf seiner Seite, daß er durch praktische Zeugnisse und Erfahrungen den affirmativen Beweis von der Möglichkeit der Metallverädlung führen und schliessen kann: dasjenige, dessen Würklichkeit durch Thatsachen und historische Zeugnisse gezeigt werden kann, ist möglich, obgleich die Möglichkeit sonst nicht erklärt werden kann; nun aber kann die Würklichkeit der Metallverädlung durch historische Zeugnisse bewiesen werden; folglich ist die Metallverädlung möglich, obgleich diese Möglichkeit sonst nicht erklärt werden kann.

§. 140. Nachdem Hr. Wiegleb manches vom richtigen Gebrauch der Vernunft, und vom Betrug der Sinne gesagt hat, welches zwar alles in sich wahr ist, aber hieher nicht gehört, sondern am unrechten Orte steht; so bringt Er ein neues Argument gegen die Gold-

machers

macherkunst hervor. Er sagt: „So lange der verderb„liche Unfug der Alchimie in der Welt gedauert hat, „eben so lange hats auch von Zeit zu Zeit unter den „Gelehrten an Widerspruch uud Verleugnung der Mög„lichkeit nicht gefehlet, das muß aber bei einer natür„lich möglichen Kunst sich nicht zutragen dürfen." Ob vom Anfang der Alchimie her, zu der Zeit der Egipter, schon Gegner dieser Kunst gewesen sein, davon wird Hr. Wiegleb schwerlich nähere Erläuterung geben können. Das ist aber wahr, daß man zu Gebers Zeit dieser Kunst schon zu widersprechen versuchte, und daß es seit der Zeit verschiedene, so gar in anderer Rüksicht aufgeklärte und gelehrte Männer gegeben habe, welche in ihren Schriften der Möglichkeit der Alchimie widersprochen haben. Hr. Wiegleb führt deren zwar 37 an der Zahl an. Die mehresten von ihnen sind aber sehr elende Scribenten, fast alle sind bloße Nachbäter ihrer Vorgänger, einige von ihnen aber sind so beschaffen, daß man in ihnen würklichen Stof zur Verteidigung der Alchimie findet; wie Hr. Wiegleb selbst zugeben würde, wenn er sie alle gelesen hätte. Drei Vierteile wenigstens von ihnen habe ich gelesen, und nicht überzeugend gefunden. Aber gesezt, die Zahl der Widersacher wäre noch größer, so kann man doch einem Gegner zwanzig und viel mehrere Schriftsteller entgegen sezen, welche von der Alchimie und deren Möglichkeit geschrieben haben. Und kann Widerspruch wol eigentlich die Wahrheit einer Sache bestimmen? Gibt es nicht in andern wichtigen Wissenschaften, z. B. in der Religionslehre, Philosophie, Naturwissenschaft u. s. w. von je her, viele Widersprecher, ohne daß diese Wissenschaften selbst darunter leiden? Die eigentlichen einzelnen Widersprecher der Alchimie haben auch immer ihren besondern

Mann

Mann gefunden, der ihnen gründlich geantwortet hat, davon zeugen die vielen Verteidiger der Alchimie. Claveus und Libavius antworteten dem Erast. Clauder, Zwölfer und Blauenstein fertigten die Einwürfe des Kirchers ab. Joseph Quercetan schrieb gegen den Jakob Aubert. Die Abhandlung Elias, der Artist genannt, ist gegen Hagel und Peret geschrieben u. s. w. Will man aber mit solchen Verteidigungen nicht zufrieden sein, und verlangt man durch augenscheinliche Thatsachen und Erfahrungen überführt zu werden, so ist solches in der That zu viel gefordert; denn die Alchimisten haben gute Gründe, sich nicht einem jeden bloß zu zeigen. Nicht einem jeden sage ich, denn zuweilen haben sie doch, wie die alchimistischen Geschichten beweisen, sich so weit herabgelassen, ihre Widersacher durch Augenschein zu überführen. Daß übrigens die Widersprecher der Alchimie in dieser Kunst nicht erfahren gewesen sein, versteht sich von selbst. Sie widersprachen also aus Unwissenheit, so wie die Aerzte zur Zeit des Harveus dem neuentdekten Umlaufe des Blutes widersprachen, und wie man noch vor wenigen Jahren der Möglichkeit durch die Luft zu schiffen widersprach. Bei manchem Widersacher der Alchimie mochte auch wol ein kleiner Eigennuz zum Grunde liegen, weil er glaubte, durch seinen Widerspruch die Alchimisten zu nötigen, ihm sein Geheimnis zu entdecken. Mir däucht, das ganze Argument des Hrn. Wieglebs laufe im Grunde darauf heraus. „1 Daß die Goldmacherkunst, wenn „sie wahr wäre, nach so langer Zeit endlich algemein „bekannt sein müsse, oder 2. wenn sie wahr wäre, so „hätte sie nicht von langer Zeit her Widerspruch gefunden; denn dasjenige sei unwahr, was von langer „Zeit her einen Widerspruch erlitten hätte." Was den ersten Punkt betrift, so könnte Hr. Wiegleb Recht

Recht haben, wenn nicht die Alchimie eine gar zu wichtige Wissenschaft wäre, und ihre algemeine Bekantmachung die gefährlichsten Folgen fürs ganze Menschengeschlecht, für alle Künste und Gewerbe, für hohe und niedere Menschenklassen, für sittliche und natürliche Charaktere u. s. w. haben würde; auch sonst die Alchimisten nicht die triftigsten Gründe hätten, ihr Geheimnis aufs vorsichtigste zu bewahren. Von dem philosophischen Eide nichts zu gedenken, welchen sie entweder für sich selbst, oder für ihren Lehrer, nach der Aussage der alchimistischen Schriftsteller, denen auch Wedel in seiner Einleitung zur Alchimie Kap. 8. beipflichtet, ablegen müssen. Was aber den zweiten Punkt betrift: daß, wenn die Alchimie wahr wäre, sie nicht von Alters her Widerspruch gefunden haben müste; so kann man mit größerm Rechte dagegen argumentiren: Wenn die Alchimie eine leere Kunst wäre, so würden die Widersprüche der Gegner endlich gesieget, und die alchimistische Chimäre verbannt haben. Nun aber wird die Alchimie, troz allen Widersprüchen der Gegner, noch immer getrieben und verteidiget; folglich kann sie keine leere Kunst sein. Zwar ist in unsern Tagen diese Wissenschaft durch die Machtsprüche einiger Gelehrten sehr verachtet und unwehrt gemacht, so daß es fast Schande ist, sich ihrer öffentlich anzunehmen, weil man in Gefahr steht, für einen seichten Kopf, nach aller Form, erklärt zu werden. Unwahr aber ist es, wenn man, wie Hr. Wiegleb thut, „vorgeben will, daß diese ganze Wissen„schaft gestürzt wäre." Nein, sie hat noch viele Verehrer, welche sich über unschädlichen Spott wegsezen, und im Stillen Früchte erndten, welche der Ungeweihte nicht kennt, und oft mehr aus Misgunst, und weil ihm etwa einige alchimistische Versuche misrathen waren, als aus wahrer Ueberzeugung verachtet.

tet. Wissenschaften und Künste haben ihre Epochen; jedes Zeitalter hat sein Lieblingsstudium, welches bald steigt, bald fällt. Wer die Geschichte der Künste und Wissenschaften kennt, wird das ohne mein Erinnern wissen. Vielleicht kommt einst die Zeit, da die Alchimie ihr gesunkenes Haupt wieder empor hebt, höher als es jemals war. Ob nicht mancher dann, so wie bisher geschehen ist, vergeblich arbeiten, aus Mangel gehöriger Einsicht das Ziel verfehlen, aus Unwissenheit unglüklich werden könne; überhaupt, ob es im Ganzen nicht eher schädlich als nüzlich sei, wenn sich viele mit dieser Kunst beschäftigen, das bleibt an den großen Ort gestellt, wo so vieles hingestellt wird, nämlich an seinen Ort. Auf allen Fall kann die Wissenschaft selbst darob keinen Vorwurf mit Recht leiden; sie wird also noch immer ihre Vertheidiger finden.

§. 141. „Es beruft sich Hr. Wiegleb ferner „in seiner Schrift auf die im Geber schon befindli„chen Einwürfe der Antalchimisten." Hier thut Er nichts mehr und nichts weniger, als was schon alle Gegner vor ihm gethan haben; denn alle diejenigen, welche gegen diese Wissenschaft geschrieben haben, legen die geberischen Einwürfe zum Grund. Sie sind aber auch alle schon von Geber selbst, und wo er nicht gründlich genug war, von andern Vertheidigern, so oft und bis zum Eckel beantwortet worden, daß es höchst überflüssig wäre, sich noch weitläuftig darauf einzulassen, und das wieder zu sagen, was schon viele andere gesagt haben. Man kann diese Beantwortungen in allen alchimistischen Apologien finden. Der Kürze wegen führe ich nur Gastons Clavei Apologie der Silber- und Goldkunst, Clauders Abhandlung

lung vom Universalstein, und Creillings Ehrenrettung der Alchimie an. Unten werde ich jedoch auch noch einiges, was hieher gehöret, anführen. In den angeführten Schriftstellern werden, ausser den im Geber befindlichen Einwürfen, noch mehrere Einwürfe entkräftet. Ueberhaupt kann man sicher behaupten, daß noch nie ein einziger Einwurf gegen diese Wissenschaft gemacht sei, welcher nicht beantwortet und widerlegt worden wäre. Oftmal hat einer den andern ausgeschrieben, und Verteidigungsgründe gebraucht, welche ein anderer schon gebraucht hatte; es haben aber auch die Gegner fast immer ihren Vorgängern nachgesprochen, fast immer einerlei gesagt, und selten etwas neues hinzugesezt.

§. 142. Auch dasjenige, was Hr. Wiegleb gegen die Möglichkeit der Verädlung der Metalle noch anführt, enthält im Grunde nichts neues. „Seine sehr weitläuftige Demonstration, „(wogegen ich an einzelen Stellen noch manches besonders erinnern könnte, wenns nötig wäre) läuft „endlich auf den alten, dem Aristoteles zugeschriebenen, von Geber schon angeführten, und von Kircher und andern Gegnern schon oft gebrauchten „Grundsaz hinaus: Species rerum inter se non permutantur." Hr. Wiegleb hält sich zwar nicht mit den abgenuzten Gleichnissen aus dem Gewächs- und Thierreiche auf, welche man ehedem zum Beweise dieses Sazes anführte; daß nämlich kein Apfelbaum in einen Kirschbaum, keine Kuh in ein Pferd u. s. w. verwandelt werden könne; sondern seine Gründe sollen neu sein. Er sagt ohngefähr in der Kürze folgendes: „Die Metalle können nicht in ihre Bestandteile

zer-

„zerlegt werden, wir kennen sie also nicht — das Gold „widersteht vorzüglich der chimischen Untersuchung. „— Die Metalle bestehen jedes aus seinen specifi„ken Teilen. — Alle Metalle haben ihre bestimmte „Vollkommenheit, und können also nicht eines in das „andere verwandelt werden, weil man die Bestand„teile nicht kennet, und noch weniger verändern kann.“ Vorab muß ich erinnern, daß alles, was hier Hr. Wiegleb sagt, nicht so ganz neu sei, wie er vielleicht glaubt, oder uns überreden will. Nein, schon Becher sagt fast das nämliche, und versichert, daß auch er sich ehedem diese Einwürfe selbst gemacht hätte. Man sehe Pag. 566 Supplementi I. in Physicam subterran: Leipziger Ausgabe vom Jahr MDCCIII. Was die Einwürfe selbst aber betrift, so ist es nicht so ganz gewis, daß nicht die Metalle in ihre Bestandteile solten von einem erfahrnen Alchimisten, durch besondere, nicht jedem bekannte Kunstgriffe zerlegt werden können. Hat nicht Kunkel, ein Mann, der in seinen Arbeiten und Processen sehr aufrichtig ist, das Gold selbst aus seinem Wesen gesezt? Gehet nicht überhaupt der Hauptzwek der Alchimie mehr dahin, um die Bestandteile der Metalle und ihre Anfänge zu untersuchen, als eigentlich um Gold zu machen? Daß aber ferner die Metalle alle, jedes aus eigenen oder specifiken Urstoffen, bestehen solten, das werden ihm die Chimisten und Alchimisten nicht zugeben. Diese behaupten vielmehr, daß der Unterschied der Metalle nur zufällig sei, und mehr in der verschiedenen Mischung und Verbindung der Grundteile, als in der specifiken Beschaffenheit dieser Grundteile selbst, bestehe. Die Metalle sind nicht im Wesen, sondern nur nach Graden unterschieden, und entspringen alle aus einerlei Wurzel, haben alle einerlei Grundstoffe, welche nur auf verschiedene Weise gemischt, und bald enge, bald

bald nicht so genau unter sich verbunden, und bald mit vielen, bald mit wenigen, bald mit gar keinen fremden Teilen vermengt sind. Daher kommt dann der Unterschied der ädlen und unädlen Metalle, welche leztere zwar in ihrer Art volkommen sind, und grade diejenige Mischung und Verbindung der Bestandteile haben, um dieses Individuum von Metall zu machen. Dieses Metall hätte aber auch volkommner sein können, wenn die Mischung, die Verbindung und das übrige Verhältnis der Urstoffe anders gewesen wäre. Ein jedes Metall hat folglich, es mag so gering sein als man wolle, eine innere Möglichkeit bei sich, daß es hätte Silber oder Gold werden können, da es jezt nur z. B. Blei, Kupfer, Zinn u. s. w. ist. Becher in der zweiten Thesi chimica des supplem II. Physicae subterraneae drukt diesen Gedanken damit aus, wenn er sagt: Die Metalle haben alle einerlei Materie, welche nur durch die Kochung volkommen wird, und alle Metalle haben einen motum naturalem ad perfectionem Auri. Auch Basilius Valentinus sagt: Von Natur sind alle Metalle güldisch. Kurz! die Alchimisten behaupten; alle Metalle bestünden aus gleichartigen Anfängen; auch die mehresten und besten übrigen Chimisten, welche keine eigentliche Goldmacher sind, so wie auch viele Naturkündiger, stimmen bekanntlich diesem Saze bei. Die Folge hievon ist nun, daß man einsehen könne, wie es sehr wol möglich sei, ein geringeres Metall zu verädeln; indem man demselben durch die Kunst das gehörige Verhältnis der Bestandteile, und diejenige festere Verbindung derselben, nebst einer Befreiung von fremden Teilen gibt, welche ein ädles Metall haben muß. Und so ist dann eigentlich hier keine Verwandlung der Metalle selbst, noch weniger eine Umschaffung der Urstoffe; sondern nur eine Verbesserung, Erhöhung, Verädlung der Metalle, und zwar

nicht wegen der Veränderung der Bestandteile selbst; sondern nur wegen der veränderten Lage derselben vorhanden. Auf diese Weise ist es wahr, was Stahl in seiner Einleitung zur Chimie irgendwo sagt: daß nämlich die Art der Verkehrung anderer Metalle in Gold, wenn man sie physice schäzet, viel geringer und begreiflicher sei, als die Säung des Korns oder die Mischung des Brodteigs.

§. 143. Welche sind aber die Bestandteile der Metalle? Die Chimisten sind darin fast alle einig, daß die Metalle aus Quecksilber und Schwefel bestehen. Einige geben diesem Schwefel einen andern Namen, und nennen ihn eine färbende feine Erde; andere nennen ihn ein metallisches Salz. Einige geben, neben dem Quecksilber und Schwefel, das Salz oder die Erde für einen dritten besondern Grundteil der Metalle aus, nehmen folglich drei Bestandteile derselben an. Die eigentlichen Alchimisten nennen diese drei Principien im mystischen Verstande, Geist, Seel und Leib. Die verschiedene Mischung dieser Grundteile muß also eine Verschiedenheit in den Metallen verursachen. Bei einigen, z. B. bei den weißen Metallen, hat der quecksilberische Teil, bei andern Metallen hat der schwefelichte färbende Teil die Oberhand. Bei einigen, z. B. bei den weichen Metallen, sind diese Teile nicht fest, bei andern Metallen sind sie fester verbunden. Bei einigen, z. B. bei den ädlern Metallen, Silber und Gold, ist wenig oder nichts fremdes jenen Bestandteilen zugemischt, bei andern schlechten Metallen findet sich viel fremdes.

§. 144 Uebrigens hat der oben schon angeführte Becher im zweiten Supplement seiner unterirrdischen

schen Physik, das Vorgeben: daß die Metalle, als besondere Species, nicht könnten in andre verwandelt, oder vielmehr vollkommen gemacht werden, hinreichend widerlegt, auch der Saz: Species rerum inter se non permutantur, und dessen Anwendung auf die Alchimie, ist außerdem fast in allen alchimistischen Verteidigungsschriften, besonders von Faber, Tacke, Albert der Große u. s. w. bündig genug beantwortet. Was endlich die andern unerheblichen Einwürfe betrift, welche Hr. Wiegleb in seiner Schrift noch hin und wieder angeführt hat; so wird das nötige dagegen in den folgenden Hauptstücken vorkommen.



Fünftes Hauptstük.

Es gibt bekannte Versuche, daß sich die Metalle würklich verädeln lassen.

§. 145.

Wenn auch nach den besten Formen der Logik demonstrirt würde, daß die Verädlung der Metalle nicht möglich sei; wenn auch nicht durch Vernunftgründe gezeigt werden könnte, daß diese Verädlung keinen Widerspruch in sich halte; wenn man auch die Bestandteile der Metalle nicht kennete, noch die Art ihrer Mischung begreifen könnte; so würde doch billig jeder Zweifel gegen die Würklichkeit dieser Kunst wegfallen, wenn man durch Thatsachen zeigte, daß man aus unädlen Metallen ädlere machen könne. Die Geschichte, welche sich mit dem helmstädtischen Professor Martini einst zutrug, und oben §. 107. erzält ist, bringe ich hier in Erinnerung. Statt eines Syllogismus wurde ihm ein Stük Goldes überreicht, welches vor seinen Augen gemacht war. Eine solche Beweisführung war freilich die überzeugendste. Wenn indessen in unsern Tagen ein Besizer des Steins der Weisen aufträte, von Stadt zu Stadt reisete, und seine Kunst zeigte, so würde er zwar manchen hartgläubigen bekeh-

ren;

ren; indessen würde sich hier und da noch wol einer finden, welcher bei aller sinnlichen Ueberführung dennoch gerne die ganze Sache für ein betrügliches Gaukelspiel erklären dürfte. Wenigstens könnten die künftigen Gegner der Alchimie darwider allerhand Einwendungen machen, allenfals kurz und gut die Geschichte leugnen und sagen, sie wäre einseitig erzält, oder die Zuschauer wären betrogen worden. Sie hätten dazu eben den Grund und eben das Recht, dessen sich Hr. Wiegleb anmaßet, jede Geschichte der Metallverädlung geradehin für Unwahrheit und Betrug zu erklären. Es wird aber so bald nicht geschehen, daß ein Besizer des großen alchimistischen Geheimnisses sich die Mühe nehmen solte, blos um die Widersacher dieser Kunst zu überzeugen, öfentlich aufzutreten, und ein Märtirer seiner Wissenschaft zu werden, oder sonst andern Schaden anzurichten. Es mangelt indessen nicht an Erfahrungen und Versuchen, aus welchen man einigermaßen die Wahrheit der Verädlung der Metalle sehen kann.

§. 146. Schon durch die Mischung verschiedener fertiger Metalle und metallischer Stoffe geschehen Verädlungen. Diese gehören schon, obgleich ins entfernte, Gebiet der Alchimie. Schon in den ältesten Zeiten waren, nach dem Bericht des Plinius, dergleichen Vermischungen der Metalle üblich. Die Alten vermischten Zinn, Kupfer, Blei, Silber u. s. w. auf manche Weise, und brachten neue Metallgattungen dadurch hervor. Das Elektrum, welches aus Silber und Gold bestand, war besonders im Wehrte. Helena opferte der Minerva in ihrem Tempel zu Lindos, wie Plinius sagt, einen Napf, aus diesem Metall, und Homer zählt unter die Reichtümer des Menelaus auch ausdrüklich das Elektrum. Auch das berühmte korintische Erzt, wovon einiges dem Silber, einiges

dem Golde gleich war, einiges noch besondere Farben hatte, dessen Bereitung man geheim hielt, und welches noch jezt von den Metallkünstlern nicht nachgemacht werden kann; war ein alchimistisches Produkt im weitläuftigen Verstande. Imgleichen das sehr schöne und berühmte Erzt, welches man zu Delos und Aegina verfertigte. In neuern Zeiten haben die Chimisten und Metallkünstler noch weit mehrere Zusammensezungen erfunden, wobei sie jedesmal den Zwek hatten, den Metallen eine gewisse Vollkommenheit zu geben, welche sie vorher nicht hatten. Die Kunst, aus Kupfer und Galmei Messing, aus Zinn und Kupfer das Glockenmetall, aus Kupfer und Zink das Prinzmetall, aus Zinn, Wismut, Spiesglas u. s. w. das klingende Zinn zu machen, ist bekannt genug. Der Tombak, welcher gleichfals aus Kupfer und Zink besteht, gehört wegen seiner schönen Farbe besonders hieher. Die verschiedenen Nüanzen, welche Geoffroi (man sehe dessen Abhandlung, welche sich davon in den Schriften der parisischen Akademie befindet) demselben durch die mancherlei Mischungen gegeben hat, indem er bald mehr Zink, bald mehr Kupfer zusezte, zeigen schon zur Genüge an, wie sehr man die Metalle, blos durch ihre Vermischung, vervielfältigen, verändern und verschönern könne. Vorzüglich kann man die Weißmachung des Kupfers hieher rechnen, welche vermittelst des Arseniks oder auch des Quecksilbers geschieht, und welche bekannt genug ist. Eine gute Methode, ein weißes Kupfer zu bereiten, befindet sich in Jungkens Experimentalchimie; sie ist folgende: Man nehme ein Pfund pulverisirten Arsenik, mische selbiges sehr genau mit 12 loth Pottasche, und thue so viel Seife dazu, daß es ein Teig werde. Diesen drücke man in einen Tiegel, welcher mit einem durchlöcherten Deckel versehen ist. Dann seze man es in einen Windofen, gebe erst

erst gelindes, dann stärkeres Feuer, damit die Masse schmelze und gieße es in einen Gießpukel oder Mörser, der mit Unschlitt eingeschmiert worden ist. Wenn die Masse kalt geworden ist, so schlage man die Schlacken vom Könige ab, pulverisire denselben, und verwahre ihn an einen troknen Ort. Mit diesem Pulver und einem Pfunde Kupfers, und zwei Lothen feines Silbers, mache man ein Stratum super stratum, und halte es im Radfeuer zwo Stunden lang, verstärke alsdenn das Feuer, damit alles schmelze. Dieses Kupfer hält alle Silberproben außer der Kapelle. Solte die Masse etwas zu spröde sein, so kann sie mit einem Fluß aus gemeinem Salz und Weinstein geschmeidig gemacht werden. Eine andre sehr herrliche und wenig bekannte Weißmachung des Messings, welches dann den Strich eines 12 löthigen Silbers hält, gut verarbeitet werden kann, und bei erfolgter Abscheidung etwas mehr Silber gibt, als bei der Masse gekommen ist, wird hier nicht am unrechten Orte stehen: Man nehme 5 Loth in sehr dünnen Blechen geschlagenes Messing, schneide solches in Stücken, und lasse es im Tiegel schmelzen; während des Schmelzens werfe man ein halb Loth spanische Seife dazu. Wenn solche verraucht ist, so trage man folgendes Pulver darauf:

ein halb Loth Glasgalle
eben so viel Borax
15 Grane Blutstein
anderthalb Quintchen schwarzes Flusses, welcher aus Salpeter und Weinstein zu gleichen Teilen in einem eisern Gefäs mit einer glühenden Kohle angezündet und verpuft, bereitet worden ist.

Alles muß fein zerstoßen und wol vermengt sein. Wenns auf das zerschmolzene Messing geworfen worden, so rühre man es mit einem Tobakspfeifenstiel wohl untereinan-

einander, thue noch 3 Loth fein Silber dabei, und erhalte alles noch eine Zeitlang im Flusse. Man erhält, wenn es ausgegossen worden, 8 Loth eines artigen silberähnlichen Metalls.

§. 147. Ins nähere Gebiet der Alchimie gehören alle diejenigen Methoden, durch welche aus unädlen Metallen die würklich darin enthaltenen ädleren Teile geschieden und abgesondert werden. Denn viele geringe Metalle und metallische Stoffe enthalten noch Teilchen von Silber oder Gold, welche durch die gemeine Scheidung nicht herausgebracht werden können, sondern andre Kunstgriffe und Hülfsmittel erfordern. Hier geschieht zwar an sich keine würkliche Verädlung der geringern Teile in ädlere; sondern diese leztern, welche in den Metallen etwa zu sehr zerstreut waren, werden nur näher zusammengebracht, und von dem anhangenden fremden gesäubert. Viele sogenannte kleine alchimistische Partikularprocesse ruhen auf diesem Grunde. Indessen kann doch derjenige, welcher die Geheimnisse und Kunstgriffe weiß, aus den unädlern Metallen die ädlen Teile mit Vorteil zu scheiden, in gewisser Betrachtung schon ein Alchimist genennt werden. So schied einst der Athenienser Callias aus dem Zinnobersande, und der Kaiser Cajus aus dem Opermente Gold. Nicht selten werden aber auch dergleichen Gold- oder Silberscheidungskünste zur Betrügerei gemisbraucht, indem mancher bei unverständigen Leuten sich dadurch den Namen eines großen Adepten erwerben will. Eine solche Ausziehung und Zusammenbringung der ädlern Teile aus geringern Metallen kann auf mancherlei Weise geschehen. Das bloße Feuer thut schon vieles. Durch eine bloße grobe Verkalkung und Verschlackung des Bleies brachte Becher einen Teil Silbers zuwege, und durch die Verkalkung desselben mit Spiesglas

fand

fand er darin etwas Gold. Nach Potts ebenmäßiger Behauptung, wird ein großer Teil des Bleies durch öfteres Schmelzen zu Silber; und Homberg fand, daß das Silber nach sehr oft wiederholtem Schmelzen merklich viel Gold gebe. Mehr Gold erlangt man, wenn man, nach Naumanns Methode, Silber mit einem Quecksilber, welches durch Schwefel oder Eisenspiesglas feuriger gemacht worden, verkalket oder ein sogenanntes Hornsilber mit Zinnober oft sublimiret. In einem Manuscripte, welches ein passauischer Alchimist dem Oswald vermachet hatte, heißt es: Man solle Kupfer so lange calciniren, bis es im Aquafort nicht mehr grün, sondern gelb sich zeige; dann solle man es abziehen, und mit einem besondern Flusse reduciren, so gebe es ziemlich viel Gold, dieser Extrakt tingire auch Silber. Daß übrigens in manchen verächtlichen Dingen Gold oder Silberteilchen enthalten sein, davon findet man in den Schriften des Bechers manche Beispiele. Von den so genannten Goldschwefelkiesen, welche Hr. Bergrath Henkel in seiner Kießhistorie Kap. XII. beschrieben hat, und welche bloß hüttenartig probiret, nur sehr wenig Gold geben, weiß ich, daß solche ziemlich viel Gold enthalten, und dasselbe durch künstliche Ansilberung, vermittelst gewisser Figir- und Reducirflüsse, herausgebracht werden kann.

§. 148. Es gibt aber auch außerdem manche andre Experimente, welche im eigentlichsten Verstande alchimistisch sind, und zeigen, daß selbst aus denjenigen Metallen, worin man auch bei der strengsten Untersuchung kein Gold oder Silber entdecken kann, dennoch etwas Gold oder Silber bereitet werden könne. Die Kunst der eigentlichen Partikularalchimie beschäftigt sich damit. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß die geringeren Metalle, noch einige einzelne Teile

enthalten, welche in sich zwar noch kein Gold oder Silber sind, aber doch eine größere Verwandschaft mit Gold oder Silber haben, und nur einen Zusaz oder eine gewisse Richtung erfordern, um vollends verädelt zu werden; da hingegen die andern Teile derselben, welche die erforderliche Disposition, oder wenn ich es so sagen darf, die Reife nicht haben, unverädelt bleiben. Es können die Urstoffe hin und wieder in dem Innern des Metalls näher verbunden, oder nach einem andern solchen Verhältnis vermischt sein, daß diese Mischung der Mischung der Bestandteile in ädeln Metallen ähnlich ist; ein kleiner Zusaz, oder anderer Umstand, wäre dann fähig diese Teile, vollends den Gold- oder Silberteilen gleich zu machen, da hingegen die andern Teile des Metalls, wo etwa kein solches glükliches Verhältnis der Urstoffe sich findet, nicht empfänglich genug für den Zusaz der Kunst sind, und also in ihrem vorigen Stande bleiben. Diese Zusäze der Kunst können bald kräftig, bald weniger würksam sein, bald nur in diejenigen Teile der Metalle würken, welche schon einen nahen Grad der Verwandschaft mit den ädlen Metallen haben, bald auch sogar diejenigen vervollkommnen, welche mit den ädeln Metallen nicht so nahe verwandt sind. Daher kann dann auch ein alchimistisches Partikularkunststük vor dem andern nüzlicher sein. Daß es solche Partikulare gebe, welche in gewisse dazu disponirte Teile der Metalle würken, und solche vollends zur Reife oder Vollkommenheit bringen, kann nicht geleugnet werden. Von den paracelsischen Partikularen durch Cämentationen und Gradirungen will ich nichts sagen, obgleich darin manches nüzliches ist, auch will ich mich nicht auf die mancherlei Partikulare berufen, welche sich im Basilius Valentinus, in der güldnen Kette Homeri, und tausend andern alchimistischen Büchern befinden. Sicherer zur Ueberzeugung, daß

daß man partikulariter Gold machen könne, ist dasjenige, was Creiling in der Ehrenrettung der Alchimie angeführt, aus der Alchymia denudata genommen, und selbst wahr befunden hat. Nämlich man vermischt ein Hornsilber mit halb so schwer Salmiak, und sublimirt solches stuffenweise. Es steigen alsdenn zuweilen gelblichte Flores auf, und das Silber fließt unten im Glase. Wenn man nun oben am Helm ein wenig gelinde klopft, damit solche Flores wieder herunter in das fließende Silber fallen, so wird dasselbe augenbliklich in die schönste Goldfarbe tingiret, so daß man gar eigentlich sehen kann, wie weit selbige gefallen sind, wie man dann auch nach der Reduction des Hornsilbers, so schwer Gold daraus scheidet, als weit sich dieses annoch rohen Schwefels tingirende Kraft erstrekt hat. Das Glas unten im Boden, wo das Silber geflossen war, ist dabei dichte hinein gelblicht geworden. Es finden sich übrigens noch mehrere sichere Partikularen in der gedachten Creilingschen Schrift. Von diesem berühmten Alchimisten, wovon ich am Ende dieses Hauptstüks noch etwas sagen werde, habe ich das eigenhändig geschriebene Tagebuch seiner chimischen Arbeiten in Händen. Ich finde darin unter andern, daß er viertehalb Grane Goldkalk aus einem Loth Silber geschieden habe, welches mit einem sublimirten Eisensafran cämentirt worden war. Zu dem Silberkalk, welcher übrig blieb, mengte er abermals ein halbes Quentchen des sublimirten Eisensafrans, cämentirte es wieder, und bekam abermals drittehalb Grane Gold, als er dasselbe kapellirte. Wie nüzlich überhaupt das Eisen und dessen Präparate in Partikularexperimenten sein, ist bekannt genug. Das becherische Partikular, welches auch Stahl in der Zugabe seiner Einleitung zur Chimie 2te Abtheil. §. 27. anführt, gehört hieher: „Nimm Ei„sensafran und Salmiak, jedes gleich viel, sublimire es

„zusam-

„zusammen viermal, süße den Sublimat aus mit Was„ser, mache ihn trocken, tränke es viermal ein, mit „der Süssigkeit des Bleies, welche durch destillirten Es„sig bereitet ist; das wirf auf Gold und Silber, so wirst „du Nuzen finden. Ich habe von 30 Grane hernach „40 Grane bekommen."

§. 149. Andre sichere und versuchte Partikulare, findet man in der schröderschen neuen alchimistischen Bibliotek, z. B. 1ste Samml. Seite 247 2te Samml. Seite 31 u. s. w. 3te Samml. Seite 22. Wie auch in Kunkels chimischem laboratorio Teil III. Kap. 5. und Kap. 23, Kap. 28 imgleichen an mehr Stellen. Viele sind auch in Bechers unterirrdischer Physik, imgleichen in Glaubers chimischen Schriften, und vielen andern glaubhaften Schriftstellern anzutreffen. Vorzügliche Bemerkung verdienen die Experimente, welche der Verfasser der Ehrenrettung der hermetischen Kunst, gedrukt zu Erfurt 1785 und 1786, angeführt hat, und an deren Gewisheit man gar nicht zweifeln kann, weil, wie ich sicher weiß, die Erfahrung solche mehrmals bestätigt hat. Der Hr. Verfasser, ein würdiger und wolbekannter Gelehrter, zeiget im ersten Teile seiner Schrift ganz deutlich, wie man vermittelst eines Reguli Antimonii stellati, dem ein Zusaz von Silber gegeben, und welcher mit Quecksilber bearbeitet worden, so wie zugleich durch Zusaz eines vitriolischen liquaminis, wahres Gold erhalten könne. Im andern Teile lehret er ebenfals deutlich und umständlich, Gold aus Silber zu machen, durch Hülfe des Thaues und des Sonnenlichts, und im dritten Teile beschreibt er die Kräfte des Eisenvitriols und der vitriolischen Wasser. Auch der unglaubigste kann durch diese Experimente sich mit weniger Mühe überzeugen, daß die Alchimie keine leere

re Kunst, und das Goldmachen wahrhaftig keine Einbildung sei *).

§. 150. Das constantinische Pulver, welches in den alchimistischen Briefen von Hrn. Meyer in Hannover im Jahr 1767 beschrieben ist, gehört auch hieher, und beweiset die Möglichkeit des Goldmachens. Hr. Wiegleb sagt zwar: Er habe die diesem Pulver zugeeignete Würkung nicht beobachtet; indessen kommt es mir wahrscheinlich vor, daß Er auch keine Versuche damit angestellt habe; Er würde sonst eben das finden, was andre gefunden haben. Haben ja untern andern die Verfasser der Abhandlung vom Goldmachen, welche in den hällischen Beiträgen zur Beförderung der Naturkunde, welche im Jahre 1774 herausgekommen sind, durch Hülfe dieses Pulvers Gold erhalten, wovon sie gestehen, daß es sehr schön, geschmeidig, von vortreflich hoher Farbe, und in aller Rüksicht ächt gewesen sei. Und was würde den berühmten Verfasser jener alchimistischen Briefe bewogen haben, die Unwahrheit zu sagen, und dem Publikum weiß zu machen, daß er vermittelst desselben von 30 Pfund Blei anderthalb Quentchen des feinsten Goldes erhalten hätte?

§. 151. Diese und ähnliche Experimente sind zwar alle so beschaffen, daß man sich nicht daran bereichern kann, weil die mehresten größere Kosten und Anlagen erfordern, als das Gold wehrt ist, was sie bringen. Indessen zeigen sie doch die Möglichkeit des Goldmachens, und

*) In den chimischen Experimenten einer Gesellschaft im Erzgebürge findet sich ebenfals manches, was die Möglichkeit der Metallverädlung klar beweiset; es würde zu weitläuftig sein, daraus alles Stük vor Stük anzuführen.

und man braucht nicht den Köhlerglauben zu haben, um diese Versuche für wahr zu halten; sondern kann sich selbst durch Erfahrung überzeugen. „Hr. Wiegleb „versichert, seit 8 bis 10 Jahren bei seinen chimischen „Arbeiten nie eine Spur von wahrhaftem gemachtem „Golde angetroffen zu haben, und leugnet geradehin so„gar alle Partikularprocesse, behauptet auch, daß, wenn „man bei chimischen Arbeiten Gold erhielte, solches „schon ganz fertig vorher im Metall gewesen, oder daß „gar das erhaltene Gold kein wahres Gold, sondern in „vielen Fällen nur Eisen sei.“ Wie aber, wenn Er nach den obigen Versuchen, welche der Verfasser der Ehrenrettung der hermetischen Kunst anführt, fünf mal hintereinander, ja so oft er will, einerlei Quantität Gold aus eben demselben Silber bringt; dann kann doch das Silber nicht güldisch gewesen sein, sondern es müssen sich Teile in demselben würklich verädlen, welche vorher nicht Gold waren. Wenn nun ein solches gemachtes Gold alle Proben aushält, so muß es doch auch wol ächt sein. Er versuche es getrost, so wird Er die Wahrheit finden. Und was sagt Hr. Wiegleb zu dem Vorschlag, welchen ihm Hr. Güldenfalk in der Samml. wahrhafter Transmutationsgeschichten, bei der 83ten Geschichte thut? Hier wird eine Probe von einer Partikulartinktur gegen die Gebühren angeboten, um sich von der Wahrheit der Metallverädlung zu überzeugen, wenn Er ja selbst Zeichen und Wunder sehen will. Es ist ein tingirender Schwefel, welchen man nur untersuchen darf, um nichts metallisches, vielweniger güldisches darin zu finden. Allem Vermuten nach ist es ein sogenannter fixer Schwefel des Spiesglases, welcher aber eine besondere, nur wenigen bekannte Zubereitung erfordert. Ich badete einst den Spiesglasschwefel in einem gewissen Bade, troknete ihn, gab ihm warmes Wasser zu trinken, glühete ihn im Feuer, trug ihn auf reins geschmolzenes Silber,

dieses

dieses überzog er mit einer gelben Farbe, und ich schied hernach etwas Gold daraus.

§. 152. Zum Beschlus muß ich noch eines gewissen Partikulars erwehnen, welches der mehrmals schon angeführte tübingische Professor Creiling einige Jahre vor seinem Absterben in einer kleiner Schrift, philosophisches Testament genannt, unter folgendem Räzel beschrieb: „Ich habe zu Basel auf dem Markt ein Pfund süße „Anken, so mir geraten worden, gekauft, dasselbe in „der Wärme mit dem concentrirten Meerwasser, so die „ganze Erde überschwemmt, dissolvirt. In das Reine „davon habe ich gelegt eine schöne Ringelblume, bis sie „darin verschwunden, und mit dem Spiritu verbenae, „so an allen Straßen wächst, vermischt. Das hat mir „einen Saft gegeben, der particulariter eben dasjenige „prästirt hat, was Palingenius von seinem Lapide „promittirt, wenn er sagt: Mutabit species paupertatemque fugabit u. s. w." Um derjenigen willen, welche dieses Partikular kennen, seze ich hinzu: Das Oel der Weisen ist sehr bitter, das Meerwasser ist schon da, die Ringelblume ist kostbar und man nehme Safran. Was es auf Silber und Quecksilber leiste, mag man versuchen.

Sechstes

Sechstes Hauptstük.

Vom Steine der Weisen.

§. 153.

Wenn auch die Alchimie nichts weiter vermöchte, als was im vorigen Hauptstücke von ihr gesagt ist, nämlich, daß sie einzelne Metalle, durch allerlei Bearbeitung, zum Teil ädler zu machen lehrte; so verdiente sie schon nicht, eine leere Wissenschaft genannt zu werden. Nun aber behaupten die Alchimisten, daß es eine gewisse Materie gebe, welche die unvolkommenen Metalle ganz und gar in Gold veradeln könne, wenn davon nur ein kleiner Teil den Metallen zugesezt würde. Sie machen von dieser Materie sehr viel Rühmens, nennen sie **den Stein der Weisen**, **den magischen Stein**, die Tinktur der Philosophen, den volkommenen Merkur der Weisen, Goldstein, Universalstein, Quintessenz, allgemeine Panacee u. s. w. Sie sind von dem Wehrte desselben so eingenommen, daß sie damit fast Abgötterei treiben. Sie heißen ihn den Naturheiland, und vergleichen ihn mit andern religiösen Sachen, und zwar meistens auf eine unschikliche Art.

§. 154. Nach seiner Gestalt wird er uns beschrieben, bald als ein rubinfarbichtes durchsichtiges, bald als ein halbdurchsichtiges oder dunkeles Glas. Einige haben ihn in einer Safran- oder dunkelgelben, andre

dre in einer Schwefel- oder hellgelben, wiederum andre in einer braunen oder auch grauen Farbe gesehen. Diese Verschiedenheit der Farbe soll in der Kraft und Würkung selbst keinen Unterschied machen, sondern nur zufällig sein. Einige sagen, er wäre leuchtend und einem Salze ähnlich, dabei unschmakhaft auf der Zunge. Seiner Substanz nach soll er brüchicht, höchst schwer, flüssig wie Wachs, aber im Feuer höchst beständig sein. Verschiedene wollen ihn auch in Gestalt eines gelben, braunen, rothen, oder purpurfarbenen Pulvers, noch andre aber auch in flüssiger Gestalt, wie ein dunkelrothes oder hochgelbes Oel gesehen haben, welches dann das flüssige Elixir der Weisen genannt wird. Wenn er in weißer Gestalt vorkommt, so hält man ihn für unreif, obgleich er alsdenn doch die Kraft hat, die Metalle in Silber zu verädeln, und er wird dann die weiße Tinktur genannt, oder das Elixir zur Weiße.

§. 155. Seine Würkung soll, wie gesagt, darin bestehen, daß ein kleines Teilchen von ihm, wenn es auf geschmolzene oder erhizte geringe Metalle geworfen wird, dieselben in kurzer Zeit, nicht allein der Farbe, sondern auch dem ganzen Wesen nach, durchaus zum schönsten Golde verädle. Diese Kraft soll so groß sein, daß ein Teil dieses Steins, je nachdem er vollkommen ausgearbeitet ist, 100, 1000, 10000 ja 100000, und mehr Teile schlechter Metalle auf diese Weise verädeln könne. Dieses ist aber nicht die einzige Kraft, welche ihm zugeschrieben wird; er soll auch unädle Steine in ädle verwandeln, verdorbene Weine verbessern, und wenn er in Wasser aufgelöset ist, und an Pflanzen und Bäume gegossen wird, den Wachstum, die Befruchtung und Zeitigung derselben befördern, imgleichen das Glas geschmeidig und hämmerbar machen, und mehr dergleichen Wunderdinge verrichten können.

Besonders soll er die herrlichsten Würkungen auf den menschlichen Körper haben, und wenn er eingenommen wird, die Lebensgeister stärken, die natürliche Wärme befördern, den Giften widerstehen, alle sonst unheilbare Krankheiten vertreiben, die Gesundheit erhalten, und das Leben verlängern. Ja man rühmt sogar, daß sein Besiz den moralischen Charakter des Menschen bessere, und ihn weise, gleichgültig gegen alle Uebel, und fromm mache.

§. 156. Wäre man auch sonst von der Möglichkeit der Metallverädlung überhaupt überzeugt; so ist es doch nicht notwendig, daß man deswegen eben so überzeugt von der Möglichkeit oder Existenz des Steins der Weisen, oder von der uneingeschränkten Wahrheit aller ihm zugeschriebenen Würkungen sein müsse. Die Alchimie kann auch, ohne die Idee von einem Steine der Weisen, bestehen. Man findet deswegen viele Gelehrten, welche zwar die Möglichkeit einer Verädlung der Metalle zugeben, aber den Stein der Weisen für eine Chimäre halten, weil sie nicht begreifen können, daß ein Stof im Reiche der Dinge möglich sei, welcher in so geringer Menge dergleichen große Würkungen hervorbringen könne, als man von dem Steine der Weisen erzälet, besonders aber daß ein so kleines Teilchen desselben, in so gar kurzer Zeit, das Wesen eines geringern Metalls durchdringen, und dasselbe in großer Menge zu wahrem Golde machen solte. Gerne gestehe ich es, daß viele Ueberwindung der Vernunft dazu gehöre, so geradehin an die Würklichkeit eines so durchdringenden Stofs zu glauben; indessen fehlt es doch nicht an Gründen, mit welchen sich die Möglichkeit desselben verteidigen läßt, und welche auch schon von andern Verteidigern zum Teil angeführt sind. Denn

1) zeigen uns viele Geschichten, daß durch ein kleines

kleines Teilchen eines Pulvers oder Steines oder durch wenige Tropfen eines Oels oder Elixirs, solche Verädlungen der Metalle wirklich geschehen sind, welche glaubhafte, vernünftige und gelehrte Männer gesehen, beobachtet, untersucht und erzälet haben. So lange also nicht gründlich bewiesen werden kann, daß solche Geschichten erdichtet sein, oder bei der Verädlung der Metalle mit einem so kleinen Teilchen eines verädlenden Stoffes ein Betrug jedesmal vorgegangen sei; so lange muß man, wenn man nicht schlechterdings allen historischen Glauben verleugnen will, zugeben, daß ein sogenannter Stein der Weisen möglich sei.

2) Gibt es noch manche andre Körper in der Natur, welche in kleiner Menge sich sehr weit ausbreiten, und ihre Kraft andern Körpern merklich mitteilen können. Ein wenig Safrans färbt vieles Wasser merklich gelb; ein wenig Sauerteig versäuert einen ganzen Teig; ein einziger Gran Moschus streut seinen Geruch durch ein großes Zimmer, teilt seine Kraft Millionen von Luftteilen mit, und verliert doch nichts oder sehr wenig am Gewicht; einen Tropfen Zimmet- oder Kajaputoel kann man in einer großen Menge anderer Flüssigkeiten schmecken; Quecksilber in Wasser gekocht teilt demselben seine wurmtödtende Kraft mit, ohne etwas am Gewicht zu verlieren; ein Teilchen Gold färbt, nach Kunkels Berechnung, 1280 Teile Glas zu einem Rubin; wenig Grane Zinksalz verändern, nach dem henkelschen Versuch, sehr viel Kupfer in Messing. Wenn man vollends die Feinheit, Durchdringlichkeit und Würksamkeit der Lichtmaterie, des Feuers, des magnetischen und elektrischen Stoffes erwäget; so sieht man deutlich genug, daß es noch Stoffe in der Natur gebe, deren Würkung auf und in andre Körper an sich weit ausgedehnter und unbegreiflicher ist, als die Würkung des sogenannten Steins der Weisen auf und in die Metalle. Folglich

lich kann der Stein der Weisen gar wohl möglich sein.

3) Da das Gold sich sehr weit ausbreiten kann, der Stein der Weisen aber als ein höchstes oder übervollkommenes Gold beschrieben wird; so enthält es keinen Widerspruch, wenn man dem Stein der Weisen eine Kraft zuschreibet, welche sich in andern Körpern sehr weit ausbreiten könne, besonders da diese Körper metallisch, und also mit ihm verwandt sind. Die Ausbreitung des Goldes im Glase, und der Veränderung desselben in eine Rubinfarbe, habe ich oben schon erwähnt. Die sonstige Ausdehnbarkeit und Ziehbarkeit des Goldes ist bekannt. Wenn man einen einzigen Gran Goldes unter ein Pfund Silber schmelzt, so wird sich doch in jedem Gran dieses Silbers, bei der Scheidung eine Goldspur finden. Halley nahm einen Gran vergoldetes Silber (bei diesem war nur der 48ste Teil Gold), aus diesem zog er einen zwo Ellen langen Faden, auf welchem man mit dem Vergrößerungsglase noch die völlige Vergoldung entdecken konnte, und als ein Stükchen dieses Fadens in Scheidewasser gelegt wurde, lösete sich das Silber auf, aber das Gold blieb in Gestalt eines zarten hohlen Röhrchens zurük. Cardan versichert: der dritte Teil eines Grans Goldes könne 134 Fuß lang ausgedehnt werden, und mit einer Unze könne man 10 Morgen Landes bedecken. Reaumur hat berechnet, daß ein Gran Goldes zu 36½ Quadratzollen und 24 Quadratlinien in den gemeinen Goldblättern ausgedehnt sei, folglich eine Unze Goldes, welche in Gestalt eines Würfels nur etwa 5⅓ Linien breit, lang und hoch ist, und sonst nur eine Fläche von 37 Quadratlinien bedekt, wenn sie durch die Goldschläger ausgedehnt ist, eine Fläche von mehr als 146½ Quadratfuß bedeke. Er gibt in seinem Versuch von der Ziehbarkeit

barkeit gewisser Materien, noch erstaunlichere Berechnungen an.

4) Der Stein der Weisen ist zwar, nach der Aussage aller Alchimisten, ein Werk der Kunst und nicht der Natur; es gibt aber doch auch zuweilen Stoffe, welche, ihrer Kraft und Würkung nach, der Würkung des Steins der Weisen auf die Metalle nahe kommen, und doch von der Natur, ohne Beihülfe der Kunst, allein ausgearbeitet worden sind. Das heißt: es gibt zuweilen schon natürliche Steine der Weisen, oder solche Stoffe, worin die goldische Kraft in einem solchen Ueberflusse vorhanden ist, daß selbige diesen ihren Ueberfluß andern schlechten Metallen mitteilen können. Der Saz einiger Alchimisten, besonders des Claude Germain: daß die Erzeugung des Goldes das Ende und der lezte Zwek der Natur bei den Metallen sei, und sie über diese Grenze nicht schreiten, die Kunst allein aber weiter gehen, und ein übervollkommenes Gold machen könne; ist also nicht völlig richtig. Daß es aber solche übervollkommene goldische Stoffe in der Natur gebe, davon kann man Beispiele in Bechers unterirrdischer Physik im 1 B. dritt. Abschn. dritt. Kap. sehen, welche der berühmte Stahl so merkwürdig fand, daß er in seiner Einleit. zur Chimie zwote Abteil. §. 33, dieselben zum vorzüglichen Andenken empfahl. Es hatte nämlich ein amsterdamischer Scheidekünstler, Namens Knöttner, einen gemeinen Schwefel von einem Specereihändler gekauft, und gefunden, daß dieser die Kraft hatte, Queksilber in Silber zu verädeln. Ein anderer gemeiner Laborant aber, Namens Martin, kaufte von einem Fündler ein Stükchen eines schwefelartigen Stoffes, welches er für Rothgüldenerzt hielte, von der Größe einer Haselnus, und fand von ohngefähr, daß ein Teil dieses vermeinten Rothgüldenerztes fünf Teile Silbers in schönes Gold verädelte. Noch ein anderer

fand, daß ein Scheidewasser, zu dessen Bereitung ein besonderer Vitriol gekommen war, das Silber zum Teil zu Gold machte. An der Glaubwürdigkeit dieser Geschichten ist nicht zu zweifeln, und die Umstände dabei zeigen hinreichend, daß hier nicht sowol eine Scheidung der in jenen Stoffen etwa vorhanden gewesenen ädleren Teile; sondern vielmehr eine wahre Verädlung der schlechten Metalle vorgegangen sei, welche durch eine in jenen Schwefelmaterien und jenem Vitriol verborgen gelegene Kraft bewürket wurde. Da nun diese Schwefelstoffe, und dieser Vitriol eine solche Kraft enthalten haben; so waren sie natürliche Steine der Weisen. Wenn es aber solche natürliche Steine der Weisen gibt, so ist folglich der Stein der Weisen an sich möglich. Und gleichwie viele andere mineralische natürliche Produkte durch die Kunst nachgemacht werden können, wie z. B. Zinnober, Schwefel, Vitriol, mancherlei Salze, Magneten u. s. w.; so ist es auch in sich nicht unmöglich, daß auch jenes Naturprodukt, nämlich ein übervollkommenes Gold, durch die Kunst ebenfals nachgemacht werden könne.

5) Es ist bei den Chimisten eine ausgemachte Sache, daß die Metalle alle in den Eingeweiden der Erde ihren Anfang aus merkurialischen und schwefelichten Dünsten nehmen, welche, indem sie auf eine schikliche Erde stoßen, sich begegnen, vereinigen, verdichten, und auf diese Weise das Metall entweder nach und nach, oder wie einige behaupten, augenbliklich auf einmal erzeugen. Die Natur schaffet folglich die Metalle nicht im eigentlichen Verstande, sondern bildet oder sezet sie nur aus andern Stoffen zusammen. Warum solte es dann nicht auch der Kunst möglich sein, sie ebenfals zu bilden, wenn sie die Stoffe dazu, nämlich den Merkur und Schwefel, kennet und hat? und warum solte sie nicht den Metallen, deren Bildung nicht ganz

vollkommen ist, durch Mittel nachhelfen, und das vollenden können, was die Natur etwa wegen verfehlter hinreichender Zuführung, entweder der merkurialischen oder schwefelichten Bestandteile, oder wegen anderer Hindernisse, welche sie in der Erde fand, nicht vollkommen machen konnte? Warum solte nicht ein gewisser Stof existiren können, durch welchen die Kunst den in den unvollkommenen Metallen noch fehlenden Teil ersezen könnte? Die Metalle werden aus Merkur und Schwefel erzeugt. Wenn der reine metallische Schwefel nicht in gehöriger Menge da ist, so wird das Metall unvollkommen sein. Nun beschreibt man uns den Stein der Weisen, als einen höchst feinen, concentrirten, übervollkommenen goldischen Schwefel, welcher das Vermögen hat, in den unvollkomminen Metallen sich auszubreiten, und folglich ihnen dasjenige schwefelartige zu geben, was ihnen noch fehlte, um ein vollkommenes Metall, nämlich Gold, zu werden. Deswegen geschehen auch die Projektionen des Steins der Weisen meistens auf weiße Metalle, das ist, auf solche, worin der merkurialische Teil die Oberhand zu haben scheinet. Daß der Schwefel eine färbende Kraft habe, daran ist kein Zweifel. Schon der gemeine Schwefel gibt, wenn man damit Messing reibt, demselben eine Goldfarbe, und der Schwefel des Spiesglases färbt das damit geriebene Silber goldartig, obgleich die Farbe bald schwarz wird und vergehet. Können das schon grobe Schwefel, was wird nicht ein metallischer, fixer, concentrirter Schwefel vermögen, wenn er mit einem Metall innigst vereinigt wird? Daß bei solcher innigster Vereinigung des schwefelartigen Steins der Weisen mit dem überflüssigen quecksilberischen Teile der unvollkommenen Metalle, die gröbern fremden Teile dieser Metalle verdrängt werden und weichen müssen, folglich das Metall nicht allein gefärbt, sondern auch rei-

ner, dichter, und also in sich vollkommener werde, läßt sich leicht begreifen. Aus allem diesen kann man nun schließen, daß die Würkung des Steins der Weisen ganz natürlich sein könne, und nicht gegen die von den Chimikern angenommenen Grundsäze von der Bildung der Metalle streite; folglich er selbst gar wol möglich sei. Eben so begreiflich ist die Würkung des Steins der Weisen, wenn man mit andern Alchimisten annehmen will, daß derselbe ein höchst feiner, fixer Merkur sei, in welchem ein übergoldischer Schwefel aufs innigste aufgelöset und verbunden ist. Denn in diesem Fall ist wegen der Verwandschaft aller metallischer Merkuren derselbe desto eher fähig, in das Metall einzudringen, und seinen Schwefel demselben mitzuteilen. Selbst wenn die Behauptung noch anderer Alchimisten wahr wäre, daß die Metalle in der Erde wüchsen, und einen Samen hätten; so wäre die Würkung des Steins der Weisen noch weniger unbegreiflich, und man könnte dann denselben als einen metallischen Samen ansehen, welcher im unvollkommenen Metalle gleichsam keimte, sich ausbreitete, und dasselbe zur Reife brächte.

§. 157. Wie der Stein verfertigt werde, davon ist unendlich vieles geschrieben. Da viele dieser Schriften aber von Betrügern, Schwärmern und Unwissenden verfertiget sind; so ist eine große Vorsicht nötig, um die ächten von den unächten zu unterscheiden. Selbst die ächten Alchimisten, sowol diejenigen, welche in Prose, als diejenigen, welche in Versen geschrieben haben, mischen öfters, wie unter andern Wedel in seiner Einleit. zur Alchimie Kap. 8. gar wol angemerkt hat, mit Fleis nichtswürdige, verführerische und zur Sache gar nicht taugende Dinge mit unter. Auch diese Spreu vom Weizen zu unterscheiden, erfordert Erfahrung und Vorsicht. Besonders ist es auch eine al-

gemein,

gemeine Eigenschaft der Alchimisten, daß sie niemals deutlich, sondern immer dunkel und räthselhaft schreiben, obgleich freilich einer noch dunkler ist als der andre. Man hält die Alchimie deswegen für den verborgensten Teil der Naturwissenschaft, oder gar für ein Stük der jüdischen Cabale. Von dieser dunkeln und räthselhaften Schreibart habe ich anderswo schon gesagt, daß sie einen Beweis mit abgebe von dem Altertum der Alchimie. Solche Schreibart stammt ursprünglich von den Egiptern her, von denen auch einige alte Weltweisen die räthselhafte Sprache in ihre Philosophie aufnahmen. So verstekten Plato und Pythagoras ihre Weisheit unter gewissen Zahlen, und Aristoteles bezeuget in einem an den Alexander geschriebenen Briefe, daß er einige Bücher geschrieben habe, welche als nicht geschrieben anzusehen wären. Die sonst vor dem unerklärbare Figuren des uralten sinesischen Weisen Fohi, welche die von Leibniz erfundene Arithmeticam binariam, oder Rechnung mit Null und Eins enthielten, wie in den physischen Abhandl. der parisischen Akadem. der Wissensch. gezeigt ist; so wie auch mehr andre Reste des Altertums können es beweisen, wie sehr die alten Gelehrten die dunkle Schreibart geliebt haben. Eben so machten es die Alchimisten von Hermes Zeiten her. Manche bedienten sich durchaus einer verblümten Art zu schreiben. Sie sprachen und sprechen noch jezt von Göttern, Göttinnen und andern mythologischen Dingen, deswegen werden auch die Metalle noch am heutigen Tage mit Götternamen benennt. Apoll oder die Sonne ist Gold, Diana oder der Mond ist Silber, Jupiter ist Zinn, Saturn ist Blei, Venus ist Kupfer, Mars ist Eisen, Merkur ist Queksilber. Sie belegten und belegen noch die mineralischen Stoffe und Präparate mit allerlei Namen von Thieren, Menschen und Blumen. Drachen, Schlangen, Basilisken, Kröten,

ten, Salamander, Löwen, Wölfe, Elephanten, Kameele, Adler, Raben, Pfauen, Schwäne, Tauben, Pelikane, Phönixe, Könige, Königinnen, Schwestern, Brüder, Mann, Frau, Knecht, Adam, Eva, Rosen, Lilien, Blüte u. s. w. kommen häufig vor. Oft werden auch bekannte Sachen genannt, worunter sie doch ganz etwas anders verstehen. Da redet man von Blei, Eisen u. s. w., und meinet doch damit nicht das rechte Blei oder Eisen, sondern ein anderes Metall. Man spricht von Schwefel, Quecksilber, Salpeter, Magnet, Kristall, Salmiak, Salz, Essig, Wein, Wasser, Elfenbein, Leim oder Gluten, Pech, Seife, Eiern, Eidotter, Milch, Blut, Speichel, Urin, Thränen, Koth u. s. w., and versteht doch unter allen diesen Benennungen etwas anders, welches oft nicht die entfernteste Aehnlichkeit damit hat. Auch ihre Arbeiten beschreiben sie eben so räthselhaft. Sie sprechen von waschen, baden, tödten, begraben, verwesen, auferwecken, vermälen, besamen, beseelen, grünen, blühen, speisen, tränken, ernähren, ausbrüten, fressen, in ein finsteres Haus einsperren, und von hundert andern Sachen. Ja, sie führen ganz fremde Wörter ein, welche meist arabischen Ursprungs zu sein scheinen. Da ist Brumazar, Blanca, Borick, Almisadir, Soloma, Azoth, Lili, Martek, Kibrik, Ajar, Kuhul, Usifur, Lathon, Rebis, Duemech, Muchal, Hyle, Corsuphle, Cambar, Adrop, Etelye, Boritis, Atik, Gabi, Beja, Glaura, Asa, Alkahest, u. s. w. Nur der Vitriol alleine hat schon folgende Namen, welche Neumann nach Reimen geordnet hat: Zerzi, Zetus, Attingar; bitrias, basdas, et aspar; Alzraim; Malagislaca; zeg, ducnec, zez, azuria; Alcofel, Alech, Ascagi; deineget dilet und Misy; Sagith, Segith, Sactin, Sernech; Elaguir, Dehnez und Alzech;

Altemu-

Altenuraum, Elopitinum; Leucogon, Scaron und Ostrum; Calcant, Calcanthum, Cancanteum; Draganthum, und Alcaranum; Neophyton, Melanterie; Diphryges, Sory und Sury; Siderantyos und Alcalcadis, Elidrium, Akata, Trichis u. s. w. Wer solche und dergleichen Ausdrücke der Alchimisten verstehen will, muß gewis sehr erfahren in ihrer Art zu schreiben sein. Sie alle hier zu erklären, würde zu weitläuftig sein. Viele dieser Hieroglyphen hat B. a. Portu aquitanus in eine besondre Tafel gebracht und erkläret, welche sich im zweiten Teile des Theatri chimici befindet. Einige Schriftsteller sind noch tiefer ins Finstre gegangen, und haben besondere Charaktere, Zeichen und Figuren statt der Buchstaben gewählet, und damit ihre geheimen Stoffen und Operationen angedeutet. Außer den gewöhnlichen Zeichen der Metalle, finden wir da noch Kreise, Halbkreise, Dreiecke, Vierecke, Fünfecke, Sechsecke, Kreuze, Sterne, allerlei Menschen und Thiergestalten, Bäume u. s. w. Die Gemälde im Basilius Valentinus; die Figuren Senioris, die Bilder des Crollius, besonders im sogenannten hermetischen Wunderbaume, die Zirkel des Mynsichts, und viele andre dergleichen Figuren, welche teils in ganzen Büchern beisammen, teils nur zerstreut oder auf einzeln Blättern, bald ohne, bald mit einer Erklärung, welche doch oft noch dunkler als die Figur selbst ist, angetroffen werden, können hievon Beispiele geben. Ob die Alchimisten recht oder unrecht gethan haben, sich solcher dunkeln Schreibart zu bedienen, will ich nicht untersuchen. Das ist aber gewis, daß sie selbst, wie oben schon erinnert ist, es sagen, daß man ihre Worte nicht im gewöhnlichen Verstande nehmen müsse; ja es scheint, als ob sie sich ordentlich mit dieser Unverständlichkeit breit machten. Der Verfasser der Viae universalis sagt unter andern:

Die

Die Bücher dieser Wissenschaft sind nicht zur Lehre geschrieben, wie die Bücher anderer Wissenschaften, sondern sie sind nur einigermaßen Bilder dieser Wissenschaft. Geber sagt: wo wir am offenbahrsten geredet haben, da haben wir grade die Wissenschaft am mehresten verborgen, und Claveus versichert ebenfals: daß die Schriften der Alten, alle räthselhaft wären, und er oft ungewisser gewesen sei, wenn er vom Lesen derselben zurükgekommen wäre, als er vorher war, ehe er sie laß. Villanovanus meldet ausdrüklich: daß die Weisen zwar ihr Werk mit wenigen Worten beschrieben, aber viele andre Reden eingestreut hätten, damit kein andrer als ein Weiser sie verstünde; so sagt auch Thomas aquinas von seinem eigenen alchimistischen Buche, daß er solches nicht für jedermann, sondern nur für die Kunsterfahrnen geschrieben habe. Andre Zeugnisse übergehe ich.

§. 158. Außerdem haben auch verschiedene alchimistische Schriftsteller zuweilen ordentliche Räzel angebracht, worin teils der Stof zum Steine der Weisen, teils die Bereitung desselben angegeben sein soll; solche laufen meistens auf Wortspiele oder Buchstabenrechnungen aus. Hier sind einige Beispiele. Das erste mag das berühmte Räzel sein, welches aus den sybillinischen Büchern genommen sein soll, und wenn es auch nicht eine Sybille zur Verfasserin hat, dennoch wenigstens sehr alt ist:

Novem literas habeo, quatuor sillabarum sum, intellige me.
Tres primae duas literas habent singulae,
Reliquae reliquas & sunt mutae quinque
Totius vero numeri centuriae sunt duae, octo

Et

Et tres ter decades cum septem. Intelligens
autem quis sim
Non rudis vel ignarus eris ejus quae in me est
sapientiae.

Neun Buchstaben habe ich und vier Silben. ver-
stehe mich.
Die drei ersten haben jeder zween Buchstaben
Die übrige die übrigen und fünfe sind stumm.
Die Zahlen des ganzen sind zweihundert, acht
Und dreimal drei zehener mit Sieben. Wenn du
du verstehest, wer ich sei
Dann wirst du die Weisheit, welche in mir ist,
erfahren.

Nach Cardan im zehnten Buche de varietate rerum, Kap. 52; so wie auch nach Dornei Conger. paracelsicae chim. de transm. metall. Cap. XVI, finden sich alle benannte Eigenschaften der Worte Sylben und Zahlen, in dem griechischen Worte Arsenikon. Wedel in der Einl. zur Alch. Kap. 6 §. 12. stimmt diesem bei, doch hat er im Worte Kasiteron (Zinn) die Auflösung ebenfals gefunden. Dieses Räzels wegen haben viele Chimisten besonders im Arsenik den Stein der Weisen gesucht, wenigstens geglaubt, daß der Arsenik ein wichtiges Partikular zur Alchimie sei. Ein anders Räzel ist in folgenden alten deutschen Knittelversen:

Drum such allein Mercurium
Hat sieben Buchstaben in einer Summ
Drei Sylben und drei Vocal
Eilf C und I an der Zahl.
Vorn L zehn und LI zulezt
Im Mittel drin ist Tausend gesezt
Auch da vier Consonanten sein
Das ist sein rechter Nam allein.

Unter

Unter diesem, aus Rhumelii Buch, avicula hermetis cathólica genannt, genommenen Räzel, versteht Wedel in der Einl. zur Alch. Kap. 10, den RegVLVm MartIaLem antimonii. Der Verfasser der Abhandl. über die schwärzerische Metallverwandlungsk. in der neuen Alchimist. Bibliot. 2 Samml. hat eben dieses Räzel mit der Abänderung

Eilfhundert fünfzig eins, an der Zahl
Vorn fünfzig, hundert und eins zulezt

und sagt, daß es SaLMIaC bedeute. Durch eine andre Abänderung

Zwei Silben und drei Vokal
Tausend, hundert sieben und fünfzig an der Zahl
Vorn VI und IL zulezt

kommt das Wort FICTrIL heraus. Noch ein anders Räzel hat Philaletha, welcher die zum Werke nötigen Dinge unter die Zahlen 448, 344, 256, 224, zusammen 1272 verstecket; welche nach des angeführten Wedels Behauptung den Regulum Lunae c Chalybe antimoniatum bedeuten. Auch Gerard Dorneus in Clavi totius philos. chemist. Cap. XIII. hat ein Räzel, welches den vegetabilischen Stein der Weisen andeuten soll:

Unum post quinque, nihil enim post quinque millenum colloca. Die Auflösung davon ist im Worte VINVM enthalten. Hieher gehöret auch das Helwigsche Räzel: Vis aliena tessae; durch Versezung der Buchstaben kommt Essentia Salivae heraus. Denn einige glaubten, daß im Speichel der Stof zum Steine der Weisen läge, um destomehr, da von etlichen Alchimisten gesagt wird: es würde der Stein der Weisen

sen von vielen immer im Munde getragen *). Endlich muß ich hier noch den philosophischen Becher des Nicol. Barnaudi anführen

a. m. a. r.
i. t. u.
d. i. n.
i. s.
p.
o. c. u.
l. u. m.

welcher die Bereitung des Steins der Weisen enthalten, und nach den Anfangsbuchstaben also heißen soll: Amore Mulieris Ardens, Ruffus Juvenis Transfigitur Venas Disrumpit Irascitur Nigrescit Inalbatur Sanguinem Postremo Ostendit Clarum Unctuosum Lapi-

*) Die Auflösung mehrerer alchimistischen Räzel findet sich in den Anfangsbuchstaben der Worte. Anthos Noster, Totus Igneus, Marcasita Occulta In Ventre Magnesiae enthalt das Antimonium; Magisterium Ejus Recipe Cum Vino Rubificato In Ventre Solis soll den Mercurius bedeuten; Oleum Lucis Extrahe Veneris Martisque Miscendo Aurum Rubeum Tuum Igniti Sanguinei soll oleum Martis heißen, Sapientia, Alumen Lotum, Martis, Aurum Rubificatum Tuum In Sole heißt Sal martis, und Solve Arcanum Tuum Venenum Reformatione Nostra, Videbis Solem drückt das Wort Saturnus aus, so wie Solve Purum. Impurum Rejice, Igneum Tuum Vinosum Separa, Vegetabili Ignem Nostrum Ignificando; den Spiritus vini bedeuten soll. In Ars Levis, Creans Humorem Igneum, Medicinam Infinitam Argentum & Aurum ist das Wort Alchimia begriffen. gleichwie Acetum nostrum in Astrum Conjunctum Elixiri Totum Unius, Miscendo, Nostrum Oleum, Spiritibus Tuis, Rubificato Veneris Martisque.

Lapidem Universalem Medicinam. Es würde überflüssig sein, mehrere solche Räzel aus den alchimistischen Schriften anzuzeigen; die meisten sind ohnedem einfältig und betrüglich, auch teils so beschaffen, daß selbst der geschikteste Entzilferer sie nicht auflösen kann. Von dieser Gattung ist z. B. das dem Aristoteles zugeschriebene Räzel, welches Hoghelande in seinem Buch de difficultat. Alchimiae part. II. anführt: „Mache von „Mann und Weib einen runden Zirkel, aus demselben „ziehe ein Vierek, und aus dem Vierek ein Dreiek, „und aus dem Dreiek einen runden Zirkel, so hast du „das Meisterstük." Die Merlinischen, Graf Bernhardischen und anderer Alchimisten allegorischen Mährchen und Träume mag ich nicht einmal anführen.

§. 159. Alle Irrtümer, welche die Sucher des Steins der Weisen begangen haben, haben sie dieser verstekten Schreibart der Alchimisten zu danken. Schon die Beschreibung des Stoffes des Steins der Weisen, so deutlich sie auch manchmal scheint, ist im Grunde nicht allein höchst räthselhaft, sondern zuweilen widersprechend. Man muß sich deswegen sehr in Acht nehmen, daß man nicht auf Abwege in der Wahl dieses Stoffes gerathe, weil nicht allein manche Betrüger aus Bosheit oder Unwissenheit, sondern auch manche ächte Alchimisten, zum Scherz oder aus andern Ursachen, dem Stoffe ihres Steins ganz widersinnige Eigenschaften zuschreiben, und auf diese Weise die Leser verwirren. Nach der Aussage der Hermetiker ist ihre Materie ein geringes Ding, in Menge vorhanden, überall zu haben, so wolfeil, daß man sich nur darnach bücken dürfe, um es zu finden. Die Kinder spielen damit. Jeder Mensch kennt es, alle haben es, jedem, dem Armen sowol als dem Reichen ists nötig, es stekt im

Men-

Menschen; Adam hats mit aus dem Paradiese genommen, und es fliegt über unsern Köpfen. Es ist ein troknes Wasser, ein Wasser und doch kein Wasser, ein Stein und doch kein Stein, ein Schwefel und doch kein Schwefel. Es ist ein Chaos, hat alle vier Elemente in sich, ist im Anfange von dreien zusammengesezt und doch nur Eins. Es ist aus einem, 2, 3, 4 und 5 erzeugt und gemacht, wird auch in einem und zweien, so allenthalben ist, gefunden. Es ist eine Kraft des Himmels und der Erde, ohne welche kein Ding bestehen kann, der Same der Welt, von sonderbarer Geburt, Gestalt und unergründlicher Natur und Eigenschaft. Es ist nicht heiß noch trocken, wie das Feuer, nicht kalt noch feucht, wie das Wasser, nicht kalt und trocken, wie die Erde. Grau von Farbe äußerlich, mannigfaltig von Farben innerlich, teils flüchtig, teils fix, ein Mittelding zwischen Quecksilber und Metallen. Etwas unvollkommenes, welches doch zur Vollkommenheit abzielet. Gemacht aus zwei und einem Dinge, welche das dritte verborgen halten, und eines unzerstörlichen Leibes. Einige sezen noch hinzu, ich weiß nicht aus Schalkhaftigkeit oder Ernst; es habe den Geruch todter Körper, werde zwischen zween Bergen geboren, komme mit einem donnernden Geräusch auf die Welt, sehe wie eine Schlange *) aus, werde im

*) Dieses haben die Alchimisten zweifelsohne dem Verfasser des alchimistischen Traktats, welchen man dem Aristoteles ad Alexandrum zuschreibt, aus übelm Verstande nachgeschrieben. Dieser sagt: Lapis animalis est, qui tamquam Serpens ex corruptione perfectissimae naturae humanae de industria inter duos montes emissus gignitur, scinditur & prolabitur & in fossa cavernae clauditur u. s. w. Man kann sich hiebei zwar eine schmuzige Materie denken, indessen leiden doch diese Worte eine andre Auslegung.

im Menschen erzeugt, und auf den Misthaufen geworfen. Der eigentlichen Substanz nach, soll der Stein der Weisen ein concentrirter Same des Goldes sein, welcher in jedem metallischen Quecksilber sich vermehre und wachse, und wenn eine proportionirte Hize dazu kommt, dasselbe ihm homogen mache.

§. 160. Man muß bei dieser Beschreibung, welche aus den berühmtesten Schriften genommen ist, bemerken, daß einige Ausdrücke blos und allein von dem nächsten Stoffe des Steins der Weisen, andre aber von dem entferntesten Stoffe desselben, noch andre aber von dem Steine der Weisen selbst, zu verstehen sein. Auf diese Weise fallen schon viele anscheinende Widersprüche weg. Die Alchimisten behaupten nämlich, erstens daß es einen gewissen Urstof oder Grundstof zum Stein der Weisen gebe, und zweytens daß dieser Urstof in einem nähern Stoffe in großer Menge vorhanden sei, und daraus der Stein der Weisen bereitet werden könne. Diesen Umstand von dem Unterschied des entfernten Stoffes vom nächsten Stoffe des Steins der Weisen, haben wenige in Obacht genommen. Selbst die alchimistischen Schriftsteller, ob sie gleich bald von einem Urstoffe oder einer Universalmaterie, bald von einem eigentlichen Stoffe desselben reden, haben doch die Eigenschaft und Zeichen beider Arten des Stoffes verwirret und so unter einander geworfen, daß man oft nicht weiß: ob sie von dem nächsten oder von dem entfernten Stoffe reden, wenn sie das Ding beschreiben, und ob diese oder jene Eigenschaft dem näheren oder entfernten Soffe, oder beiden zugleich zukomme. Die mehresten, welche nach den Vorschriften der Alchimisten den Stein der Weisen suchen wolten, geriethen deswegen in Verlegenheit, um eine Materie aufzusuchen, worauf alle jene Beschreibungen und Kennzeichen paßten;

ten; ohne zu bedenken, daß einige nur auf den nächsten, andre auf den entfernten Stof zielten. Es konnte also nicht fehlen, daß sie auf diese Weise lauter offenbare Widersprüche fanden; oder wenn sie auch glaubten einen Stof entdekt zu haben, welcher die mehresten Eigenschaften an sich hätte, welche die Alchimisten der Materie zum Steine der Weisen zueigneten, so war doch noch hier und da ein Zweifel übrig. Ueberhaupt arbeiteten die mehresten nur auf gutes Glük in der ersten der besten Materie los, welche etwa die eine oder andre Eigenschaft an sich hatte, die auf ein einzelnes Stük der Beschreibung des Stofs paßte. Einige waren dabei gar so einfältig, die allegorischen Worte der Alchimisten in der gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen. Es ist daher fast kein Ding in der Natur zu finden, worin nicht die Arbeiter den Stein der Weisen gesucht hätten. Die meisten suchten eine reine jungfräuliche Erde auf, welche sie in vielen Dingen anzutreffen glaubten. Einige wolten ihn aus gewissen Kräutern oder vegetabilischen Produkten, aus Mondkraut, Sonnenthau, Gummi, Drachenblut, Wein, Essig, Brandwein, Weinstein, laugensalz u. s. w.; andre aus allerlei thierischen Teilen, Blut, Koth, Urin, Samen, Milch, Galle, Speichel, Eiern, Haaren, Knochen, Perlen, Fischen, Eidexen u. s. w. verfertigen. Gilbert Cardinalis rieth in allem Ernst, Eier faulen zu lassen, woraus dann ein Basilisk erzeugt würde, den man alsdenn zu einem rothen Pulver verbrennen müste. Man sehe das Theatr. chimic. Part. I. pag. 514. Wiederum andre suchten den Stein der Weisen im Wasser, besonders in dem glänzenden fetten Häutchen, welches oft auf faulen Wässern schwimmend angetroffen wird; ferner im Schnee, Thau, Salz, Kalk, Salpeter, Spiesglas, Arsenik, Operment, Kobold, Tutia, Zinnober, Galmei, Zink, Allaun, Vitriol, Salmiak,

Queksilber, Borax, Magnet, Sublimat, ja gar in Edelsteinen u. s. w. Noch andre wählten dazu die Metalle selbst, und nahmen Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, und zogen aus diesen den metallischen Schwefel unter der Gestalt eines Oels oder Salzes heraus, um denselben als einen volkommenen Samen in die unvolkommenen Metalle zu tragen. Sie hatten bei solchen Arbeiten bald gar kein, bald mehr Glük, meistens lief aber alles nur auf Partikulartinkturen aus. Einige zogen aus dem Golde selbst den metallischen reinen Schwefel, und trugen ihn ins Silber, weil aber davon das Gold weiß wurde, so herstellten sie diesen Schwefel durch Cämentationen und Gradirungen. Nach Morhofs Bericht, sollen die Venetianer ein solches Geheimnis wissen, welches sie von Pantheus, einem Priester, erhalten haben, und ihre schönen *Zechinen* sollen sie daraus münzen, weil sie keine Goldgruben haben. Daß wenigstens eine solche Ausziehung des Goldschwefels möglich sei, davon hat unter andern Boyle in seinen Schriften eine Geschichte. Diejenigen Sudler, welche vergebens gearbeitet hatten, weil sie, wie gesagt, den wahren Sinn der Beschreibung des Stoffes zum Stein der Weisen nicht kannten, folglich die unrechte Materie wählten, oder auch in der Arbeit selbst fehlten, wurden nachher Verächter der Alchimie. Lächerlich ist es, daß manche darauf verfielen, in einer schmuzigen Materie zu arbeiten, welche man nicht gerne nennt, geschweige anrührt. Daß die Versuche, hieraus den Stein der Weisen zu machen, mislingen musten, solches ist leicht zu gedenken. Einige Anspielungen in den Schriften der Alchimisten, z. B. der Geruch todter Körper, die Geburt zwischen zween Bergen, die länglicht runde Gestalt u. s. w. verführten sie freilich dazu; sie hätten aber bedenken sollen, was Rupescissa in seinem Traktat de Confectione veri Lapidis sagt:

Na-

Natura ſive materia Lapidis res vilis pretii ubique reperibilis eſt, quia eſt aqua viſcoſa — & quia Aqua viſcoſa ſcilicet Argentum vivum generatur in Latrinis, dixerunt aliqui, quod in locis vilibus reperiebatur. *Et multi beſtiales non intelligentes intentum philoſophorum ipſum ad literam in Stercoribus quaeſiverunt.*

§. 161. Nach einer genau angeſtellten Vergleichung der Ausſagen der Alchimiſten, glaube ich, daß, wenn es einen Urſtof des Steins der Weiſen gibt, dieſer nichts anders ſein könne, als ein ätheriſches Salz, oder ein aus der Luft gezogenes von den Einflüſſen der Sonne erzeugtes irrdiſches oder ſalzichtes Weſen. Grade derjenige Stof iſt es, welcher das Licht und die Wärme macht, und allen Geſchöpfen, welche des Lebens und Wachstums fähig ſind, Leben und Wachstum gibt. Es iſt der allgemeine Beweger, der Vater aller Salze, kurz! das Acidum univerſale der Chimiſten. Dieſes ätheriſche Weſen iſt überall vorhanden. Es gibt Alchimiſten genug, welche ſich bemühen, den hermetiſchen Vogel durch allerlei Kunſtgriffe zu fangen, und auf dieſe Weiſe den Stof zum Steine der Weiſen gleichſam aus der erſten Hand zu erlangen. Verſchiedene Arten dieſes Fanges ſind unter andern in Junghkens chimia experimentali Cap. VIII Sect. V aus Sendivog, Faber, Clauder, Dighbi, Bartholet, Hofmann und andern Schriftſtellern beiſammen zu finden. Die meiſten Alchimiſten aber halten ſich an einen nähern und beſſer zu erlangenden Stof; ſie behaupten nämlich, daß es in der Natur noch gewiſſe Dinge gebe, worin jene ätheriſche Materie im Ueberflus vorhanden ſei.

§. 162. Einige ſagen, dergleichen Körper, worin der Urſtof zum Steine der Weiſen in Menge verbor-

gen sei, fände man in allen dreien Naturreichen; er würde so wol in gewissen Vegetabilien und Animalien, als auch in Mineralien gesammlet, und durch die ätherischen Ausflüsse der Sonne darin gleichsam gezeuget und gezeitiget, man könne folglich aus allerlei Naturprodukten, jedoch aus dem einen mehr und besser als aus dem andern, den Stein der Weisen bereiten. Sie behaupten deswegen, daß es dreierlei Steine der Weisen gebe, nämlich ein vegetabilischer, animalischer und mineralischer. Die mehresten sagen aber doch, daß er nur im Mineralreiche könne gefunden werden; denn da das Gold ein Mineral sei, so müsse auch dessen Same nur im Reiche der Mineralien gesucht werden, weil ein jedes Ding nur von seines gleichen hervorgebracht würde. Ripläus sagt unter andern: „In Metallen, aus „Metallen, durch Metalle, werden vollkommene Metalle," imgleichen: „in den nicht metallischen Dingen „ist kein Nuzen." Daß aber einige den Stein animalisch nennen, geschieht, wie sie sagen, nur blos darum, weil er einen Geist oder eine belebende Kraft in sich habe; Vegetabilisch aber heiße er, weil er das Vermögen habe, zu wachsen oder Wachstum zu machen. Die Aussage einiger Alchimisten von einem dreifachen Steine der Weisen hat indessen Gelegenheit gegeben, daß manche meinen, zur Verfertigung des vollkommenen Steins müsten schlechterdings alle drei Reiche der Natur zu Hülfe genommen werden, andre aber sind daher auf die Gedanken gekommen, einen Stof, welcher allen drei Naturreichen gemein ist, auszusinnen, indem sie glaubten, daß dieser grade derjenige sei, welcher zur Bereitung des Steins nötig wäre. Chrysippus Fanianus in seinem Buche de arte metallicae metamorphoseos behauptet deswegen, daß gedachter Stof nichts anders als ein güssiges Salz sei, weil solches so wol aus Vegetabilien als auch aus animalischen

schen und mineralischen Dingen gemacht werden könne.

§. 163. Da es immer am wahrscheinlichsten bleibt, daß der Stein der Weisen blos und allein aus Mineralien könne verfertiget werden, so haben auch die mehresten und besten Chimisten denselben darin gesucht. Der Salpeter, das Quecksilber, das Spiesglas und der Vitriol wurden zu diesem Zwek vorzüglich bearbeitet. Jedes von diesem hatte seine Anhänger, und es könnte vieles davon für und wider gesagt werden. Indessen hat doch der Vitriol oder die Miner desselben die mehreste Wahrscheinlichkeit und Authorität für sich. Renker und Hensing haben schon im Jahre 1723 ein Werkchen im Druk gegeben: de vitriolo an sit materia Lapidis philosophorum? in welchem sie sich bemühen, ausführlich zu beweisen, daß er den wahren Stof zum alchimistischen Geheimnis enthalte. Es ist gewis, daß er manche Eigenschaften an sich habe, welche man dem Stoffe des Steins der Weisen zuschreibt. Er ist ein geringes Ding, wolfeil, überall zu haben, ein Stein und doch kein Stein, Wasser und doch kein Wasser u. s. w. Er hat überdem schon eine metallische Natur, und ist deswegen mit den Metallen nahe verwandt. Viele alchimistische Schriftsteller der ersten Größe rühmen ihn. Paracelsus, Isaak Hollandus, Agricola, Barnaud, Geisler, Junghken, Becher, Naxagoras und mehrere andre nennen ihn das Subjekt zum Werke, oder sagen zum Teil, daß in ihm das philosophische Gold oder der Schwefel der Weisen liege, welcher in den philosophischen Merkur eingeführt werden müsse, um den Stein der Weisen zu bilden. Basilius Valentinus rühmt vorzüglich in seiner Erklärung der zwölf Schlüssel, den Vitriol, „als ein Mineral, welchem in der Natur nichts gleich komme, und welches

 „allein

„allein hinreichend sei, den gebenedeieten Stein aus „ihm zu machen — Die Weisen hätten es darum ge„heim gehalten, und sogar ihren eigenen Kindern ver„schwiegen — Sein geistlich Oel halte alle drei princi„pia aller victoriae in sich, das ist den Seel, Geist „und Leib u. s. w. Er hat auch sehr viele fremde und mystische Namen, Neumann führt deren über 50 an. Von den vielen Partikularen, welche aus dem Vitriole von den alchimistischen Schriftstellern häufig angegeben werden, will ich nicht einmal reden. Man hat auch manche bildliche Ausdrücke von ihm; unter andern reden die Alchimisten viel von einem Bauer, welcher unter seinem grauen Rocke einen grünen unterzog, und einen demantenen Harnisch und rubinrothes Futterhemd habe, und daß solcher die wahre Materie sei. Dieses kann nichts anders, als die graue Vitriolminer sein, welche gereinigt grün, und calcinirt weiß und roth erscheint. Hin und wieder finden sich auch Räzel, welche ihn bedeuten. Das bekannte und von vielen Chimisten angeführte: Visitando Interiora Terrae, Rectificando Invenies Occultum Lapidem, Veram Medicinam, oder Visita Interiora Terrae Reperies Ibi Optimum Lapidem Verum Metallorum, gibt nach seinen Anfangsbuchstaben das Wort VITRIOLVM. Auch Mynsicht in seinem Testament sagt von der Materia des Steins der Weisen: sie sei Filia Calchantis & MICVI ab ORTU, woraus durch Versezung der Buchstaben ebenfals Vitriolum herauskommt. Es gibt bei den Chimisten mehr solche versezte Buchstabenworte vom Vitriol, z. B. Viromulti, Muvilotri, Vultimori, Vilotrium, Mitrulivo. Viele schreiben es Victriolum, damit es von Victrix oleum oder Victoriae oleum hergeleitet werden könne. Folgender Knüttelvers aus dem Buche Wasserstein der Weisen genannt:

Man

Man find ein Gut geteilt in drei
Ist doch nur eins das glaub mir frei *)
Ein Ding das die Welt nicht hoch hält
Ihm auch darum nicht fast nachstellt
hats vor Augen oft bei der Hand
und doch vor Blindheit solchs nicht kennt.
Ja es wird bei den dieß nicht verstehn
so gering geacht daß sie darüber gehn,
welches doch ist der höchste Wehrt
der hie sein mag auf ganzer Erd
wers kennt und hat das Mittelwort **)
der kann reich werden hier und dort

enthält nichts anders als Vitriolum. So auch das andre Räzel am angeführten Ort:

Wenn ich dirs nenn und sags oft frei
Die zugehörig Stük all drei
Ei warum wilst du denn viel klag'n
Schau, trau, die Wahrheit thu ich sag'n.
Ein Gräslein genannt trifolium
Must du haben, schau bitt Gott drum
Such eins in drei und drei in Eim
Kommt fern wol tausend in Geheim
Leib, Seel und Geist solchs nennen sie,
Salz, Schwefel und auch Mercuri.
Thu aber trau mir das Gräslein fein
Trifoli genannt, verstehn allein
Thust du den Thon und Gesang verstahn
So bist du warlich ein weiser Mann.

*) Entweder weil das chimische Zeichen des Vitriols ein Kreis ist, welcher durch einen Perpendikularzug und Seitenstrich in drei Teile geteilt wird ⊖, oder weil das Wort Vitriol drei Silben hat.

**) Nämlich I, welches ohne Zweifel den Namen Jesus bedeuten soll.

In diesem soll das Wort trifolium, imgleichen Trifoli, nichts anders als fitriolum und fitriol bedeuten. In der von Morsius herausgegebenen drebbelischen Abhandlung von der Quintessenz, welche sich im zweiten Bande der neuen alchimistischen Bibliotek befindet, ist ein Lobgedicht unter dem Titel: Totum opus philosophicum anzutreffen, welches Joannem Grassaeum, einen Rosenkreuzer, zum Verfasser hat, und sich folgender maßen anfängt:

Mirum dico tribus quod constat bis Elementis
Novi hominis membrum; ex Petro unum ex Mose secundum
Adde Elementum; materia est benedicta sophorum u. s. w.

Auch hier ist auf den Vitriol gezielet; denn das mirum hominis membrum, welches aus sechs Buchstaben bestehet, ist unstreitig kein anders, als das virile. Wenn man nun diesem aus dem Worte Petrus einen Buchstaben, nämlich t, und aus dem Worte Moses den andern Buchstaben, nämlich das o, beifügt, und am gehörigen Orte einschaltet; so kömt viTriOle heraus, als die gesegnete Stoffe der Weisen. So hat auch Basilius Valentinus ein Räzel in Reimen, welches, wie auch Wedel in der Einleitung zur Alchimie anmerket, nach den Zahlen in der Auflösung das Wort Chalcantum oder Victriolum anzeigt. Mehrere Räzel hievon übergehe ich.

§. 164. Es mag nun aber der Vitriol oder ein ander Mineral das eigentliche Subjekt des Steins der Weisen sein; so ist aus den Schriften der Alchimisten doch ferner zu sehen, daß ihr Subjekt noch ein unvollkommenes Ding sei. Sie nennen es roh, und sagen, daß es eine gewisse Bereitung erfordere, um ein Stein der

der Weisen zu werden. Sie sagen, es könne diese Bereitung durch zweierlei Wege, durch einen nassen und troknen Weg, geschehen. Die Bereitung und Veränderung, welche er erleiden muß, ist nicht einfach, sondern mancherlei. Nach Ripläus und Quercetan geschehen die Arbeiten in folgender Ordnung: Verkalkung, Auflösung, Absonderung, Zusammenfügung, Fäulung, Gerinnung, Speisung, Auftreibung, Gährung, Erhöhung, Vervielfältigung gehen vorher, und auf diese folgt endlich die Auftragung auf die unädlen Metalle. Claude Germain hat erstlich die Auftreibung, dann die Niedersteigung, Festmachung, Verkalkung, Auflösung, Abtröpfelung, Fäulung und Inceration. Geber und Villanovan haben acht Operationen angegeben: Sublimation, Descension, Destillation, Calcination, Solution, Coagulation, Fixation, Creation. Haly sagt, alle Arbeiten würden in sechs Dingen begriffen, diese wären: fugare, fundere, incerare, dealbare, solvere, coagulare. Senior lehret sieben Anrichtungen: Sublimation, Calcination, Solution, Ablution, Creation, Coagulation, Fixation. Der Author des Perfecti Magisterii hat die Calcination, Solution, Destillation und Coagulation bei gelindem Feuer. Marsilius Ficinus sezt erst zusammen, bringt das zusammengesezte in Fäulung, löset das faulgemachte auf, teilt das aufgelösete, reinigt das geteilte, vereinigt das gereinigte, und vollendet also das Werk. Andre Alchimisten beschreiben diese Arbeiten wieder nach einer andern Ordnung. Mundan sagt kurz und gut, der Stein der Weisen erfodere eine Zusammenfügung des Thätigen und leidenden. Die Beschreibung dieser Operationen selbst ist übrigens bei den Schriftstellern ebenfals dunkel, und es soll sehr schwer fallen, sie alle ordentlich zu machen. Senior sagt deswegen unter andern: „Die Weisen haben nichts „verbor-

„verborgen, als die Bereitung, welche die schwerste „von allen Sachen ist, und nicht gelernt werden kann, „außer von Gott oder einem Meister, der sie lehre.“ Hiemit stimmt es überein, wenn Baccen in der Turba sagt: „Die Zubereitung desselben sei größer, als daß „sie durch die Kunst könne begriffen werden,“ imgleichen was Lullius spricht: es sei nämlich kein Geheimnis in dieser Kunst, außer die Bereitung des Werks.

§. 165. Vor allen soll zur Verfertigung des Steins der Weisen erfordert werden, die Beimischung eines höchst reinen und feinen goldischen Ferments, welches nicht allein als ein Saame darin keimt, sondern auch den Stein der Weisen fähig macht, in die Metalle desto besser einzugehen, und sich damit zu vereinigen. Denn durch diese Beimischung bekommt der Stein gleichsam eine nähere Verwandschaft mit den Metallen. Einige behaupten zwar, daß in dem Subjekt zum Stein der Weisen schon das Naturgold verborgen sei, und weiter kein Zusaz erfordert werde; die meisten aber fordern ausdrüklich diesen Zusaz, welcher aus höchst geläutertem Golde bestehen muß. Morienus sagt: Das goldische Ferment ist das Gold. Hermes sagt ebenfals: Säet euer Gold in die geblätterte Erde, und Rosinus spricht: Wo du nicht Gold in Gold bringest, so hast du nichts. In der Turba heißts: Er färbt nicht, wenn er nicht gefärbt wird, und beim Ripläus: Dis Geheimnis solst du wissen, daß unser rother Mann und dessen Weib nicht färbe, wenn sie nicht gefärbt werden, imgleichen im Rosario abbreviato: Ohne die Sonne (das ist, ohne Gold) wird kein färbendes Gift erzeugt. Mehrere Zeugnisse übergehe ich.

§. 166. Alle diejenigen, welche von der Bereitung des Steins der Weisen geschrieben haben, melden

vieles

vieles von gewissen Farben, welche bei der Arbeit zum Vorschein kommen sollen. Aus der Erscheinung dieser Farben, und der Ordnung, nach welcher sie erscheinen, erkennen sie nicht allein, daß sie den rechten Stof haben; sondern auch daß sie in der Arbeit recht zu Werke gehen, und bisher auf gutem Wege sind. Die hauptsächlichste Farben sind erstlich die Schwärze, dann die Regenbogenfarbe, ferner die Weiße, und endlich die gelbe Farbe und Röthe, welche leztere die Vollkommenheit anzeigt. Sie nennen diese Farben räthselhafterweise: das Rabenhaupt, den Pfauenschwanz, den Schwan oder das Elfenbein und den rothen Löwen, Mennig, Rubin oder Phönix. Nach Ferrarius Bericht, soll sich jede dieser Hauptfarben vier Tage lang zeigen, die schwarze und rothe Farbe soll gar zweimal kommen, und nur die zweite Röthe soll erst tingirend sein. Andre Schriftsteller geben eine etwas veränderte Zeit an, in der Sache selbst aber sind sie einig.

§. 167. Eines der wichtigsten Stücke, welches nach der Aussage der hermetischen Schriftsteller zum Werke erforderlich sein soll, ist die Auflösung oder Ausziehung des Stoffes aus dem rohen Subjekte. Dazu wird nun eine gewisse Flüssigkeit oder ein nasses Wesen erfordert. Sie nennen dieses Menstruum nicht ausdrüklich, sondern geben ihm viele räthselhafte Namen. Es heißt bei ihnen: Unser Merkur, unser Wasser, ein himmlisches Wasser, ein geblättertes, ein gesegnetes Wasser, aqua nemoris, die belebende und lebendigmachende Wolke, das Oel der Weisen, das Wasser, welches tödtet und lebendig macht, verbrennt, auflöset und verdicket, weis machet und röthet, fäulend und keimend machet, die Perlerde, der trokne Kalk, der Schnee des Goldes, der Jungfernmerkur, die weiße durstige Erde, der schärfste Essig, der volle Mond, der geflügelte

geflügelte Vogel, der hermetische Adler, der Vogel des Hermes, das Küchlein Hermogenis, das trokne Meer, das helle Wasser, das Wasser der Weisen, der weiße Rauch, das lebendige Silber, Knabenurin, Beja und Helia, Aethelia, Licht vom Licht, Lichtkraut, unser Himmel, Mondspeichel, Sperma electri, Aquila expansa u. s. w. Aus allen diesen Benennungen wird man nun schwerlich allein klug werden; deswegen haben, so wie in andern hermetischen Dingen, auch in diesem Auflösungsmittel so viele Arbeiter geirret. Sie glaubten bald im Salz, bald im Salpeter, bald im Vitriolgeiste, bald im Aquafort, Aquaregis, Essig und andern sauern Dingen solches zu finden. Andre suchten es im Weingeiste, Honig, Urin, Wasser, Quek-silber und alkalischen Feuchtigkeiten u. s. w. So viel ist gewis, daß von diesem Auflösungsmittel erfordert werde, daß es zwar würksam in seiner Art, aber doch nicht zu scharf sei, damit es nicht, an statt aufzulösen, zerstöre und gewaltsam zerfresse. Wenn es ein solches hermetisches Menstruum würklich gibt, so hat man den stärksten Grund zu vermuthen, daß die Weisen hierzu nichts anders als den Thau genommen haben, welchen sie auffingen und vorher auf eine besondere Weise reinigten und zubereiteten, ehe sie damit den Stof zum Stein der Weisen aus dem rohen Subjekt auszogen. Der Thau ist überhaupt bei den Alchimisten so berühmt, daß man sogar glauben solte, als ob sie behaupteten, daß in demselben alleine schon der ganze Stof zum Steine der Weisen verborgen wäre, und derselbe die jungfräuliche gesegnete Erde enthielte, welche den Urstof zum Steine der Weisen, und den Universalschaz abgibt. Sie sagen, er sei voll vom allgemeinen Weltgeiste, enthalte die Anfänge aller Metalle und vieler andern Dinge, er sei das Sperma universale, ein Luftgeist, und dessen irrdischer Teil, wenn er von dem feuchten Teile

abgesondert wäre, könne das ätherische Wesen, so wie der Magnet das Eisen an sich ziehen. Wie der Thau gesammlet werden müsse, davon findet man im Sendivog, in der Aurea Catena Homeri, im Quadrato alchimistico und vielen andern alchimistischen Büchern, Anweisung. Am besten geschieht diese Sammlung nach dem Rathe Clauders in der Abhandl. vom Universalstein, imgleichen des Verfassers der Ehrenrettung der hermetischen Kunst 2ter Teil §. 2, in reinen Schüsseln, welche man durch stark bethautes Gras hinstreuet. Wie man sonst mit dem gesammleten Thau verfahren müsse, kann man an den angeführten Stellen nachlesen. Man hat auch von dem Thau oder Luftwasser einige Räzel, z. B. in der Schrift, Wasserstein der Weisen genannt, wo es heißt:

In dieser Welt ein Ding ist schon
wird allenthalben gefunden thon
und das geschieht ohn sondern Fleiß
Sein Farb ist grau, grün, roth und weiß *)
Kompt und fleußt her bald wie Wasser
Welchs doch nicht nezt ist leicht und schwer.
Sein Nam wolt ich Tausend nennen
Aber Tausend thun solchs nicht kennen
Dieweil es scheint so gar gering
Und ist doch das köstlichste Ding
Wer solches kann in Mitten frei
Auflösen und darnach auch dabei
Im dritten zuschließen wiederum
Der hat das rechte Subjectum.

Hier soll ohne Zweifel die hauptsächlichste Entwickelung in dem zweimaligen Tausend stecken, und solches Tau oder

*) Je nachdem die Pflanze beschaffen ist, auf welcher der Thau liegt.

oder Thau bedeuten. Man trift bei den alchimistischen Schriftstellern gleichfals hin und wieder Figuren an, worunter nichts anders als der Thau verstanden werden kann. Von dieser Art ist unter andern das Anagramma des berühmten Rosenkreuzers, Mayer, welches auch Hr. Nicolai in seinem Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, im ersten Teil auf dem Titelkupfer unter N. 5 abgebildet hat, und worin die Worte Ros Caeli, ohngefähr auf diese Weise

AE R
Λ
C S O

enthalten sind. Die Alchimisten ziehen auch den bekannten Segen, welchen Isaac dem Jacob erteilte, 1 Mos. 27. v. 28., Gott gebe dir vom Thau des Himmels und der Fettigkeit der Erde, imgleichen die Schriftstellen 1 Mos. 49. v. 25. und 5 Mos. 33. v. 13. hieher, und verstehen unter dem Thau oder Segen von der Höhe des Himmels, das Auflösungsmittel oder den Merkur der Weisen; unter dem Fett der Erden oder dem Segen aus der Tiefe aber, das Salz oder den Schwefel der Philosophen. Es fehlt auch nicht an praktischen Beweisen, daß der Thau würklich einen alchimistischen Nuzen habe. Der Verfasser der Ehrenrettung der hermetischen Kunst, dessen §. 149. schon Erwehnung geschehen ist, gibt im zweiten Teile seiner Schrift eine deutliche und wahrhafte Anweisung, wie man durch Hülfe des Thaues und des Sonnenlichts, aus Silber Gold verfertigen, und damit die Wahrheit der Goldmacherkunst beweisen könne.

§. 168. Da aber der Thau eigentlich nichts anders als ein mit salzichten Luftteilen geschwängertes Wasser ist; so behaupten einige, daß das Regenwasser, beson-

besonders ein solches, welches zur Zeit eines Gewitters fällt, imgleichen der Schnee eben die Würkung habe, welche der Thau hat, indem dieselben eben so wol den Luftgeist enthalten, wie jener ihn enthält. Sie haben deswegen den Schnee und das Regenwasser auf eben die Weise wie den Thau behandelt, und damit ihre hermetische Absichten zu erreichen gesucht.

§. 169. Ein anderes Hülfsmittel, welches die Alchimisten zur Erreichung ihres Zweks nicht entbehren können, ist das Feuer. Die mehresten ihrer Arbeiten geschehen vermittelst des Feuers. Wie dieses beschaffen sein müsse, davon reden sie ebenfals verstekter Weise. Man findet jedoch von ihnen meistens ein sanftes, gelindes, geringes Feuer angerathen, desgleichen die Wärme der Sonne, des Pferdemists, und das Lampenfeuer von Oel oder Weingeist ist. Es muß nur ein Brüten und kein Erhizen oder Brennen des Stofs zum Steine der Weisen geschehen; am Ende des Werks, wenn der Stof eine gewisse Zeitigung erhalten hat, soll ein stärkeres Feuer erfordert werden. Baco sagt unter andern hievon: „So wie Anfangs ein Kind nur leichte Nahrung bekommt, nachher aber, wenn die Knochen stärker sind, stärkere Nahrung, so bedarf auch unser Kunststük erst ein langsames, und nachher ein stärkeres Feuer." Es reden auch außerdem die Alchimisten sehr geheimnisvoll von einem nassen Feuer, imgleichen von einem Feuer, so doch kein Feuer sei. Durch ersteres verstehen sie das sogenannte Marienbad, welches von den Dünsten des heißen Wassers gemacht wird, durch lezteres aber die Calcinirung oder Verkalkung, welche vermittelst scharfer Stoffe oder des Quecksilbers geschieht. Von dem Ofen, welchen sie gebrauchen, sagen sie, daß er so beschaffen sein müsse, daß man darin eine gleiche und beständige Wärme mit wenigem

Feuer unterhalten könne. Geber, Hoghéland, Rupescissa, Philaletha und andre Schriftsteller können hievon nachgesehen werden. Das Gefäß, worin die Zubereitung geschieht, wird von den Alchimisten ein philosophisches Ei genennt; es ist dieses entweder eine gewöhnliche gläserne Phiole, oder auch ein Glas von ovalrunder Figur. Ueberhaupt sollen die Gefäße zu dieser Arbeit ganz einfach sein. Wir haben nur ein Gefäß, nur einen Ofen, nur eine Anrichtung nöthig, saget Geber.

§. 170. Die Zeit, welche zur Bereitung des Steins der Weisen erforderlich sein soll, scheint ebenfals von den Schriftstellern nicht genau bestimmt zu sein. Einige versichern, daß zur Ausarbeitung nur wenige Tage, andere aber, daß dazu Monate und Jahre erfordert würden. Alles kommt bei diesem anscheinenden Widerspruch darauf an: ob sie unter der Ausarbeitung den ganzen Inbegrif des Werks von Anfang bis zu Ende, oder nur einzelne Operationen verstehen. Denn sie teilen ihre Arbeiten in die Vorarbeit und Nacharbeit ein. Unter der ersten verstehen sie die Behandlung des rohen Subjekts, und die Ausziehung des eigentlichen Stoffes, unter der Nacharbeit aber begreifen sie die Behandlung des schon ausgezogenen Stoffes, und die völlige Reifmachung desselben. Die erste geben sie für die schwerste Arbeit, die andere aber für eine sehr leichte Sache aus, und nennen solche ein Werk der Weiber und Kinderspiel. Da es auch mehrere Dinge geben kann, in welchen der ätherische Stof, welcher zum Steine der Weisen den Grund gibt, enthalten ist, so kann auch die ganze Arbeit vielleicht geschwinder oder langsamer von statten gehen, je nachdem man nahe oder ferne am ätherischen Stoffe reiche, oder weniger reiche Dinge zur Bearbeitung gewählt hat, oder es kann auch der eine

Alchi-

Alchimist nähere Wege und Kunstgriffe zur Ausarbeitung haben, als der andere. Die ganze alchimistische Känntnis soll übrigens in dem Vers

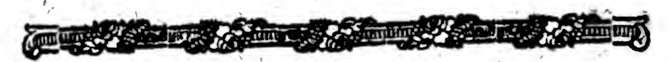
Noscere te *Fontem*, *Regem*, quoque *Pondus* oportet
Ignem cum *vitro* sublima laetus eris

eingeschränkt sein. Noch enger wird sie in dem, dem Plato zugeschriebenen Spruche, solve, coagula & tinge, beschrieben, welchen besonders Penotus in der Vorrede zu Clavei Apologie anführt und erklärt. Hiemit stimmt überein, was in der sogenannten Clangore geschrieben steht: „Diese ganze Kunst beruht darauf, daß wir „das Nasse mit dem Troknen vereinigen, das ist, daß „wir auflösen und coaguliren." Auch sagt Haly, das große Kunststük geschehe durch vier Meisterwerke, nämlich durch solviren, coaguliren, albificiren und rubificiren. Philotis in der Turba spricht ohngefähr in den Ausdrücken der smaragdenen Tafel des Hermes: das ganze Geheimnis bestehe darin, daß man das oberste zum untersten, und das unterste zum obersten mache, und im Rosario heißt es: tödte das Lebendige, und wecke das Todte auf.

§. 171. Ob ich gleich den Stein der Weisen nicht suche noch verlange, wenn er auch, wie ich fast nicht zweifele, würklich und möglich sein solte; so wird doch ein ächter Hermetiker aus demjenigen, was in diesem Hauptstük davon in aller Kürze gesagt, und aus dem Fingerzeig, welcher hier und da von mir gegeben ist, sehen, daß ich mehr davon sagen könnte. Diese meine Schrift ist aber keine Anweisung zur Alchimie, sondern nichts mehr als eine Vertheidigung derselben. Das wenige gesagte kann also genug sein, weil nur blos gezeigt werden solte, daß man gar wol die dunkeln alchimistischen Schriftsteller verstehen, und die anscheinenden

Widersprüche heben könne; besonders aber habe ich zeigen wollen, daß die Bereitung des Steins der Weisen, nach der Anweisung der weisen Schriftsteller, gar nichts übernatürliches erfordere; sondern daß derselbe nichts mehr und nichts weniger sei, als ein chimisches Präparat, welches durch eben die Hülfsmittel zur Welt kommt, und nach eben der Hauptmethode verfertigt wird, wie andere chimische Präparate zur Welt kommen und verfertigt werden, obgleich dessen chimische Bereitung manche Handgriffe, viele Umstände und genaue Vorsicht erfordert. Es kann folglich gar wol möglich sein, daß ein Stein der Weisen würklich schon oft bereitet worden sei und noch künftig oft bereitet werden könne. Die chimische Kunst vermag vieles. Durch sie sind schon andre Dinge gemacht worden, deren Würksamkeit und Kraft einem fremden eben so unglaublich, eben so unmöglich, ja noch unglaublicher, noch unmöglicher vorkommen würde, als uns die Kraft des Steins der Weisen vorkommt. Wir wollen nur das Schiespulver, das Knallgold, den Urinphosphor, den Pyrophor und die brennbare Luft zu Beispielen nehmen. Ist nicht die Würkung dieser künstlichen chimischen Produkte an sich weit unbegreiflicher und größer, als die, an sich betrachtet, geringe Kraft, ein Metall zu veradeln, welche man dem Steine der Weisen zuschreibt? Wer wolte dann ein kleines für unmöglich halten, wenn etwas größeres möglich ist? Aus Korn wird ein geistiges Getränk bereitet, und Steine und Asche werden täglich durch die Kunst zum Glase umgeschaffen, und gleichsam verwandelt. Niemand zweifelt an der Möglichkeit desselben, obgleich die Veränderung, welche hiebei vorgeht, würklich größer ist, als diejenige Veränderung ist, welche vorgeht, wenn aus einem unädlern Metalle ein ädles wird. Warum will man denn die Alchimie als ein Unding verachten? Gesezt, sie

sie hätte keinen andern Nuzen, als daß sie dem Menschen eine Begierde einflößte, die geheimsten Winkel der Natur zu durchspähen, und sich dadurch zu bereichern; so verdiente sie doch schon Lob. Wir wissen, wie viele nüzliche Arzneien, und wie manche andre herrliche Erfindung man blos der Alchimie zu verdanken habe. Viele suchten Gold, fanden es nicht, fanden aber andre Dinge, welche sonst wol nie würden gefunden sein. „Alle Gelehrten," so sagt Wedel in der Einleit. zur Alchimie Kap. 1. §. 5, „solten billig etwas davon wissen, wenn sie anders nach einer völligen Gelehrsamkeit trachten. Sie ergezt und vergnügt."



Siebentes Hauptstük.

Die Betrügereien, welche mit der Alchimie vorgehen, sind kein Beweis gegen sie.

§. 172.

Eine der größten Unbilligkeiten, welche die Gegner der Alchimie begehen, ist, daß sie der ganzen Wissenschaft die Sünden einzelner Personen zur Last legen. Sie sagen, weil unter den Alchimisten viele Betrüger wären, so folge daraus, daß die Alchimie auf Betrug gegründet sei. Kaum ist es nötig, diesen Einwurf zu beantworten. Betrüger gehören schon, zufolge ihres Charakters, nicht in die Zunft ächter hermetischen Weisen; höchstens sind sie nur Afteralchimisten, für deren Handlungen die rechten Kunstgenossen selbst nicht zu haften nötig haben, vielweniger kann der Wissenschaft selbst solches zum Vorwurf gereichen. In jedem Kunstfache, in jeder Wissenschaft gibt es Betrüger, Charlatane und Unwissende, wer kann das ändern, und bleibt nicht darum doch die Kunst oder Wissenschaft selbst in ihrem Wehrte? Wie viele Kezer gibt es im theologischen, wie viele Rabulisten im juristischen, wie viele Quaksalber im medicinischen, wie viele Narren im philosophischen Fache! Sollen deswegen diese Wissenschaften ihre Würde verlieren? Ein wahrer Hermetiker wird die Betrüger, welche den geweihten Namen

der

der Alchimie misbrauchen, selbst verabscheuen, und weit entfernt, sich durch falsche Griffe ein Ansehen zu machen, vielmehr sein eigenes Geheimnis verborgen halten, weil er dazu gar gute Ursachen hat, und hingegen die Betrügereien der falschen Praler aufdecken, und dafür jeden warnen.

§. 173. Es gibt freilich manche Betrüger, welche auf Alchimisterei Anspruch machen wollen. Ich rede nicht von der gröbern Klasse derselben, welche unter den Namen von Schazgräbern, Beschwörern, laboranten, Rosenkreuzern u. s. w. umherreisen, magische und chimische Geheimnisse vorgeben, allerlei glänzende Minern und Präparate vorweisen, und die Einfältigen mit ihren Versprechungen ums Geld schnellen. Es ist hier die Rede von feinern Streichen, deren sich die Afteralchimisten zu bedienen pflegen, um dadurch sich das Ansehen ächter Alchimisten zu erwerben. Viele von solchen Betrugarten hat Geoffroi der ältere gesammlet, und in den Abhandlungen der parisischen Akademie der Wissensch. dargelegt, auch Lemery in seinem Cours de Chimie hat verschiedene beschrieben. Die Afteralchimisten bedienen sich oft falscher Werkzeuge bei ihren Probearbeiten. Sie haben doppelte Kapellen oder Schmelztiegel, in welchen sich schon Gold oder Silber befindet, welches erst bei der Schmelzung im Feuer sichtbar wird. Auf dem Boden des Tiegels streuen sie Gold- oder Silberkalk, machen alsdenn einen Teig von Schmelztiegelerde und Wachs oder leim, und kleben diesen über den Boden her, so daß man meinen solte, es wäre der rechte Boden des Tiegels. Sie sezen ihn ins Feuer, thun Quecksilber, Blei oder ein anderes Metall hinein, welches dann entweder verfliegt oder zur Schlacke wird, da mittlerweile der falsche Boden schmelzet, und das verstekte Gold oder Sil-

her zum Vorschein kommt. Wenn das darin geworfene Metall nicht verfliegt oder verzehrt wird, so vermengt es sich doch mit dem Golde oder Silber, dieses scheiden sie alsdenn heraus, so daß man glauben solte, es wäre ein Teil des schlechten Metalls würklich verädelt. Sie verbergen auch in ausgehöhlten Kohlen den Gold- und Silberstaub, oder tränken die Kohlen mit aufgelöstem Gold oder Silber, und werfen diese, als von ohngefähr, oder indem sie eine andre Absicht vorgeben, in den Tiegel, worin das Metall ist, welches sie zu verädeln versprechen. In hohlen Stäben und Rühreisen, womit sie in dem geschmolzenen Metall herumfahren, haben sie ebenfals schon Gold und Silber verborgen, und das ofne Ende nur mit Pech oder Wachs zugeschmiert, so daß der verstekte Staub des Goldes oder Silbers gleich heraus fällt, sobald das Eisen oder die Röhre heiß wird. Sie wissen auch dem Golde eine Silber- oder gar Bleifarbe zu geben, und thun solches statt eines wahren Silbers oder Bleies in den Tiegel, die Maske verschwindet, und reines Gold kommt hervor. Sie zeigen auch falsche Produkte ihrer Kunst, z. B. Münzen, welche auf einer Seite, und Nägel oder Messer, welche an der Spize vergoldet sind, oder an welchen das Gold festgelöthet ist, und sagen alsdann, dieser Teil wäre allein von der verädelnden Tinktur berührt worden, die Kraft derselben habe also nicht weiter dringen können. Sie verdichten auch das Quecksilber mit Blei, Kupfer und kupferartigen Stoffen, und geben dasselbige dann bei Unwissenden für eine Figirung desselben in Silber aus. Sie machen ferner durch bekannte Zusäze aus Arsenik oder Quecksilber aus dem Kupfer ein falsches Silber, oder mit Zink aus demselben ein falsches Gold, welches zwar eine schöne Farbe hat, aber in der Probe nicht besteht. In diesem lezten Fall sagen sie, das Gold wäre noch

nicht vollkommen, sondern erfordere noch andre Zusätze. Man findet im Cardan, Albert Brun und andern Schriftstellern Anweisungen, solches sophistisches Silber oder Gold zu machen. Die meisten Betrügereien, welche auch in der That die feinsten sind, geschehen vermittelst der Niederschlagung. In ihren auflösenden Feuchtigkeiten oder Scheidewassern ist schon Gold oder Silber zergangen, dieses fällt in Gestalt eines Pulvers oder Kalkes zu Boden, wenn sie ein anders Metall darin legen, oder das Gold und Silber legt sich an die Fläche des Metalls, und überzieht dasselbe; im Feuer wird alsdann das Gold oder Silber wieder reducirt, und folglich das Metall würklich vergoldet oder übersilbert. Sie schmelzen auch unter schlechten Metallen Gold oder Silber, oder sie verbergen Gold und Silber in Quecksilber, bringen solche hernach in Scheidewasser oder ins Feuer, so wird das Gold oder Silber herausgeschlagen und sichtbar. Die sogenannten Narrentinkturen werden auf solche Weise bereitet. Einen Begrif von dieser Art der Betrügerei kann man sich machen, wenn man ein Stük glattes Eisen oder Stahl in ein Wasser legt, worin blauer Vitriol zergangen ist, oder wenn man nur ein blankes naßgemachtes Eisen mit blauem Vitriol eine Zeitlang reibet. Es bekommt alsdann das Eisen alsbald eine Kupferfarbe, weil das im blauen Vitriol schon vorhandene Kupfer sich an die Stelle des von der Vitriolsäure aufgelöseten Eisens niedersenkt, und also eine Kupferrinde bildet. Vor diesem sahe man diese Veränderung als eine wahre Verwandlung des Eisens in Kupfer an, und bemühte sich, daraus die Möglichkeit der Metallverwandlung zu beweisen. Wer übrigens noch mancherlei feine und grobe Betrugsgeschichten lesen will, kann solche in Chimiphili Offenbarung der chimischen Weisheit finden.

§. 174. Alle die erzählten und ähnliche Betrügereien gehören eigentlich nicht zur Alchimie, sondern zur Taschenspielerkunst. Es folgt also daraus nicht, daß, wie die Gegner behaupten wollen, deswegen ein jedes alchimistisches Experiment einen Betrug zum Grunde habe, und die Alchimie selbst auf Betrug gebaut sei. Die Geschichte zeigt uns ja, daß Verädlungen der Metalle geschehen sein, wobei gar kein Betrug statt finden konnte, weil diejenigen, in deren Gegenwart die Verädlungen geschahen, alle Vorsicht gebraucht hatten, so wol in der Wahl der Stoffe, welche verädelt werden solten, als auch der Werkzeuge, worin und mit welchen sie geschahen. Oft waren die Zuschauer gelehrte und geschikte Personen, manchmal gar selbst Chimisten, welche sich gewis nicht betrügen ließen. Ich berufe mich desfals auf viele im dritten Hauptstük erzählte Begebenheiten. Gesezt aber, daß bei kleinen Versuchen, ohngeachtet aller angewandten Vorsicht, Betrügereien und Taschenspielerkünste von den Adepten wären gespielt worden, so fällt doch der Betrug ganz weg bei den Verädlungen der Metalle, welche im Großen geschahen, denn bei solchen hätte sich doch das Gold nicht in so großer Menge unterschieben lassen. Hierzu kommt noch die Geschichte solcher Adepten, welche ihr verädelndes Pulver oder ihre Tinktur andern hingaben, dem Verädlungsversuch selbst nicht beiwohnten, sondern ihn von andern anstellen ließen, ja gar zuweilen nicht einmal sagten, daß dasjenige, was sie einem andern mitteilten, der wahre Stein der Weisen wäre; sondern sich gleich entfernten. In solchen Fällen suchten sie ja weder Vorteil noch Ehre, folglich konnte mit ihren alchimistischen Experimenten gar nicht der mindeste Betrug gemutmaßet werden.



Achtes Hauptstük.

Wenn der Stein der Weisen keine Universalarznei ist, so folgt doch nicht, daß die Alchimie eine leere Wissenschaft sei.

§. 175.

Weil die Alchimisten versichern, daß der Stein der Weisen eine algemeine Arznei, ein Mittel zum langen leben, eine Hülfe gegen alle Krankheiten sei; so hat man auch hieraus einen Einwurf gegen die Alchimie gezogen. Die Gegner haben teils mit schlechten, teils mit sehr guten Gründen gezeigt, daß eine solche Universalarznei unmöglich sei; aber sie haben fälschlich daraus den Schlus gezogen, daß darum auch der Stein der Weisen, ja die ganze Alchimie, ein Hirngespinst sei. Sehr gerne gebe ichs zu, daß manche Alchimisten die lobsprüche übertrieben haben, welche sie dem Steine der Weisen sowol überhaupt, als besonders in Rüksicht seiner Gesundheitskräfte gaben. Sie nennen denselben einen Heiland der Natur, welcher alle körperliche Gebrechen verbessern, alle Krankheiten ohne Ausnahme überwinden, das leben gesund erhalten und verlängern, und das Alter verjüngen könne. Durch seine Kraft sollen die Patriarchen ihr lebensalter so hoch gebracht haben, ja er soll, wie eine Frucht vom Baume des lebens, unsterblich machen. Dieser Aberglaube stammt, allem

Vernu-

Vermuten nach, von den Sinesen her. Es ist bekannt, wie viel Mühe dieses Volk, welches das klügste von allen sein will, und folglich das thörichste ist, sich gegeben habe, ein Mittel zur Unsterblichkeit zu erfinden. Martini in seiner sinesischen Geschichte erzält unter andern, der alte Kaiser Hious in Sina habe einen Pallast von allerlei wolriechendem Holz, und in demselben einen kupfernen Thurm bauen lassen, auf welchen eine Schneckenstiege geführt hätte bis zur Spize, woselbst ein kupfernes Becken gestanden, um darin täglich den Morgenthau zu sammlen, worin man hätte Perlen zergehen lassen, weil man dem Kaiser versprochen hatte, daß er dadurch sein Leben lange und gesund erhalten würde. Auch Erasmus Franciscus hat eine hiehergehörige artige Geschichte: Der Kaiser Hiaou ließ sich von einem angeblichen Alchimisten ein Mittel geben, wodurch er glaubte, unsterblich zu werden. Sein Staatsminister, welcher sich vergeblich bemühet hatte, ihm zu zeigen, daß ein solches Mittel unmöglich sei, und der Chimist ihn nur betröge, trank in Gegenwart des Kaisers den Becher leer, in welchem die Panacee war. Dieser wurde zornig, und zog sein Schwerdt, um ihn zu tödten; der Minister aber sagte lachend: Wie kannst du mich ums Leben bringen, da ich ja, nach deiner Meinung, den Trank der Unsterblichkeit getrunken habe? Hiedurch wurde der Kaiser von seinem Irrtume geheilet. Die Kaiser von Sina sollen auch, nach Olearii Bericht, aus Bechern trinken, welche von alchimistischem Golde verfertigt sein, weil sie glauben, daß ihnen solches zur Gesundheit und zum langen Leben diene. Da die Sinesen zugleich eifrige Anhänger der Alchimie sind, so kann leicht jene Idee von einer Lebenspanacee, mit der Alchimie vermischt, von ihnen zu andern Nationen übergebracht worden sind, so daß sie ebenfals nunmehr glaubten, der Stein der Weisen sei

ein

ein Mittel zum langen Leben. Billig muß man lachen, wenn man die Mährchen von dem langen Leben einiger Alchimisten ließt. So soll Artephius über 1000 Jahr alt geworden sein, und durch die Tinktur suphoreton der egiptische König Xopholat sein Leben bis zu 300 Jahren gebracht haben, wie Trismosin schreibt, welcher auch selbst sein eigen Alter damit verjüngt hat. Roger Baco in seiner Epistola de secret. operibus artis erzält, daß ein Deutscher, welcher von den Saracenen gefangen worden, daselbst eine Arznei getrunken habe, durch deren Kraft er 500 Jahre alt geworden sei. Die Veranlassung dazu sei folgende gewesen: Ein großer König habe dem saracenischen Herren diese Arznei durch einen Abgesandten zum Geschenk zugeschikt, weil aber der Saracene dieselbe in Verdacht hatte, als ob sie Gift wäre, so habe er sie an dem gedachten Sclaven versuchen wollen, dem sie dann auch gut bekommen wäre. Eben dieser Schriftsteller erzält von einer grosbritannischen Dame, sie hätte zufälliger Weise bei einem Waldförster eine Salbe gefunden, womit er sich über den ganzen Leib, ausgenommen die Fußsolen, geschmiert hatte, dieser hätte 300 Jahre lang ohne Krankheiten gelebt, ausgenommen daß er mit Schmerzen der Füße wäre behaftet gewesen. Der berühmte Lullius soll auch, als er dem Tode nahe war, seine Gesundheit und Jugend wieder durch die Kraft des Steins der Weisen hergestellt haben. Der bekannte Flamell, welcher im 14ten Jahrhundert schon lebte, soll gar noch jezt am Leben sein, nach dem Mährchen, was man von ihm herumträgt, und welches der Verfasser der im Jahre 1780 zu Hildesheim herausgekommenen Sammlung der neuesten Adeptenbegebenheiten sehr treuherzig aus Paul Lucas Reise in klein Asia erzälet. Dergleichen Geschichten vom hohen Alter, welches die Adepten durch den Stein der Weisen, oder andre Arzneien erhalten haben sollen,

wird

wird wol kein vernünftiger Mensch in unsern Tagen glauben. Noch lächerlicher ist es, daß die ehmaligen Rosenkreuzer im Jahre 1459, wie Christian Rosencruzius schreibet, wenn sie in dem hermetischen Orden aufgenommen wurden, unter andern Artikeln auch diesen beschwören musten: daß sie nicht länger leben wolten, als Gott es haben wolle.

§. 176. Wenn es nun aber lächerlich und widersprechend ist, in dem Steine der Weisen ein Universalmittel gegen alle Krankheiten und zum langen Leben zu suchen; so kann doch dieses der alchimistischen Wissenschaft anderweitig nicht zum Nachteil gereichen. Denn obgleich einige sonst ehrliche Alchimisten enthusiastisch für ihren so geliebten Stein eingenommen waren, daß sie gar demselben übernatürliche Kräfte zutrauten, so gibt es doch auch hingegen andre, denen dieses selbst übertrieben und widersinnig vorkommt. Der berühmte Sebald Schwärzer sagt in einer Anmerkung zu den sächsischen Processen: „Sie schreiben dem Lapis unmögliche Dinge zu. Ich halte dafür, daß es nicht so weit „soll verstanden werden, als solte er Macht haben, der „Menschen Leben auf 100 und mehr Jahre zu verlängern, wie die hochtrabende unerfahrne Leute schreiben." Selbst Clauder, dieser große Lobredner des Steins der Weisen, gibt zu, daß er nicht alles heile, und noch weniger dadurch des Menschen Leben schlechterdings verlängert, die Jugend hergestellt, und das Alter abgehalten werde. Man sehe hievon dessen Abhandl. vom Universalsteine. Mehrere Stellen aus berühmten Alchimisten, welche an jenem Aberglauben keinen Teil nahmen, übergehe ich.

§. 177. Es ist indessen nicht unvernünftig zu glauben, daß der Stein der Weisen, welcher eine so durchdringende Kraft in Verädlung der Metalle zeigen soll,

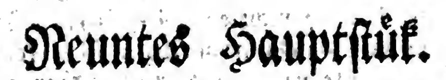
soll, auch im menschlichen Körper einen starken Einflus haben könne, selbst wenn er in kleiner Dosi gegeben wird. Es ist deswegen nicht notwendig, daß er ein Universalmittel gegen alle Krankheiten sei. Denn ein algemeines Mittel gegen alle Krankheiten enthält einen Widerspruch, das heißt, es ist unmöglich. Die Ursachen der Krankheiten, und die Krankheiten selbst sind zu verschieden, und oft gerade zu widersprechend, sie können folglich nicht auf einerlei Weise, und mit einem einzigen Mittel alle gehoben werden. So gibt es z. B. Krankheiten, welche eine Erschlaffung der festen Teile, andre, die eine Steifigkeit und vermehrte Spannung derselben zum Grunde haben, einige entstehen aus dem Ueberflus, andre aus dem Mangel der Säfte u. s. w. Hier sind also Widersprüche. Was schlaff macht, kann nicht zugleich spannen, was steif macht, kann nicht zugleich erschlaffen, was die Säfte vermindert, kann sie nicht zugleich vermehren, und was sie vermehrt, kann sie nicht zugleich vermindern. In solchen Fällen kann aber der Stein der W. als eine Arznei nüzlich sein, wo kein Widerspruch in seiner Kraft und in der Krankheit ist. Er kann auch dabei, in einer gar geringen Dosi, eine große Würkung äußern. Daß es ja überhaupt auch andre Arzneien gebe, welche in sehr kleinen Gaben starke Würkungen haben, ist bekannt genug. Die drastische Brech- und Purgirmittel, das Opium, der Campher, die destillirten Oele, Geister, flüchtige Salze, und andre Arzneien aus dem Gewächs- und Thierreiche, geben hievon Beweise; noch mehr aber die Arzneien aus dem Mineralreiche, z. B. die Bereitungen aus dem Quecksilber und Spiesglas und andre metallische Arzneien. Da nun der angebliche Stein der Weisen ein eigentliches Präparat aus dem Mineralreiche ist, warum solte man dann nicht auch von ihm starke Würkungen erwarten können, wodurch manche Krankheiten geheilet werden?

Die

Die mehresten Krankheiten, besonders die sogenannten Chronischen, haben, obgleich ihre Symptome sehr verschieden sind, doch einerlei und eben dieselbe Quelle, nämlich Schwäche der festen Teile, Verstopfung der Eingeweide, Zähigkeit und Schärfe der Säfte. Man sieht täglich, daß solche Quelle, und mit ihr das Gefolge aller von ihr entspringenden Krankheiten durch ein einfaches Mittel, nämlich durch den Gebrauch der Mineralwasser zerstört werden. Man hält deswegen diese Mineralwasser fast für Universalmittel, weil sie in so manchen Krankheiten Hülfe bringen. Wie, wenn nun der Stein der Weisen, da er ein wahres Mineral ist, ohngefähr auf eben die Weise würkte, wie die Mineralwasser, indem er die erschlaften Teile stärkte, die Verstopfungen lösete, die Zähigkeiten der Säfte verminderte, und die Schärfe ausführte? Er wird zwar nicht in solcher Menge eingenommen wie diese, aber dafür ist er auch concentrirter wie sie. Da man ferner auch Mittel hat, welche in unerheblich kleinen Gaben eine äußerst schädliche Würkung auf und in dem ganzen menschlichen Körper zeigen, z. B. die Gifte, besonders die arsenikalischen und merkurialischen; so kann man auch hieraus, mit dem berühmten Stahl, in dessen Abhandlung von der Universalmedicin, schließen, daß es auch gegenseits eben so würksame heilende Arzneien gebe, und der Stein der Weisen grade ein solch Mittel sein könne, welches in kleiner Menge dem Leben und der Gesundheit so zuträglich ist, als grade jene Gifte demselben schaden. Wenn man folglich gleich gestehen muß, daß der Weisen Stein keine algemeine Arznei, und noch weniger ein specifikes Mittel zur Verlängerung des Lebens sei; so ists doch eben nicht unvernünftig, demselben eine ausgebreitete Kraft zuzuschreiben, welche in sehr vielen Fällen für den menschlichen Körper wolthätig sein kann. Und gesezt, es hätte dessen Wür-

kung

kung keinen nüzlichen Einflus in die Gesundheit des Leibes; gesezt, es wäre alles nur ein süßer Traum, was die Alchimisten sich von dieser Art seiner Würkung versprechen; so folgt doch daraus nicht, daß er deswegen keine verädelnde Kraft in den Metallen haben könne, oder daß er selbst gar nicht einmal existire. Die Meinung, daß er eine algemeine Arznei sei, kann wegfallen, seine andere Kräfte und er selbst können darum doch würklich bleiben. Wenn einem Dinge zwo verschiedene Würkungen zugeschrieben werden, so kann die eine Würkung doch wahr sein, wenn auch die andre nicht wahr ist, und dem Dinge selbst kann deswegen seine Würklichkeit nicht genommen werden. Einige Alchimisten meinen sogar, daß die Arzneikraft mit der Verädlungskraft der Metalle nicht allemal in dem Steine der Weisen verpaart sei. So sagt z. B. Mundan in seiner Beantwortung des dickinsonschen Schreibens von der Goldkunst: „Viele Besizer des Elixirs für Metalle waren „nicht Meister des Elixirs zur Arznei, weil solches nicht „einerlei Dinge sind." Aus dem bisher gesagten sieht man also, daß jener Einwurf: weil der Stein der Weisen keine Universalarznei ist, so muß auch die Alchimie eine leere Wissenschaft sein, sehr unerheblich sei.



Neuntes Hauptstük.

Abfertigung einiger anderer Einwürfe der Gegner der Alchimie.

§. 178.

Die Gegner werfen auch gegen die Würklichkeit der Alchimie ein, daß, wenn man Metalle nachmachen oder gar verädeln zu können glaube, man eben das, ja gar mehr können müsse, was und als die Natur selbst kann. „Nur die Natur," sagen sie, „macht die Metalle, und hat auch zu ihrer Hervorbringung eine gewisse Zeit, ja oft lange Zeit nötig; der „Alchimist aber bildet sich ein, sie ebenfals machen, ja „in kurzer Zeit machen zu können, ja er will sie gar „ädler machen; folglich will er eben so mächtig, ja gar „mächtiger als die Natur sein, dieses aber sich einzubilden, sei unvernünftig." Was ich oben §. 156. am Ende schon gesagt habe, läßt sich auch hier zur Antwort anbringen. Nämlich, die Natur schaft die Metalle nicht im eigentlichsten Verstande, sondern sie bildet und sezet sie nur aus andern Stoffen zusammen. Der Künstler, welcher etwa diese Stoffe kennt und bei der Hand hat, und die Art der Zusammensezung weiß, wird ja ebenfals solches können, und er bedient sich dann ja eigentlich der Hülfsmittel der Natur selbst, und nicht seiner eigenen. Er würkt, wie die Alchimisten sagen, durch

durch die Natur in die Natur. Durch natürliche Mittel macht er die natürlichen Metalle ädler. Er selbst ist nicht Schöpfer, sogar wenn er die Metalle verbessert, welche die Natur unvollkommen ließ. Die Natur bleibt immer Meisterin, weil sie sogar die ersten Stoffe schuf, woraus die Metalle zusammengesezt werden, und durch welche man die Metalle verbessern kann. Riccardus Anglus sagt deswegen sehr wol: „Die Kunst ahmt der Natur nach, nicht daß sie etwas „neues bauen solte, sondern indem sie nur die Würkung „der Natur verfeinert. — Sie sucht und bringt den „feinen Stof hervor, der etwa in einer vermengten oder „verdorbenen Sache lag. — Die Kunst fängt da an, „etwas zur Vollkommenheit zu bringen, wo die Natur „einen Mangel gelassen hatte." Daß die Kunst solches vermöge, und manches in der Natur (aber freilich nur durch natürliche Mittel) vollkommener machen könne, dieses sehen wir an vielen Dingen. So sind z. B. alle rohe Metallerzte unvollkommen, und werden erst durch die Schmelzung und künstliche Reinigung eigentliche Metalle, das heißt, in ihrer Art vollkommen. So gar kann die Kunst manches hervorbringen, was die Natur alleine, ohne Beihülfe der Kunst, nie hervorbringt, und diese scheint also darin die Natur würklich zu übertreffen. Bringt z. B. die Natur alleine wol je einen Weingeist oder Brandwein hervor? Deswegen erhebt sich aber doch die Kunst nicht über die Natur, denn ohne natürliche Hülfsmittel würde der Künstler nie einen Brandwein machen können. Eigentlich lehrt auch die Alchimie nicht Metalle zu machen, und kein Alchimist wird sich damit abgeben wollen, wenn er auch die Stoffe kennt, welche die Natur dazu gebraucht; sondern der Alchimist nimmt die schon in ihrer Art von der Natur fertig gemachten Metalle, und sucht solche zu verbessern und zu erhöhen. Dieses ist leichter, als die Me-

talle aus Urstoffen zusammen zu sezen, gleich wie es überhaupt leichter ist, etwas fertiges zu verbessern, als etwas selbst fertig zu machen. Daß aber auch die Kunst manche Naturprodukte des Mineralreichs nachmachen, und eben so gut verfertigen könne, als die Natur sie verfertigt, dieses sehen wir am Cinnober, Schwefel, Vitriol, Salz, Salpeter und hundert andern Sachen, welche der Künstler aus eben den Stoffen zusammensezt, aus welchen sie die Natur gebildet hat. Er kann also in diesem Stücke eben das, was die Natur konnte. Obgleich auch die Natur oft lange Zeit zur Bildung solcher Körper gebrauchte, so kann doch der Künstler solches immer in kürzerer Zeit, und übertrift also abermals in so weit die Natur. Diese bringt auch selten reine und gediegene Metalle hervor, der Künstler kann aber solche leicht und in kurzer Zeit aus den Minern schmelzen und hervorbringen. Was nun aber noch die Vollkommenmachung der Metalle betrift, so kann man auch nicht sagen, daß der Künstler diese Vervollkommnung geschwinder bewürken könnte, als die Natur sie bewürkt. Denn die Natur macht zwar die Anstalten zur Zeugung und Vervollkommnung langsam und algemach, die Vervollkommnung oder Verfertigung selbst aber geschiehet schnell und im Augenblik. Die Metalle, welche der Alchimist verädelt, sind schon so weit fertig, daß ihnen nur der Punkt der lezten und äußersten Coagulation mangelte, welchen dann die Natur eben sowol hätte hinzuthun können, wenn sie den Stof damals dazu in der Erde gehabt hätte, der Künstler kann sich folglich nicht einbilden, daß er geschwinder in seiner Verädlung sei, als die Natur ist. Hieraus erhellet also, daß kein Künstler sich einbildet, Metalle machen, noch weniger, in kurzer Zeit machen zu können, auch daß er bei seiner Verädlung nicht durch sich selbst, sondern durch die Kräfte der Natur würke, und obgleich

er

er der Natur nachahmen, und manches Produkt der Natur verbessern, ja gar durch natürliche Mittel Produkte hervorbringen kann, welche die Natur alleine nie hervorbringt; dennoch deswegen nicht so stolz ist, daß er glaubte, mächtiger als die Natur zu sein. Folglich fällt der obige Einwurf der Gegner weg.

§. 179. Noch ein anderer schon alter Einwurf, welchen aber, so wenig wie den vorigen, Hr. Wiegleb nicht vorgebracht hat, weil Er dieselben vermutlich für zu unwichtig hielte, ist dieser: „Die Verädlung der „Metalle ist eine unerlaubte Sache, und ein Eingrif „in die Rechte des Herrn der Natur, dem es allein zu„kommt, etwas zu schaffen, und dessen Werke man nicht „meistern darf, weil er alles in seiner Art vollkommen „gemacht hat. Sein Blei, sein Zinn z. B. muß „Blei, Zinn u. s. w. bleiben, und darf nicht zu Gold „gemacht werden, weil solches seiner Bestimmung zuwi„der ist." Hierauf läßt sich kurz antworten: daß auf diese Weise und nach eben dem Rechte jede Künstelei mit natürlichen Dingen unerlaubt sein, und jedes Produkt der Natur im rohen Zustande bleiben müßte. Korn, Gemüse, Fleisch müßten wir so genießen, wie es aus der Hand der Natur kommt, manche zusammengesezte oder aus einfachen Heilmitteln künstlich bereitete Arzneien dürften wir nicht gebrauchen, und es wäre nicht erlaubt, Werkzeuge aus Holz, Stein, Metall u. s. w. zu verfertigen, also würden wir manches Bedürfnis zur Unterhaltung und Gemächlichkeit des Lebens nicht befriedigen, und nicht die Herrschaft über alle Geschöpfe ausüben können, zu welcher der göttliche Ausspruch den Adam und seine Nachkommen berechtigte. Ueberhaupt gereicht ja auch die Durchforschung und Verbesserung der Naturprodukte zur Verherrlichung des Schöpfers.

§. 180. Wichtiger ist der Einwurf gegen die Alchimie: „Daß sie eine Wissenschaft sei, welche die Menschen unglüklich machet, und da so mancher sich vergebens mit ihr beschäftigt, und der Weisen Stein mit „Verlust der Zeit, des Vermögens und der Gesundheit „suchet, und nicht findet, so müsse diese Wissenschaft „ganz aus der Reihe der menschlichen Känntnis verbannet werden; sie selbst aber ein Unding sein." Wahr ist es, daß die Alchimie manchen unglüklich mache. Wahr, daß der Geiz, diese Wurzel alles Uebels, die Begierde nach Reichtum, und die Lust nach einem künftigen gemächlichen Leben manchen zum Goldmachen verleite, welcher den Teil seines Lebens, seines Vermögens, seiner Gesundheit, welchen er damit hinschleuderte, nüzlicher hätte anwenden können. Wahr, daß mancher den Partikularprocessen zu viel traue, und zu leichtgläubig gegen die Versicherungen sophistischer Betrüger sei. Wahr, daß mancher, welcher einige alchimistische Schriften gelesen hat, nun glaube, mit allen erforderlichen Känntnissen ausgerüstet zu sein, dann wol gar mit Gebät und frommen Entschließungen das vermeinte große Werk anfange, Jahre lang fortarbeite, und am Ende einsehe, daß er sich selbst betrogen habe, und ärmer sei, als er vormals war. Wahr ist es endlich, daß man von allem diesem täglich traurige Beispiele sehe.

§. 181. Wahr ist es aber auch hingegen, daß die Alchimie selbst, als Wissenschaft oder Kunst betrachtet, nicht für die Unglüksfälle und Irrtümer einzelner Personen haften dürfe. Wer wird es der Schifkunst zur Last legen, daß so mancher Schifbruch leidet, oder der Arzneikunst, daß so mancher unter den Händen der Pfuscher stirbt? Man kann überhaupt sagen, daß alle diejenigen, welche durch das Goldmachen unglük-

glük-

glüklich geworden sind, daran selbst schuld waren, weil sie die Känntnisse nicht hatten, welche erforderlich sind, um hierin glüklich zu sein, und sich dennoch an die Arbeit wagten. Wenn 1000 vergeblich und mit Schaden die Alchimie treiben, so können doch vielleicht 10 es mit Glük und Vorteil thun, und dann ist schon die Ehre der Existenz dieser Kunst gerettet. Von unglüklichen Alchimisten hört man zwar vieles, wenig oder nichts aber von solchen, welche das Glük hatten, daß der Ausgang des Werks ihrer Erwartung entsprach; denn die lezteren hatten ihre gute Ursachen, bei ihrem Glücke nicht laut zu sein, sondern es vielmehr im Stillen zu genießen. Daß die Alchimie an jenen Unglüksfällen einzelner Personen, und überhaupt an keinem Uebel schuld sei, welches aus ihr entstehen kann, lässet sich auch daher beweisen, weil die ächten hermetischen Schriftsteller selbst warnen, sich mit der Alchimie nicht abzugeben, weil es so schwer sei, darin vollkommen zu sein, und doch ohne vollkommene Känntnis nichts ausgerichtet werden könne. Man lese ihre Schriften, so wird man finden, daß es ihnen eben nicht darum zu thun sei, Proselyten zu machen, und jeden zur Arbeit anzufrischen. Sie schrecken vielmehr ab. Sie sagen, daß der Stein der Weisen ohne Wunderwerk, ohne göttliche Erleuchtung, ohne Handführung eines erfahrnen Meisters nicht könne gefunden werden — daß das menschliche Leben nicht hinreiche, ihn zu suchen — daß selbst derjenige, welcher den rechten Stof zum Steine der Weisen kenne, doch noch in der Bearbeitung desselben so viele Genauigkeit zu beobachten, und so viele Schwürigkeiten zu überwinden habe, daß er fast nie zum Ziel kommen werde; der geringste Fehler in der Arbeit, in dem Maaße und Gewicht, in den Graden des Feuers, in der Zeit u. s. w. verderbe schon die ganze Sache. Ein einziger versäumter Handgrif verdirbt

schon alles, sagt Clauder. Pontan versichert, ob er gleich den wahren Stof gekannt hätte, so habe er doch 200 mal geirrt, ehe er zu Stande gekommen wäre, und zwar blos, weil er die Anordnung des Feuers nicht gewust habe. Der sich so nennende von Sabor hatte den Stein ausgearbeitet, aber verschiedenes vergessen, welches er nachher mit Schaden lernte. Hoghelande, welcher ein ganzes Buch von den Schwürigkeiten und Beschwerden der Alchimie geschrieben hat, behauptet: nicht einer aus zehn tausenden, welche die hermetische Kunst trieben, erreichte das Ende seiner Wünsche. Dorneus treibts noch höher in der Vorrede zur Congerie paracelſ. chimiae de Transm. metall. und sagt: Kaum aus hundert tausend habe einer diese Kunst erlangt. Basil. Valentinus, im Buche vom großen Stein der Weisen sagt gleich im Anfang: „Ihr solt „wissen, daß ihrer wenige zur Erreichung dieser Herr„schaft kommen, obgleich ihrer noch so viele an unserm „Stein aufbauen." Mirandulanus Libr. III. Cap. VI. erinnert: Es müsse keiner über Vermögen sich mit alchimistischen Experimenten abgeben, noch gewissere Studia darum versäumen, noch sich große Reichtümer versprechen. Aus Helvetius und hundert andern könnte ich ähnliche Stellen anführen, worin die Alchimie eher ab- als angerathen wird.

§. 182. Auch ich, obgleich ich die Möglichkeit der Alchimie zu verteidigen mich bemühet habe, rathe jeden von ganzem Herzen ab, sich weder mit Partikulararbeiten, noch vielweniger mit Aufsuchung des Steins der Weisen zu beschäftigen, wenn er auch meinet darzu den dringendsten Beruf zu haben. Denn, wie Wedel in der Einl. zur Alch. sagt: „mancher meint, er habe die „Sache ergründet, und wisse sie gar wol, muß doch „erfahren, daß er betrogen sei." Aus den Schriften der

Alchi-

Alchimisten wird er schwerlich ganz klug werden, wenn er nicht vorher schon klug ist. Er saugt vielmehr, wie Dickinson in seinem Schreiben von der Goldkunst spricht, fast überall aus den Schriftstellern Irrtümer ein, wenn er nicht von Kennern wol gewarnt und unterrichtet ist. Selbst die besten Schriftsteller sind dunkel. Man sehe den Lullius, Ripläus, Philaletha und alle übrigen, so wird man dieses gewahr werden. Die wenigen Alchimisten, welche in ihren Schriften rühmen, ihre Wissenschaft durchs lesen erhalten zu haben, z. B. Basilius Valentinus und noch einige, wiegen an der Zahl lange diejenigen nicht auf, welche durch das lesen in schädliche Irrtümer gerathen sind. Wenn man auch glaubt, daß dieser oder jener Schriftsteller hell wäre, so wird man doch irren. Claveus in seiner Apologie sagt unter andern: „Obgleich diese „Kunst offenbar beschrieben worden, so ist doch nicht zu „fürchten, daß man dazu gelangen könne, nur der „allergeübteste, und in den Grundsäzen der Kunst erfahrenste, hat dis Glük zu erwarten.“ Hiemit stimmt Fanianus in der Vorrede zum Buch de arte metallica überein, wo er spricht: Es könne keiner etwas ausrichten, der nicht in den grösten Künsten und Wissenschaften erfahren und unterrichtet wäre, denn es gehörten mancherlei Känntnisse dazu u. s. w. Wer nun vollends glaubt, durch eigenes Nachdenken und Erfahren den Weg zu finden, der ist vollends verloren. Zwar hat es, nach Ferrarii Aussage, in dessen chimischen Abhandlungen am Ende des 4ten Kapitels, einige wenige Weisen gegeben, welche durch ihre natürliche Geschiklichkeit und Erfindungskraft diese Wissenschaft erforscht haben; aber es sagt auch der mehrmals angeführte Dickinson, daß nicht der tausendste unter den wahren Adepten gewesen sei, welcher die Sache aus eigener Erfahrung, Fleiß, Nachdenken und Uebung

 gefun-

gefunden hätte. Mundan, in seiner Beantwortung des dickinsonschen Schreibens, behauptet ebenfals, Fleiß, Geschiklichkeit und Scharfsinn können nimmermehr durch bloße Leitung der Natur, durch alle Irrgänge zurechte führen, auch nicht Anleitung durch Bücher. Merkwürdig zu lesen ist auch, was Bernhardus Trevisanus in seinem Buche de opere chimico, von allen Schwürigkeiten, Kosten und Arbeiten sagt, welche er angewandt habe, um die Schriftsteller zu verstehen, und das Ziel zu erreichen. Die Experimente aus den Schriften des Rasis kosteten ihm 4 Jahre Arbeit und 800 Kronen, die geberschen Bücher brachten ihn um mehr als 2000 Kronen, des Archelai Schriften nahmen drei Jahre lang weg, des Rupescissä und Sacrobosci Experimente halfen ihm wieder um 300 Kronen. Zwölf oder funfzehn Jahre und unzälbares Geld gingen hin ohne Frucht in allerlei andern Versuchen. Acht und dreißig Jahre war er erst alt, als schon 6000 Kronen vergeblich verthan waren. Nachher arbeitete er noch oft fruchtlos in allerlei Stoffen. Das lächerlichste ist seine Arbeit mit 2000 Eiern, welche er auf einmal gekauft hatte, um daraus den Stof zum Steine der Weisen zu ziehen. Er wandte in der Folge noch mehr Geld an, bis über 10000 Kronen verschwendet waren. Er muste Güter verkaufen, und Gelder leihen, und kam erst im grauen Alter zur Erkänntnis der rechten Materie, und zum Besiz des Steins der Weisen. Dionis. Zacharius, der Verfasser eines artigen alchimistischen Werkchens, aus dem 16ten Jahrhunderte, hatte fast eben dieses Schiksal, daß er nach vielen angewandten Kosten, und nach langer vergeblicher Arbeit erst das Ziel erreichte; er erzält seine Geschichte, wie er sagt, blos um andere durch sein Beispiel zu warnen. Solche Exempel müssen billig jeden abschrecken, noch mehr aber das be-

trübte

trübte Ende mancher, welche würklich große Känntnisse in der Alchimie hatten, ja gar den Stein der Weisen besaßen, ihn aber verloren und nicht wieder finden konnten. Das Schiksal des Penotus ist unter andern bekannt. Er wurde zu seiner Zeit für ein großes hermetisches Licht gehalten, hatte viele Erfahrung, und ward deswegen von manchen als ein Orakel um Rath gefragt. Dennoch wurden alle seine Güter, ja gar seine Gesundheit, Opfer der Alchimie. Er starb zwar alt, aber in der äußersten Armuth, in einem Hospital, und endigte sein Leben unter dem Ausspruch: „Wenn jemand einen Feind hat, an den er sich aufs „schärfste rächen will; so suche er nur einen solchen zur „Alchimie zu bewegen, weil ihm kein größer Uebel und „kein gewisserer Weg zum Verderben kann angewünscht werden." Würklich ist auch kein Studium irgend einer Wissenschaft so schmäuchelnd, so anklebend, so reizend, wie das Studium der Alchimie; aber auch keines so verführend und verderbend, wie dieses, wenn man einmal ihre Lokstimme mit Vergnügen gehört, und ihren Köder gekostet hat. Nicht zu gedenken der mancherlei Gefahr, welcher man wegen des Feuers, der Dünste, der Gifte und anderer gewaltsamen Würkungen der chimischen Stoffe, für Leben und Gesundheit ausgesezt ist. Es verdient auch die einmütige Aussage der Alchimisten allerdings einige Rüksicht, und von der täglichen Erfarung wird es bestätigt, daß bei den alchimistischen Arbeiten ein besonderes Schiksal vorwalte. Bald zerspringen die Gläser, bald verderben andre Werkzeuge, bald kommen Krankheiten, bald andre Hindernisse vor, welche die Arbeit in der Mitte, oder gar am Ende aufhalten, und alle angewandte Mühe fruchtlos machen. Und alles dieses kommt oft unvermuthet, selbst bei der genauesten Vorsicht. Mancher hat auch die Kunst würklich besessen,

besessen, und wieder verloren. Mirandulanus führt im 3ten Buche Kap. 6. einen auf, welcher schon 15 mal Gold und Silber gemacht hatte, und es doch hernach nicht wieder machen konnte, imgleichen einen andern, welcher zum ersten mal mit großem Vorteil aus Silber Gold verfertigte, zum zweitenmal weniger Vorteil, zum dritten mal noch weniger, und zulezt gar Schaden bei seiner Arbeit hatte. Man lese hievon ausführlichere Beispiele in den Schriften Kunkels, besonders aber den vierten Abschnitt in der clauderschen Abhandlung vom Universalsteine. Da es übrigens auch noch nicht ausgemacht ist: Ob ein Adept wahrhaftig glüklich sei? sondern vielmehr sich behaupten läßt, daß der Besiz des Steins der Weisen eines der grösten Unglücke für die Ruhe des lebens sei; so ist auch aus diesem Grunde keinem anzurathen, ihn zu suchen. Will man mehr hievon lesen, so verweise ich auf Hoghelands Buch de Difficultatibus alchimiae, besonders auf den vierten und lezten Teil desselben.

§. 183. Vielleicht wundert man sich, daß ich hier die Schwürigkeiten der Alchimie geschildert habe, die ich doch hätte übergehen können. Man bedenke aber, daß ich nur hier die Möglichkeit und Würklichkeit dieser Wissenschaft verteidige; nicht aber sie lehre oder anpreise. Die Schwürigkeiten, zu ihr zu gelangen, mögen so groß sein als sie wollen; so bleibt die Wissenschaft selbst doch in ihrem Wehrte. Ja, der Wehrt wird gar durch die Schwürigkeiten grösser, welche sie von allen Seiten umgeben, und nur den Zutritt der Ungeweihten und Nichtkenner abhalten. Nur allein derjenige, welcher Fähigkeit, Zeit, Vermögen und Gelegenheit dazu hat, wage sich, ferne von allem Geize und niedrigen Absichten, ihrem Heiligtume nähern. Er findet

viel.

vielleicht, was er suchet, und findet er auch nicht, was er sucht, so wird er doch andre Entdeckungen machen. Er wird seine Känntnisse vermehren, er wird neue verborgene Winkel der Natur sehen, er wird die Größe des Werkmeisters der Natur bewundern, und überhaupt wird seine Arbeit, wenn er sie vernünftig und nach der Anleitung eines wahren hermetischen Weisen einrichtet, nicht vergeblich sein.

Zehntes

Zehntes Hauptstük.

Kurze Beantwortung desjenigen, was Hr. Wiegleb in seinen Zusäzen zu den Anfangsgründen der Chimie des Hrn. Erxlebens gegen die Alchimie gesagt hat.

§. 184.

Der berühmte göttingsche Lehrer Hr. Erxleben hat in seinen Anfangsgründen der Chemie, an verschiedenen Stellen gezeigt, daß Er die Verädlung der Metalle für eine mögliche Sache halte. Schon im 6ten §. sagt derselbe ausdrüklich: Man könne die Verwandlung (Verädlung) der Metalle an sich selbst nicht unmöglich nennen, und man habe würklich chimische Versuche, bei denen etwas von einem vorher nicht vorhanden gewesenen Metalle zum Vorscheine käme, an deren Richtigkeit sich nicht zweifeln lasse, auch wäre es hart, alle die Erzälungen, die man von Verwandlung eines andern Metalls in Gold hat, grade zu für Mährchen zu erklären. Herr Wiegleb, welcher alle Gelegenheit hervorsucht, der Alchimie Abbruch zu thun, begleitet, in seiner Ausgabe dieser Erxlebenschen Anfangsgründe der Chemie, diese Stelle mit seiner Anmerkung und sagt:

„Es gibt allerdings Gründe, nach welchen man die lang „geglaubte Verwandlung der Metalle an sich selbst für „unmög-

„unmöglich erklären kann. Mir ist auch kein einziger „Versuch bekannt, wobei etwas von einem vorher nicht „vorhandenen Metalle zum Vorschein gebracht werden „könne, deren Richtigkeit nicht allein sich bezweifelen „ließe, sondern vielmehr deren Richtigkeit noch niemals „bewiesen worden ist. Daher ist es auch keinesweges „zu hart, alle Erzälungen von der Verwandlung der „Metalle in Gold, nach dem wahren Sinn der Ge„schichte, grade für Mährchen zu erklären. Es sind „zwar ein Beuther, Schwärzer, Böttcher und 100 „andre Personen mehr gewesen, die da vorgegeben ha„ben, daß sie Gold machen könnten, die auch das „Gold, welches in mancher Kunstkammer vorgezeigt „wird, ihren Prinzipalen geliefert haben mögen. Aber „wo ist denn der Beweis, daß die allzeit kleine Porti„on geliefertes Gold würklich durch eine wahrhafte „Verwandlung hervorgebracht worden, und kein unter„geschobenes Gold gewesen ist?" Er beruft sich hiebei auf seine Gegengründe, welche er in der historisch kritischen Untersuchung der Alchimie vorgebracht hat.

§. 185. Um diese Anmerkung des Hrn. Wieglebs zu beantworten, will ich alles nur kurz fassen und sagen: Daß wenn es Gründe gibt, nach welchen man die Verädlung der Metalle für unmöglich erklären kann, es dagegen ungleich mehrere und stärkere Gründe gebe, um diese Verädlung für möglich zu erklären. Wären auch die philosophischen und physischen Gründe, dafür und dawider, nur gleich; so bestätigen doch die historischen Fakta die Möglichkeit, und diesen lezten Vorteil haben die Verteidiger der Goldmacherkunst als ein Uebergewicht immer auf ihrer Seite. Hr. Wiegleb bemüht sich zwar, diese historischen Fakta nach dem eigentlichsten Verstande zu leugnen, begeht aber einen Zirkel im Schließen, wenn er die Goldmachergeschich-

ten

ten darum für Mährchens erklärt, weil ja das Goldmachen in sich selbst unmöglich sei, das Goldmachen sei aber darum unmöglich, weil keine historische Beweise davon vorhanden sein. Obgleich auch Ihm kein einziger Versuch bekannt ist, wodurch etwas von einem vorher nicht vorhanden gewesenen Metalle zum Vorschein gebracht werden könne; so kann Er doch nicht von seiner Nichtkänntnis auf die Unmöglichkeit selbst den Schlus machen. Er scheint zwar zuzugeben, daß ein Metall zum Vorschein gebracht werden könne, behauptet aber, es müsse solches schon vorher vorhanden gewesen sein. Wenn folglich aus einem schlechten Metalle Silber oder Gold hervorgebracht wird, so ist nach seiner Meinung, dieses Silber und Gold schon im Metalle würklich dagewesen. Dieses vorherige Dasein des ädlen Metalls im unädlen, läßt sich auf zwofache Art gedenken: Entweder das ädle Metall ist schon, seinem ganzem Wesen nach und vollkommen verbunden, vorhanden; oder es sind nur die Urstoffe des ädlen Metalls, oder die kleinen Bestandteile desselben da, aber so sehr zerstreut, daß sie nicht auf die gewöhnliche Weise herausgebracht werden können, und dabei noch eine gewisse Verbindung mit einander erfordern. Wenn Hr. W. die erste Art des vorherigen Daseins des ädlen Metalls im unädlen bei den alchimistischen Versuchen meinet; so müßte aus einem unädlen Metalle, in welchem sich bei der gewöhnlichen Scheideprobe nicht die mindeste Spur eines ädlen Metalls entdecken läßt, auch durch den alchimistischen Weg sich nichts ädles entdecken lassen. Es müßte auch mit einem und demselbigen unädlen Metalle, wenn daraus einmal der etwa vorhanden gewesene ädle Teil abgeschieden worden, nichts ädles bei fernern Versuchen hervorkommen. Nun zeigen aber die alchimistischen Geschichten und Versuche, daß aus unädlen Metallen, von denen man gewis wüste,

ste, daß darin nichts ädles vorhanden war, dennoch etwas ädles hervorkam; imgleichen, daß eben und dasselbe unädle Metall zu mehrern Proben brauchbar ist, und jedesmal wieder neues ädles Metall liefert, so oft es auf alchimistische Weise behandelt wird, ja es kam gar oft fast eben so vieles ädles Metall am Gewicht aus dem schlechten Metall hervor, als dieses am Gewicht hatte. Beispiele hievon sind oben im dritten und fünften Hauptstücke zu finden. Es läßt sich also das vorherige Dasein des ädlen Metalls, in einem durch alchimistische Kunst verädelten schlechten Metalle, in diesem Sinne nicht, als schlechterdings nötig, behaupten. Will aber Hr. Wiegleb die andere Art des vorherigen Daseins des ädlen Metalls im unädlen annehmen, nämlich daß die Urstoffe und kleinere Bestandteile des ädlen Metalls im unädlen vorhanden wären, denen blos die Richtung fehle, um als wahres Gold oder Silber zum Vorschein zu kommen; so ist ja solches hervorbringen und richten der zerstreuten ädlen Urstoffe ein Teil der alchimistischen Wissenschaft; weil diese nichts anders lehret, als den Urstoffen, welche in allen Metallen einerlei sind, diejenige Verbindung und Richtung zu geben, welche zu einem vollkommenen Metalle erforderlich sind. Und in diesem Sinne gibt man zu, daß ein ädles Metall schon im unädlen Metalle vorhanden sei, nämlich nach seinen Bestandteilen, aber nicht nach seiner Verbindung. „Ob indessen die Richtigkeit der alchimistischen Geschichten von Hr Wiegleb bezweifelt werde oder nicht;" darauf kommt es gar nicht an; denn Zweifel kann man allenfals in jeder andern Sache haben, wenn man zweifeln will. „Ob „aber die Richtigkeit mancher Adeptengeschichten und „alchimistischen Versuche niemals bewiesen sei, und „deswegen alle Erzälungen hievon für Mährchens er„klärt werden müssen, und sich desfals Hr. W. auf

„seine Gegengründe, welche Er in der historisch kriti„schen Untersuchung der Alchimie vorgebracht hat, „länger berufen könne," mag jeder unpartheiischer beurteilen, welcher meine Beantwortung gelesen hat, auf welche ich mich ebenfals berufe. Wenn auch Hr. W. hler sagt: „Es hätten die Alchimisten allezeit nur klei„ne Portionen Gold geliefert;" so ist solches gegen die Geschichte. Denn Lullius, Schwärzer, Sehfeld, Stahl und viele andre Adepten lieferten solche Portionen Goldes und Silbers, welche zu groß waren, als daß sie hätten unterschoben sein können, und wenn auch die Portion des ädlen Metalls, welches die Adepten lieferten, noch so klein gewesen wäre, so ist doch die kleine Portion immer ein großer Beweis der Möglichkeit der Metallverädlungskunst. Der Beweis, daß das von den Adepten gelieferte Gold nicht unterschoben gewesen sei, liegt übrigens in vielen Adeptengeschichten selbst. Denn viele Adepten nahmen unter der strengsten Aufsicht ihre Arbeiten vor, und glaubhafte Zeugen und Kenner waren dabei gegenwärtig, sie gaben sogar zuweilen nur ihre Stoffe zur Verädlung der schlechten Metalle ab, und waren selbst nicht einmal bei der Verädlung selbst gegenwärtig. Beispiele hievon kann man im obigen dritten Hauptstücke finden.

§. 186. Hr. Erxleben sagt §. 815: Er könne nicht einsehen, daß überhaupt gar keine Verwandlung eines Metalls in ein anders möglich wäre. Diese Sache, die überhaupt auch schon durch Erfahrungen hinlänglich bestätigt sein möchte, scheine nur darauf anzukommen, daß man Aenderungen, entweder in den Bestandteilen der Metalle selbst, oder in ihrer Verbindung unter einander hervorbringen, welches doch ohne Zweifel wol eben so möglich sei, als eine Menge von andern chimischen

Verän-

Veränderungen in der Mischung der Körper von uns bewürkt werden könne. Eben so wol wäre eine Zeitigung eines noch unvollständigen Metalls, oder gar die Hervorbringung eines neuen aus ganz unmetallischen Materien möglich. Hiebei macht Hr. Wiegleb folgende Anmerkung:

„Für alle mögliche Einwendungen und Ausflüchte, die zur Verteidigung der Alchimie vorgebracht werden können, bin ich ganz unerschrocken, und durch unwiderlegliche Gründe so gewis von der Unmöglichkeit der eingebildeten metallischen Verwandlungskunst überzeugt, als der V. von der Unmöglichkeit einer Universalmedicin gewesen ist. Ich will daher bei dieser Gelegenheit über die im vorstehenden §. angeführten Gründe, auch noch diejenigen Einwürfe beifügen und beantworten, welche derselbe in seiner physikalischen Bibliotek bei Recension meiner Untersuchung der Alchimie vorgebracht hat. Diese lauten daselbst also: 1) Es mögten immerhin die Erzälungen Mährchen sein; so wäre doch dadurch die absolute Unmöglichkeit der Metallverwandlungskunst noch nicht erwiesen. 2) Wenn die Metalle aus einfachen Bestandteilen bestünden, wie ich eingeräumt hätte, so wäre mithin eine Zusammensezung und Verbindung dieser Bestandteile, und folglich eine künstliche Hervorbringung der Metalle, an sich betrachtet, möglich. 3) Die Hervorbringung der Metalle mögte immerhin schwer sein, und am allerschwersten, wenn von edlen Metallen die Rede wäre, die wir noch nicht zu zerlegen wüsten; so sei doch etwas noch so schweres an sich nicht unmöglich zu nennen. Denn bei wie manchem chemischen Körper hätte es den Alten sehr schwer fallen oder gar unmöglich scheinen müssen, ihn hervorzubringen, den wir doch jezt hervorbringen können, seitdem wir ihn seinen Bestandteilen nach ken-

nen gelernt hätten. Auf den ersten Einwurf antworte ich: Die Alchimie muß, wie jede andre vorgebliche Kunst, entweder durch sichere Geschichten, oder durch praktische Beweise ihre Bestätigung erhalten. Da nun leztere von den Alchimisten nicht vorgebracht werden können, und sie sich deshalb so äußerst angelegentlich einzig und allein auf die Erzälungen anderer berufen; so kommt allerdings alles auf die Sicherheit der Geschichten in allen Punkten an: werden diese nun falsch gefunden, wie ich es bewiesen, so läßt sich daraus allerdings auf die Nichtigkeit der vorgeblichen Kunst sicher genug schließen. Es hat daher der Verf. daselbst ferner eingeräumt, daß die Hauptsache immer auf den Beweis der physischen Unmöglichkeit der Metallverwandlung ankomme, und deswegen im zweiten Einwurfe die natürlichen Umstände angeführt, nach welchen eine Verwandlung möglich sein könne, worauf ich demnach erwidere: daß darin falsch und wider die algemeine Erfahrung geschlossen sei. Denn Metalle sind zwar natürliche Produkte, und müssen, nach den an ihnen erkannten Eigenschaften, aus einfachern Bestandteilen bestehen; darnach aber kann man nicht anders richtig fortschließen, als: daß folglich eine Zusammensezung und Verbindung dieser Teile, mithin eine fernere Hervorbringung der Metalle, an sich betrachtet, der Natur möglich sei; welche Möglichkeit ich auch allenfals zugeben will, ob sie schon noch nicht außer allen Zweifel gesezt worden ist. Wenn man aber den Schlus von der natürlichen Zusammensezung und Erzeugung auf die künstliche Hervorbringung ausdehnet, so irret man offenbar. Granit- und Porphirfelsen bestehen aus verschiedenen Bestandteilen, es ist also ihre Zusammensezung möglich und würklich. — Aber nun! folglich auch eine künstliche Zusammensezung desselben? — Nach dem vorerwehnten Einwurf nimmt der Verf. an, daß die uranfänglichen

chen Bestandteile in allen Metallen einerlei wären, und nur in jedem Metall nach einem andern Verhältnis oder Verbindungsart sich befänden, und schließt ferner: Wenn z. B. die Bestandteile des Bleies in eben die Beschaffenheit und Verbindung gesezt würden, wie sich die Bestandteile im Golde befänden, so müste daraus Gold werden. Gründet sich aber diese Bedingung nicht darauf, daß man die Bestandteile des Bleies und Goldes genau erkennen, scheiden, und nach dem absolut bestimmten Verhältnis wieder müsse zusammensezen können? Eine Bedingung, die noch kein Sterblicher ausführen können. Ich berufe mich demnach bei diesem Punkte auf die Erfahrung, daß es in der Natur eine Klasse von Körpern gibt, welche, ob sie gleich von der Natur würklich aus verschiedenen Teilen zusammengesezt worden sind, dennoch nicht nachgemacht werden können, an denen wir eine feste und innige Verbindung ihrer Bestandteile wahrnehmen, die wir eben deswegen nicht chimisch zerlegen, also auch nicht einmal ihre wahren Bestandteile können erkennen lernen, und folglich aus eben dem Grunde uns eine künstliche Zusammensezung aus Teilen, die noch kein Mensch kennet, nach vernünftigen Grunden nicht einfallen lassen dürfen. — Und unter diese Klasse gehören die Metalle, worunter das Gold noch dazu das allervollkommenste ist. Diese aus der Natur und täglichen Erfahrung genommenen Gegengründe bestimmen mich sattsam, die künstliche Zusammensezung oder Hervorbringung der Metalle überhaupt, wie des Silbers und Goldes insonderheit, für absolut unmöglich zu erklären. Auf den dritten Einwurf räume ich zwar zur Antwort ein, daß etwas an sich sehr schweres noch nicht, der bloßen Schwürigkeit wegen, für unmöglich gehalten werden könne, es kann aber auch solches, wenn man keinen gewagten Schlus a posse ad esse sich erlauben will, weder die Möglich-

 keit

keit, und noch weniger die Würklichkeit einer solchen Sache beweisen. Wenn in schwürigen Fällen die Möglichkeit einer Sache statt finden soll; so muß dazu schon ein zureichender Grund, oder eine sichere Erfahrung, oder eine gewisse Bedingung vorhanden sein, worauf die Möglichkeit beruhen muß. Alles dieses aber fehlt zum Beweise der Möglichkeit von der Metallverwandlungskunst. Wir mögen also immerhin hunderterlei Dinge in unsern Tagen möglich machen können, die den Vorfahren unmöglich waren, so dürfen wir daraus doch die Möglichkeit der Metallverwandlung nicht herleiten. Wären wir blos bei dem Grade der Erkänntnis stehen geblieben, den die Vorfahren besessen haben, so wären uns auch alle diejenigen Dinge bis auf den heutigen Tag noch unmöglich, welche sie für unmöglich gehalten haben würden. Also ist, wenn eine gewisse Sache möglich gemacht werden soll, ein gewisser Grad der Erkänntnis von eben derselben Sache notwendig. Eben deswegen nun, weil die Alten von manchem chimischem Produkte seine innere Beschaffenheit, Bestandteile und Verbindungsart noch nicht erkannten, die wir aber in der Folge erkennen gelernt haben, so ist uns dessen Hervorbringung nicht nur möglich, sondern auch wol gar leicht, die ihnen sehr schwer, oder gar unmöglich schien. Es beruht also die ausgeführte Möglichkeit einer Sache auf einem verhältnismäßigen Grade der Erkänntnis eben derselbigen Sache, als der einzigen nothwendigen Bedingung. Wenn nun dennoch bei der vom Verf. selbst eingestandenen Schwürigkeit der Metallverwandlungskunst noch eine Hofnung zur Möglichkeit statt finden solte, so könnte solches unter keiner andern Bedingung zugegeben werden, als wenn wir erst den erforderlichen höhern Grad der Erkänntnis von dem innern Wesen, den Bestandteilen, deren Scheidung und neuen willkührlichen Verbindungsart aller Metalle, und besonders

der

des Silbers und Goldes würden erlanget haben. Da nun noch niemand von den Vorfahren diese genaue Känntnis besessen hat, und wir auch zu unserer Zeit noch genötigt sind, unsere Unwissenheit zu bekennen, so mangelt uns also der nötige zureichende Grund zu glauben, daß die Alten diese Sache bereits möglich gemacht haben, und uns einzubilden, daß wir es möglich machen würden. Höchstens müste dem nach die Möglichkeit der Goldmacherkunst noch so weit ausgesezt bleiben, bis wir von allen Körpern derjenigen Klasse, worunter das Gold der vollkommenste ist, und vom Golde insbesondere, eine vollkommnere Erkänntnis von ihrer ganzen physischen Zusammensezung erlanget haben werden, wegen deren Ermangelung ich bis jezo, aus vorerwehnten Gründen, dessen künstliche Zusammensezung für ganz unmöglich halte. Und wie! wenn nun der höchste Grad der menschlichen Erkänntnis dennoch alle diese Körper nie durchdringen würde? so bliebe das alchimistische Phantom absolut auch ewig ein Schattenbild." W.

§. 187. Die Antwort des Hrn. Wieglebs auf den ersten Einwurf des Hrn. Erxlebens enthält also in der Kürze dieses: „Daß die Wahrheit der Alchimie entweder durch Geschichte oder praktische Beweise bestätigt sein müsse, beides aber sei den Alchimisten vorzubringen nicht möglich, alles, was sie davon sagen, sei falsch und erdichtet." Das erste gebe ich zu, nämlich daß, um die Alchimie für wahr zu halten, Geschichte und praktische Beweise erforderlich sein. Ohne zu gedenken, daß in den Geschichten schon der praktische Beweis liege, und beides im Grunde einerlei sei, weil eine jede alchimistische Geschichte, wenn sie wahr ist, nicht anders, als durch einen praktischen Beweis wahr sein konnte; will ich mit Hrn. W., unter den praktischen Be-

Beweisen solche Erfahrungen verstehen, welche ein jeder selbst machen kann. Daß es den Verteidigern der Alchimie an solchen praktischen Beweisen nicht fehle, habe ich im fünften Hauptstücke gezeiget. Daß aber auch sichere Geschichten vorhanden sein, hat man im dritten Hauptstücke gesehen. Daß sich die Alchimisten einzig und allein auf die Erzälungen anderer berufen solten, läßt sich nicht sagen, weil mancher Verteidiger dieser Kunst die Metallverädlung selbst gesehen und vorgenommen hat. Daß Hr. Wiegleb die Falschheit der Geschichten bewiesen haben solte, wird man, nach demjenigen, was ich auf seine Einwürfe geantwortet habe, wol nicht weiter zugeben können, vielmehr wird man finden, daß die Wahrheit vieler Geschichten, durch seine weggeräumten Einwürfe, noch mehr als vorher bestätigt sein. Ich sehe auch nicht, daß Hr. Erxleben durch seine Einräumung:

> Es mögten die Adeptengeschichten immerhin Mährchen sein.

darum zugegeben hätte, daß sie würklich Mährchens wären, und die Hauptsache immer auf den Beweis der physischen Unmöglichkeit ankomme; Er sagte doch vorher, daß die

> Alchimie durch Erfahrungen hinlänglich bestätigt sein möchte.

Wenigstens haben die Verteidiger der Alchimie gar nicht nötig zu fürchten, daß man alle Adeptengeschichten falsch machen könnte; denn viele derselben sind so bestätigt, daß man, um sie zu leugnen, schlechterdings allen historischen Glauben entsagen müste. Man würde den Gegnern schon zu viel einräumen, wenn man sich bloß und allein an die physischen Gründe der Möglichkeit einer Metallverädlung als einer Hauptsache halten wollte, obgleich es auch am leztern nicht fehlet.

§. 188.

§. 188. Denn was Hr. Wiegleb auf den zweiten Einwurf des Hrn. Erxleben antwortet, löset den Knoten nicht auf. Der Saz: was aus Teilen besteht, leidet auch eine Zusammensezung und Verbindung, nun aber bestehen die Metalle aus Teilen; folglich leiden diese Teile eine Zusammensezuug und Verbindung, mithin ist eine künstliche Hervorbringung, an sich betrachtet, möglich; enthält nichts irriges, wie doch Hr. Wiegleb glaubet. Freilich gibt es zwar natürliche Dinge, welche die Kunst nicht nachmachen kann, sogar wenn sie die Bestandteile derselben auch genau kennt. Eine Pflanze und einen thierischen Körper kann die Kunst nicht aus den Bestandteilen bilden, aber in leblosen und nicht vegetirenden Dingen kann sie der Natur nachahmen. Hr. Wiegleb sezt ganz willkührlich die Metalle in die Klasse derjenigen Körper, welche blos und allein von der Natur gebildet werden können. Ob dem aber so sei? ist gerade die Streitfrage, welche erst entschieden werden muß. Ein Verteidiger der Alchimie wird solches nicht zugeben, sondern vielmehr sagen: daß, da die Kunst viele andere mineralische Produkte nachmachen kann, sie auch wol die Metalle nachmachen könne. Die Möglichkeit dazu bleibt wenigstens immer, weil es ja keine Unmöglichkeit ist, daß einer die Bestandteile und Zusammensezung derselben in den Metallen kenne. In so fern kann man also den Schlus allerdings von der natürlichen Möglichkeit auf die künstliche Möglichkeit machen. Daß die Kunst nicht jedes mineralische Produkt, welches die Natur aus Bestandteilen zusammensezt und erzeugt, zusammensezen und erzeugen könne; darüber bringt Hr. W. die Granit- und Porphirfelsen als Beispiel vor. Diese macht freilich kein Künstler nach, wenn er auch die Bestandteile und Verbindung derselben genau kennet, denn wo wolte er alle Stoffe und Bestandteile dazu hernehmen? Wenn

indessen die Kunst ein gesalzenes Meerwasser nachmachen kann, ist man darum berechtigt, einen ganzen Ozean von ihr zu fordern?? Ferner sagt Hr. Wiegleb: „Es „gründe sich die Möglichkeit des Metallmachens auf die „genaue Känntnis der Bestandteile und Zusammense„zung derselben; kein Sterblicher aber besize diese „Känntnis." Beides ist ebenfals zu willkührlich angenommen. Denn es können andre natürliche Produkte auch ohne genaue Känntnis der Bestandteile und ihrer Verbindung nachgemacht werden, warum solte denn nicht auch ein Metall nachgemacht werden können, ohne die Urstoffe und die Verbindung derselben im Metall zu kennen? Anderntails ist es auch nicht ausgemacht gewis, ob nicht hier und da ein Sterblicher die Känntnis der Bestandteile und ihrer Zusammensezung im Metall wisse. Eben durch diese Känntnis erhebt sich vielleicht der Alchimist über die andern Scheidekünstler, und den Umfang der Möglichkeit dürfen wir ja nicht mit dem Maaèstabe unserer eigenen Känntnisse abmessen. Indessen will ich einmal zugeben, daß noch keiner die Bestandteile der Metalle und ihre Zusammensezung aufs genaueste kenne, auch daß diese Känntnis schlechterdings zum Metallmachen erforderlich sei; folglich, daß kein Sterblicher ein Metall machen könne. Daraus ist aber kein Schlus auf die Nichtigkeit der Alchimie selbst zu ziehen. Der Alchimist beschäftigt sich nicht mit dem Machen der Metalle, sondern mit dem Verädeln derselben. Kennt er gleich die Bestandteile der Metalle und ihre Zusammensezung nicht aufs genaueste, und ist es ihm deswegen unmöglich, ein Metall zu machen; so kann er doch wenigstens den sichtbaren Teil, welcher im unvollkommenen Metall, entweder nach der Menge oder nach der Verbindung, von der Natur verfehlt ist, ersezen, blos auf eine empyrische Weise. So glaubt er z. E. daß das Silber einen

Man-

Mangel am metallischen Schwefel habe, diesen ersezt er durch sein geheimes Mittel, ohne sich zu bekümmern, aus welchen Urstoffen das Silber, oder sein geheimes Mittel besteht; so wie ein Glaskünstler ein Glas färben kann, und dennoch nicht zu wissen nötig hat, aus welchen Urstoffen, und durch welche Verbindung derselben, das Glas, oder die metallische Farbe bestehet.

§. 189. Auf den dritten Einwurf des Hrn. Erxleben räumt Hr. W. ein: „daß etwas an sich „schweres, der bloßen Schwürigkeit wegen, nicht für „unmöglich gehalten werden könne, es könne aber auch „solches, wenn man nicht a posse ad esse schließen „wolle, weder die Möglichkeit noch weniger die Würk„lichkeit einer solchen Sache beweisen." Hier widerspricht sich Hr. W. offenbar. Wenn ich das Posse zugebe, so gebe ich ja die Möglichkeit zu, weil beides einerlei ist. Mit der Würklichkeit aber ist es anders, weil man vom Posse auf sie nicht immer schließen kann; hier ist aber nicht von der Würklichkeit, sondern blos von der Möglichkeit die Rede, und auf diese kann ich doch sicher vom Posse schließen. Er sagt aber, „wenn „in schwürigen Fällen die Möglichkeit einer Sache statt „finden solle, so müsse dazu schon ein zureichender Grund, „oder eine sichere Erfahrung oder eine gewisse Bedingung „vorhanden sein, worauf die Möglichkeit beruhe, alles „dieses aber fehle zum Beweise der Möglichkeit von der „Metallverwandlungskunst." Antwort: Der zureichende Grund oder die Bedingung, worauf die Möglichkeit der Metalveredlungskunst beruht, liegt in dem Wesen der Metalle selbst, welche alle aus einerlei Urstoffen bestehen, und nur zufällig unterschieden sind, sichere Erfahrungen sind auch genug vorhanden, daß die Metalle verädelt worden sind, und noch verädelt werden können: folglich ist die sonst an sich schwere Kunst der Metallverädlung

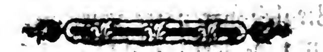
ädlung möglich. Wenn Er ferner sagt: „Wir möch„ten in unsern Tagen hundert Dinge möglich machen, „die den Vorfahren unmöglich waren, so dürften wir „daraus doch die Möglichkeit der Metallverwandlung „nicht herleiten — daß wir viele Dinge möglich machen „könnten, welche die Alten für unmöglich hielten, komme „blos daher, weil wir einen größern Grad von Erkännt„nis in solchen Sachen hätten u. s. w.;" so kann man dieses zugeben; denn es folgt daraus weiter nichts, als daß bei den Alten doch viele Sachen möglich wären, obgleich sie solche für unmöglich hielten, denn wenn diese Sachen damals in sich nicht möglich gewesen wären, so wären sie auch nachher nicht möglich gewesen, noch zur Würklichkeit gebracht worden, als man mehr Känntnisse hatte, die Möglichkeit zu realisiren. Daß aber, „wenn bei der Schwürigkeit der Metallverwand„lungskunst (Verädlungskunst) noch eine Hofnung zur „Möglichkeit statt finden solte, solches unter keiner an„dern Bedingung zugegeben werden könnte, als wenn „wir erst die genaueste Känntnis von dem Wesen, in„nern Bestandteilen der Metalle u. s. w. erlanget hät„ten." Dieses kann man nicht schlechterdings zugeben, denn so wenig, wie nach dem oben schon angeführten Beispiele eines Glaskünstlers, dieser, um ein Glas künstlich zu färben, nötig hat, die Urstoffe des Glases und des färbenden Stoffes genau zu kennen; eben so wenig hat allenfals ein Alchimist nötig, die Grundstoffe und Verbindung der Metalle zu kennen. Indessen kann man doch auch nicht wissen, ob nicht ein ächter Alchimist würklich jene erforderlich sein sollende genaue Känntnisse habe, um, wo nicht ein Metall zu machen, oder zu verwandeln, doch wenigstens es zu verädeln. Es fällt also von selbst weg, wenn Hr. Wiegleb sagt: „Es „habe noch niemand von den Vorfahren diese genaue „Känntnis besessen, und auch wir sein heute noch un„wissend

„wissend darin." Denn es ist nur willkührlich angenommen und gar nicht erwiesen, daß nicht die alchimistischen Vorfahren, so wie die jezigen Alchimisten, jene erforderlich sein sollende Känntnisse besessen hätten; vielmehr ist zu glauben und aus ihren Schriften zum Teil erweislich, daß sowol manche alte, als auch neuere Alchimisten, nicht blos auf empyrische Weise, sondern nach theoretischen Grundsäzen, die nur ihnen und ihren Zunftgenossen bekannt waren, die Metallverädlungskunst trieben. Es gab und gibt noch viele unter ihnen, welche ihr philosophisches Auge bei Erlernung der Kunst zu Hülfe nahmen und noch nehmen, und bei ihren Untersuchungen hinter manches Geheimnis der Natur gekommen sind, welches andern Scheidekünstlern verborgen ist. Wenn sie aber, ich sage es noch einmal, auch nur empyrisch zu Werke gingen, und nur so viel Känntnis von den Bestandteilen der Metalle, und deren Mischung hatten, als erforderlich war, eine Verädlung der Metalle zu bewürken, so blieb ja doch die Kunst selbst, so wol bei den alten als neuen möglich. Es ist folglich nicht notwendig, daß man, wie Hr. Wiegleb thut, „die Möglichkeit der Goldmacherkunst so lange aussetze, „bis man von allen Körpern derjenigen Klasse, unter „welchen das Gold der vollkommenste ist, eine vollkom„mene Känntnis habe, welche uns noch jezt mangelt." Aus dem, was ich geantwortet habe, erhellet vielmehr, daß Hr. Wiegleb hier hätte sagen müssen: Ich, Du, Er, Wir, u. s. w. werden nicht eher Gold machen können, bis wir einst die Känntnisse haben, welche die Alchimisten haben, diese Känntnisse mögen sich nun auf gesunde Theorie oder auf bloße empyrische Kunst gründen, das thut nichts zur Sache. Und wenn Hr. Wiegleb die Metallverädlungskunst darum überhaupt für unmöglich halten will, weil Mir, Dir, Ihm, Uns, als einzelnen Personen, jene Känntnisse noch zur Zeit

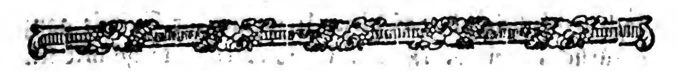
man-

mangeln, so habe ich eben so viel Grund, die Verfertigung eines gefärbten Glases für unmöglich zu halten, weil ich kein Glaskünstler bin. Ob übrigens „der höchste Grad der menschlichen Erkänntnis jene Körper nie „durchdringen werde," oder nicht gar schon die Känntnis mancher Alchimisten sie durchdrungen habe, obgleich sie vielleicht zu eigensinnig sind, uns solches deutlich zu sagen? das ist eine große Frage. Wenn aber auch die Bestandteile und Zusammensezungen derselben in den Metallen ewige Räthsel blieben, so wäre es doch keine nothwendige Folge, daß „die Alchimie oder die Veräd„lung der Metalle selbst, darum ein Schattenbild bliebe" weil in unserer besten Welt doch vieles geschieht, wovon wir keinen deutlichen Begrif haben. Was sonst noch von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Metallverädlungskunst zu sagen wäre, ist oben §. 139. schon gesagt.

§. 190. Noch hat Hr. Wiegleb in einigen andern Schriften, z. B. im Handbuche der allgemeinen Chemie, wie auch in der von ihm vermehrt herausgegebenen Burghardschen Destillirkunst, vieles gegen die Alchimie gesagt, da solches alles aber nichts neues enthält, so würde es überflüssig sein, dieses besonders zu beantworten.



Beschlus



Beschlus und kurze Wiederholung statt eines Registers.

Im ersten Hauptstücke habe ich gezeigt §. 1. 2. 3. was Chimie und Alchimie sei, und §. 4. woher das Wort Chimie seinen Ursprung habe. §. 5. ist der Begrif des Worts Alchimie näher bestimmt, und §. 6. 7. die Partikularalchimie von der Universalalchimie unterschieden, §. 8. aber von den Verteidigern und Gegnern dieser Wissenschaft etwas gesagt, und unter den lezteren Hr. Wiegleb genannt worden, wider dessen historisch-kritische Untersuchung der Alchimie diese Schrift eigentlich geschrieben ist.

Im zweyten Hauptstücke wird §. 9. die Meinung der Alchimisten vom Altertum und Ursprung ihrer Kunst kürzlich angeführt, und §. 10. 11. gezeigt, daß es gar wol möglich sei, daß die ältesten Metallkünstler etwas von der Verädlung der Metalle verstanden haben, um desto mehr, da sie §. 12., manche chimische Künste wusten, und deswegen Chimisten genennt zu werden verdienen. §. 13. So sehr eingeschränkt auch damals die Chimie noch war, so wurden doch die Menschen täglich klüger, weil sie die Erfahrungen ihrer Voreltern nuzen konnten, und dabei Ruhm erwarben. §. 14. Die Cainiten waren die ersten Künstler, §. 15. die Sethiten lernten sie von diesen. Der Ursprung der Künste sowol überhaupt, als besonders der Chimie, wird zwar von einigen für göttlich ausgegeben, §. 16. dies wäre zwar nicht unmöglich, §. 17. indessen ist es doch

doch wahrscheinlich, daß dieser Ursprung der Chimie ganz natürlich, und §. 18. auf die Egipter fortgepflanzt sei. Historische Beweise sind davon zwar nicht vorhanden, allein §. 19. der große Reichtum der Egipter, und andere Gründe, lassen doch vermuten, daß dieses Volk die Alchimie getrieben habe, und die Einwendungen, welche Hr. Wiegleb dagegen macht, sind unerheblich. §. 20. der weise Egipter Hermes breitete die Kunst weiter aus. §. 21. Auch Moses lernte die Alchimie von den Egiptern, und war ein Goldkünstler, sonst hätte er das Aronsche goldne Kalb nicht verbrennen können. §. 22. Dieses Kalb war ganz von Golde, und nicht blos mit Golde überzogen, wie Hr. W. es meinet. Die Alchimisten sezen auch §. 23. 24. den König Salomo in ihre Zunft, und haben darin so großes Unrecht nicht. §. 25. Man glaubt auch Hiob habe die Alchimie verstanden. §. 26. Es gibt auch mehr Stellen in der Bibel, aus welchen sich mutmaßen läßt, daß mehrere Männer des Altertums mit dieser Kunst bekannt gewesen sein. §. 27. Vom Johannes dem Evangelisten ist es nicht unwarscheinlich, daß er den Stein der Weisen gekannt habe. §. 28. Es gibt sonst noch manche Beweise des Altertums dieser Kunst. Die hieroglyphische Sprache der Alchimisten scheint einen alten Ursprung zu haben, auch verschiedene Erzälungen aus der Mythologie und alten Historie, §. 29. besonders die Erzälung vom goldnen Vlies, §. 30. und mehr andere Erzälungen gehören hieher. §. 31. Es gibt noch alte Denkmäler von dieser Kunst, §. 32. auch Plinius hat davon Zeugnisse. §. 33. Besonders läßt sich aus einer Stelle im Suidas beweisen, daß die Egipter Goldmacher gewesen sein. Hr. Wiegleb sucht zwar §. 34. dieses Zeugnis verdächtig zu machen, es werden aber §. 35. bis 42. alle seine Gründe widerlegt. Es wird §. 43. von einigen alten alchimistischen Schriftstellern

lern noch Nachricht gegeben, und §. 44. gezeigt, warum die Alchimisten das egiptische Labyrinth für eine chimische Werkstatt ausgegeben haben. §. 45. Nach der Zeit der diokletianischen Zerstörung der alchimistischen Bücher in Egipten wurde die Alchimie auch in andern Ländern bekannt. Im vierten und fünften Jahrhunderte lebten einige, obgleich wenige Alchimisten. Dieses kam her vom allgemeinen Verfall der Wissenschaften. §. 46. Nur in den Klöstern fand man damals noch Alchimisten. §. 47. Auch die Araber machten sich durch die Alchimie bekannt. Geber gibt ein besonderes Zeugnis vom Altertum dieser Kunst. §. 48. Die Sinesen behaupten ebenfals, daß sie einen alten Ursprung habe. §. 49. Wenn man nun alles, was zur Behauptung des Altertums dieser Kunst gesagt ist, mit den wieglebschen Einwendungen dagegen vergleicht; so wird man überzeugt werden, daß die Alchimie eine sehr alte Wissenschaft sei.

Im dritten Hauptstücke wird §. 50. gesagt, daß das Altertum eigentlich zum Beweise der Würklichkeit dieser Kunst nichts beitrage, sondern §. 51. daß historische Zeugnisse davon genug vorhanden sein, obgleich Hr. Wiegleb solche leugne. §. 52. Roger Baco §. 53. und Raimund Lullius waren Alchimisten. Gegen den lezten wendet Hr. W. vieles ein, was keinen Grund hat, deswegen wird die lullianische Geschichte §. 54. bis 59. gerettet. §. 60. Wird eine alte Historie erzält, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch vor Lullius Zeit sich zugetragen hat, und §. 61. wird Arnold von Villanova und dessen Geschichte gegen Hr. Wiegleb verteidigt. Eben dieses geschieht §. 62. mit Albert dem Großen. §. 63. Wird vom Thomas Aquinas, §. 64. vom Bernhard Trevisanus,

und §. 65. vom Nikolaus Flamellus gehandelt, und die Wahrheit der Geschichte des leztern gegen Hr. Wiegleb behauptet. §. 66. Wird der Einwurf abgekehrt, welchen Hr. W. den Alchimisten mit der Bulle des Pabsts Joh. XXII. macht. §. 67. Treten Basilius Valentinus und Isaac Hollandus als Adepten auf, und §. 68. kommt Paracelsus vor und wird vertheidigt. §. 69. Wird vom Tarvesinus und Bragadin Nachricht gegeben, welche Hr. W als vermeinte Goldmacher der alchimistischen Zunft mit Unrecht aufdringen will, und §. 70. werden noch einige alte Alchimisten kürzlich genannt. §. 71. Im funfzehnten Jahrhunderte waren als Adepten bekannt, Wan, Burkard, Krapit, ferner §. 72. Poiselius, Thomas de Bononia, Cor, §. 73. Ripläus, und §. 74. Pico Mirandulanus, welcher noch verschiedene andere Adepten seiner Zeit nahmhaft macht. §. 75. Im sechszehnten Jahrhunderte waren am sächsischen Hofe zween Alchimisten bekannt, nämlich Beuther §. 76. und Schwärzer. Die Geschichte dieser Adepten wird bis §. 91. gegen die wieglebschen Einwürfe gerettet, beiläufig auch im §. 77. eine Nachricht von einem kunkelschen Manuscript der sächsischen Processe Nachricht gegeben. §. 92. Kaiser Rudolph II. war selbst Adept, und hatte an seinem Hofe verschiedene andre Adepten, nämlich Delle, §. 93. Kelläus, und §. 94. Gustenhover. §. 95. Thurnheisser veradelte um diese Zeit einen eisernen Nagel zum Teil zu Gold. §. 96. Auch Claveus verstunde die Alchimie, und Olaus Wormius erwähnet eines hier einschlagenden Pulvers und Leinwands. Am Hofe Ferdinands II war der Adept Sendivogius §. 97. welcher seine Tinktur vom Sitonius erhalten hatte. §. 98. Zu Ferdinands III. Zeiten war der Adept Richthausen oder Baron von Chaos berühmt, von dessen Arbeit

noch

Dem

Hochwolgebornen Herrn

HERRN

Friederich Heinrich Diederich von Essellen

Herrn zu Kringeldanz rc.

Königl. Preußischem Justizrath rc. rc.

Meinem

verehrungswürdigsten Gönner.

Dem

Hochwohlgebohrnen Herrn

HERRN

Friedrich Heinrich Siegfried von [illegible]

Herrn zu [illegible] rc.

Königl. Preußischem [illegible] rc. rc.

Meinem

[illegible] Gönner.

noch eine goldne Schaumünze vorhanden ist. §. 99. Kommen Neri und Butler, §. 100. Scotus, Chadlat, Mamugnanus und §. 101. Helmont vor. §. 102. Werden ein Paar arabische Geschichten beiläufig erzält. §. 103. Der schwedische König Gustav Adolph hatte auch Adepten an seinem Hofe, imgleichen §. 104. Kaiser Leopold, bei welchem Wenzel Seiler berühmt war. §. 105. Kommt Kirchers Adeptengeschichte vor. Imgleichen Borrichs Erzälung von Gersdorf, welcher noch etwas von einem vom Paracelsus verfertigten Weisen Stein besessen hatte. Auch von Sansimon, Philaletha und noch einigen Adepten wird kürzlich Nachricht gegeben, welche in Waizenkirchen, Hanau und Kranichfeld ihre Kunst gezeigt haben. Auch Gualdus, Borri und mehr andre werden angeführt. §. 106. Wird ein Vorwurf abgefertigt, welchen Hr. W. den Alchimisten mit einer Stelle aus Moresinus und einem Histörchen vom Pabst Leo X. macht. §. 107. Wird die Bekehrungsgeschichte des Professors Martini in Helmstädt erzälet, und gegen Hr. Wiegleb als wahr behauptet. §. 108. Die Geschichte des Helvetius, §. 109. Montesnyders und §. 110. noch ein Paar Adeptengeschichten werden erzält. §. 111. Cajetano hat in Berlin würklich Gold gemacht, imgleichen §. 112. Böttcher, obgleich Hr. W. manches hiergegen einwendet. §. 113. Auch in Salzwedels Apoteke zu Frankfurt, und §. 114. zu Leipzig bei Stolle erschienen Adepten. §. 115. Paikul und §. 116. Dippel waren auch Alchimisten. Lezterer hat auch die Schmolzische Geschichte erzälet, welche gegen die Einwürfe eines ungenannten, im 7ten Bande des hamburgischen Magazins gerettet wird. §. 117. Kommt eine Adeptengeschichte des Raths Liebknecht vor. §. 118. Die Gräfin von Erbach läßt ihr Silbergeschirr zu Gold verädeln,

und ihr Gemahl bekommt von der Juristenfakultät in Leipzig deswegen ein Gutachten. Was Hr. W. gegen diese Geschichte einwendet, wird §. 119. widerlegt. §. 120. Beim Superintendent Joch in Dortmund erschien auch ein Adept. §. 121. Auch Kunkel von Löwenstern machte Gold. §. 122. Kundmanns Geschichte, nebst einigen andern Geschichten in Wien und Amsterdam, imgleichen mit Burghardt und Koch werden kürzlich erzält. §. 123. Sehfelds Geschichte ist besonders merkwürdig. §. 124. Ein Adept erscheint bei den Hrn. von Creuz und Güldenfalk, auch der Landgraf von Hessendarmstadt bekommt von einem Adepten etwas Tinktur. §. 125. Hr. Jugel hat auch Tinktur gehabt. §. 126 Erscheinung eines Adepten bei Merkel in Frankfurt, und einige andre neue Geschichten. §. 127. Stahl ein Adept in Coblenz. §. 128. Im Kloster zu Oderberg werden einige alchimistische Sachen von einem Mauergesellen gefunden, welche Hans von Osten verstekt hatte. §. 129. Eine hermetische Erscheinung bei dem Hrn. Professor Semler in Halle. §. 130. Im Jahre 1783. starb zu Brüssel der mutmaßliche Adept Rolesson. §. 131. Björnstahl erzält in seiner Reisenachricht etwas von einem Adepten in Hanau, und §. 132. James Price macht öffentlich Gold und Silber. §. 133. Es wird noch eine Adeptengeschichte aus den hällischen Beiträgen zur Beförderung der Naturkunde erzälet. §. 134. Wenn nun unter allen diesen Erzälungen auch nur ein Paar wahr sind, so ist die Möglichkeit der Goldmacherkunst gerettet.

Im vierten Hauptstücke §. 135. wird gezeigt, daß die Alchimie der Vernunft nicht widerspreche; weil aber Hr. W. einige Einwürfe gegen die Möglichkeit derselben macht, so werden diese Stük für Stük geprüfet und

und beantwortet, und zwar erstlich gezeigt: daß die Alchimie nichts mit Aberglauben und Schwärmerei zu thun habe, ferner §. 136. daß sie eine praktische Kunst sei, und §. 137. die Alchimisten sich nicht widersprechen, auch überhaupt die alchimistischen Geschichten §. 138. weder partheiisch, noch des Betrugs verdächtig sein. §. 139. Hr. Wiegleb spricht zwar vieles von der Unmöglichkeit dieser Kunst, es wird aber gezeigt, wie leicht man in der Bestimmung der Grenzen der Möglichkeit irren könne. §. 140. Der Widerspruch, welchen diese Wissenschaft seit langer Zeit leiden muß, ist auch kein Beweis wider sie, sondern vielmehr für sie. Diese Kunst hat ohnedem immer ihre Verteidiger gefunden, und wird sie ferner finden. §. 141. Die im Geber befindlichen Einwürfe, welche Hr. W. anführt, sind schon oft widerlegt, §. 142. so wie auch der alte Einwurf: Species rerum non permutantur, welchen Hr. W. in einer weitläuftigen Demonstration vorträgt. Dieser wird nochmals beleuchtet, §. 143. von den Bestandteilen der Metalle gehandelt, und §. 144. werden einige Schriftsteller genannt, welche den Saz von der unmöglichen Veränderung der Specierum beantwortet haben.

Im fünften Hauptstücke wird §. 145. aus bekannten Versuchen gezeigt, daß die Verädlung der Metalle möglich sei. §. 146. Schon durch die Mischung verschiedener Metalle und metallischen Stoffe geschehen Verädlungen. §. 147. Ins nähere Gebiet der Alchimie gehören alle ungewöhnliche Ausscheidungen der ädleren Teile aus unädlen Metallen. §. 148. bis 150. Besonders aber gibt es Experimente, welche würklich alchimistisch sind. §. 151. Sie sind zwar nicht vorteilhaft, aber doch hinreichend, die Möglichkeit der Ver-

ädlung schlechter Metalle zu beweisen. §. 152. Wird ein räthselhaftes Partikular aus dem philosophischen Testamente Treilings angeführt.

Im sechsten Hauptstücke wird vom Steine der Weisen, und zwar §. 153. vom Namen, §. 154. von der Gestalt, §. 155. von der Würkung, und §. 156. von der Möglichkeit desselben gehandelt. §. 157. und 158. Die Verfertigung desselben ist von den Alchimisten sehr räthselhaft beschrieben. §. 159. Der Alchimisten Beschreibung des Stoffes zum Steine der Weisen wird §. 160. von vielen unrecht verstanden, und diese arbeiten deswegen in den unrechten Materien. §. 161. Das Acidum universale der Chimisten ist der eigentliche Grundstof. §. 162. Der Stof kann nicht anders als mineralisch sein, §. 163. er ist vorzüglich im Vitriol anzutreffen, von welchem die Alchimisten viel Rühmens machen. §. 164. Der Stof erfordert mancherlei Bearbeitungen, §. 165. und eine Zumischung eines goldischen Ferments. §. 166. Es kommen verschiedene Farben bei der Arbeit zum Vorschein, welche anzeigen, daß man den rechten Stof habe, und auf gutem Wege sei. §. 167. Die Auflösung des Stoffes ist eines der wichtigsten Erfordernisse. Das Menstruum dazu ist vermuthlich der Thau. §. 168. Andre nehmen das Regenwasser oder den Schnee dazu. §. 169. Vom Feuer und den Gefäßen der Alchimisten, wie auch §. 170. von der Zeit, welche zur Ausarbeitung erforderlich ist, wird etwas gesagt. §. 171. Weil nun der Stein der Weisen kein übernatürliches Ding, sondern ein chimisches Produkt ist, durch die Chimie aber viel wunderbarere Dinge zur Welt kommen; so kann man ihn, an und für sich betrachtet, nicht für unmöglich halten.

Im

Hochwolgeborner

Gnädiger Herr,

Hochzuverehrender Herr Justiz-
rath!

Die vielen Beweise des Wolwollens, welche **Ew. Hochwolgebornen Gnaden** mir immer gegeben haben, stets mit tiefstem Dank zu erkennen, wird meine angenehmste Pflicht sein.

Eben dieses macht mich so kühn, **Ew. Hochwolgeb. Gnaden** die gegenwärtige Schrift, als ein Zeichen meiner Ehrfurchtvollesten Ergebenheit, unterthänig zuzueignen.

Ich füge den heißesten Wunsch bei, daß **Ew. Hochwolgeb. Gnaden**

ver-

verdienstvolles Leben von nie unterbrochener Freude begleitet sei, und Hochdieselben so wol, als Hochderoselben würdigste und über ales Lob erhabene Frau Gemalin Gnaden und sämtliche hohe Familie, immer mit dem besten Segen Gottes überströmet werden mögen.

Ich habe die Ehre mit vollkommenster Verehrung zu verharren

Ew. Hochwolgebornen Gnaden

Bochum
im Februar 1789.

unterthäniger Diener
D. K. A. Kortüm.

Im siebenten Hauptstücke §. 172. wird behauptet, daß die Betrügereien der Afteralchimisten der Alchimie selbst nicht zum Vorwurf gereichen können. §. 173. Es werden verschiedene Betrugsarten erzält, §. 174. aber gezeigt, daß bei den meisten Adeptengeschichten solche Betrügereien nicht haben vorgehen können.

Im achten Hauptstücke §. 175. wird das abgeschmakte einer Universalarznei gezeigt, und zugleich der Ursprung jener Idee angewiesen: daß der Stein der Weisen eine solche Universalarznei und ein Mittel zum langen leben sei. §. 176. Indessen, obgleich der Stein der Weisen keine Universalarznei sein kann, so folgt doch nicht daraus, daß er nicht eine Verädlungskraft der Metalle habe. §. 177. An sich ist es nicht unvernünftig, dem Steine der Weisen große Heilkräfte zuzuschreiben.

Im neunten Hauptstücke §. 178. wird der Einwurf einiger Gegner widerlegt: daß ein Alchimist sich einbilde, mächtiger als die Natur zu sein. §. 179. Auf den Einwurf wird geantwortet: daß die Verädlung der Metalle sündlich sei, und §. 180. ebenfals noch der Einwurf geprüft: daß die Alchimie viele Menschen unglüklich mache. Es wird zwar zugegeben §. 181. daß mancher bei der Alchimisterei in Unglük gerathe, indessen kann man die Unglüksfälle einzelner Personen der Wissenschaft selbst nicht zur last legen. §. 182. Auch ich rathe die alchimistische Arbeiten nicht, als allein solchen, §. 183. welche Fähigkeit, Zeit, Gelegenheit, und die Handleitung eines treuen Führers haben.

Im

Im zehnten Hauptstücke wird endlich dasjenige von §. 184. bis §. 189. kürzlich beantwortet, was Hr. W. in seinen Zusäzen zur Chimie des Hrn. Erxlebens gegen die Alchimie gesagt hat. §. 190. Was Hr. W. noch in einigen andern Schriften vorbringt, enthält nichts neues.

ENDE.



